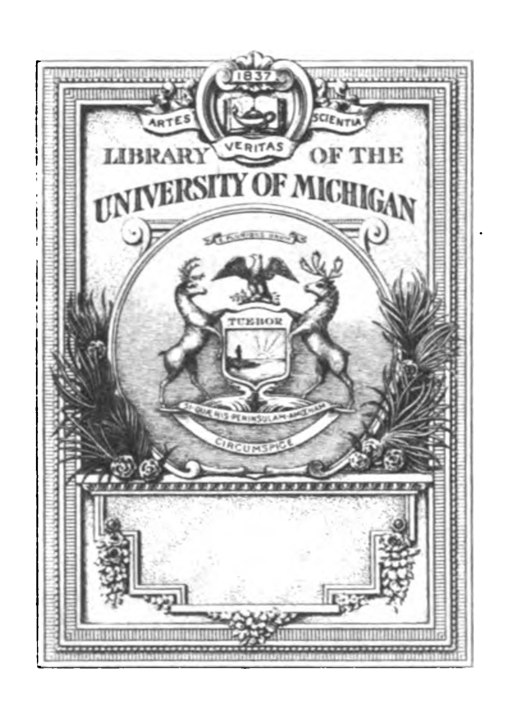

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1923

INHALT.

Seite

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 1. 2. december 1922

Primitive gemeinschaftscultur. beiträge zur volkskunde und mythologie von **H. Naumann.** Jena, E. Diedrichs 1921. 195 ss. 8°. — 24 m.[1]

Die sieben aufsätze H. Naumanns, denen sich einer seiner gattin zugesellt, behandeln volkskundliche und religionsgeschichtliche probleme unter dem gesichtspunct primitiver gemeinschaftscultur. sie sind ihrem inhalt und ihrem wert nach verschieden. am wertvollsten sind die schon früher veröffentlichten litterarhistorischen über das alte vagantenlied 'Stetit puella' und über den ursprung des bänkelgesangs. dort findet N. in den beiden ersten strophen ein latinisiertes volksrätsel, als vorbild des bänkelgesangs erklärt er die geistliche märtyrerlegende und sieht in ihm die reclametrommel gewinnsüchtiger drucker von flugblättern, in den bänkelsängern die colporteure der neuen zeitung des 16 jh.s. primitive gemeinschaftscultur ist, wenn man es kurz fasst, cultur der volksseele; in ihr wurzelt die höhere cultur. mit ihrer erforschung fordert N. dasselbe was ich schon 1907 für den wissenschaftlichen betrieb der volkskunde aufgestellt habe, und die auslegung meiner worte von OWaser (Die Schweiz XXII 366) stimmt ganz zu der auffassung Naumanns, nur dass dieser das psychologische moment unberücksichtigt gelassen hat. dies aber erklärt allein, weshalb sich stand, alter und geschlecht in der neigung zur gemeinschaftscultur unterscheiden und unter welchen bedingungen auch der höher gebildete in ihrem banne steht.

N. hat seine untersuchungen, namentlich die zweite und dritte (Primitiver totenglaube; Märchenparallelen), ganz auf den totenglauben und totencult eingestellt. mit vollem rechte fasst er diesen als präanimismus. aber er hat dabei die neueren religionsgeschichtlichen forschungen (Beths, Söderbloms, Friedrichs ua.), nach denen der glaube an die macht der dinge und der erscheinungen in der umwelt die unterste schicht religiösen lebens bildet, leider nicht berücksichtigt. und doch erklärt dieser allein zahlreiche fortlebende volksvorstellungen in worten und handlungen. dieser glaube hat aber auch zum grofsen teil die dämonen geschaffen. gewis hat N. recht, wenn er in den spukgestalten etwas dämonenhaftes findet, aber die behauptung, der

[1] die ausführliche besprechung des buches konnte wegen raummangels nicht zum abdruck kommen.

mensch werde durch den tod schlechthin dämonisches wesen (s. 51), ist doch sehr gewagt. hier steht N. ganz unter dem einflusse von Schonings Leichendämonentheorie, die aber jüngst erst wider durch vSydow (Jättarna i mytologi och folktradition) scharf zurückgewiesen worden ist.

Diese auffassung von der bedeutung der leichendämonen beherscht auch die arbeit über die märchenparallelen, die m.e. der schwächste teil des buches ist. sicher können ähnliche erzählungen in verschiedenen gegenden unabhängig von einander entstehn, sie mögen auch hier und da in präanimistischem totenglauben und -cult wurzeln. selbst die stilisierung und heroisierung dieser primitiven motivformeln ist recht wol möglich, aber ihnen eine solche ausdehnung zu geben wie es N. getan, heifst über das ziel hinausschiefsen und dürfte ebensowenig anklang finden wie Panzers Eisenhanstheorie. da soll der präanimistische mädchenräuber und leichenfresser in animistischer stilform zum drachen werden, in ritterlicher zum roten ritter der Artussage, Wieland soll einst ein unhold gewesen und Niđuđ aus dem alten unholdsfresser und heilbringer herausgewachsen sein. selbst der zwerg Alvís in den Alvíssmál soll im leichendämon wurzeln und Thor der heilbringer sein. so wittert N. überall den leichendämon und den heilbringer, der diesen zum wohle der menschheit beseitigt; das motiv soll bald in mythischer, bald in heroisierter oder ritterlicher, bald in animistischer stilform umgebildet sein. und da das höchste opfer des heilbringers das selbstopfer ist, so opferte sich auch Óđin, als er den gang zum riesen Vafþrúđnir wagte. ich vermag beim besten willen nicht die idee des heilbringertums aus diesen beispielen herauszulesen oder sie hineinzuinterpretieren. das ist der boden auf dem sich alles erklären lässt, und den man doch meiden sollte, wenn wir der volkskunde und religionsgeschichte wissenschaftlichen wert erkämpfen wollen, was doch zweifellos Naumanns ziel gewesen ist. das zeigen ja vor allem auch die noch folgenden aufsätze, die sich mehr auf litterarischem boden bewegen, wo das quellenmaterial die zügel straffer zieht. 'Primitive gemeinschaftsdichtung ist die keimzelle der kunstdichtung. was wir meist als volksdichtung zu bezeichnen pflegen, ist gesunkene kunstdichtung, die dieser ungefähr hundert jahre nachhinkt' — das ist der grundgedanke der diese aufsätze durchzieht. schwer zu erkennen ist hier, wo N. die grenze zwischen gesunkenem gemeinschaftslied und volkslied sein lässt. denn alles was man unter volkslied zu verstehn pflegt, ist doch nicht gesunkene kunstdichtung. zahlreiche volkslieder, namentlich natur- und liebeslieder, durchzieht jahrhunderte lang der gleiche ton, und die kunstdichtung einer bestimmten zeit ist daraus nicht zu erkennen. — Besondere aufmerksamkeit ist dem gemeinschaftsdrama gewidmet, das sich nach N. aus dem mimischen tanze entwickelt hat: durch umstilisierung und über-

tragung der handelnden personen auf gestalten der götter- und heldensage ist die tragödie, auf volkstümliche gestalten dagegen die komödie, in Deutschland das fastnachtsspiel, entstanden. auch dass in den keimfiguren vegetationsdämonen stecken, wie schon Mannhardt annahm, halt ich für sicher. nur lassen sich diese, selbst bei der annahme von umstilisierung, schwerlich alle als totendämonen auch nur wahrscheinlich machen. scheinbar alter ritus ist oft nichts weiter als sitte die in der freude an lebensbetätigung wurzelt, wie zb. die alten innungsfeste, an denen jeder beruf die embleme seines handwerks zur geltung bringen wollte. am ehesten darf man noch das schwertfechterspiel (s. 124 ff) als ein von den städtern umgewandeltes ritual auffassen, denn dieses darf nicht ohne weiteres dem schwerttanze gleichgestellt werden. der schwerttanz ist von haus aus das innungsspiel der schwertfeger; er hat nichts mit dem schwerttanz des Tacitus zu tun. von den schwertfegern gieng er auch auf andere innungen über und fand eingang in ländlichen kreisen. das schwertfegerspiel dagegen ist die städtische umwandlung eines agrarischen vegetationstanzes, auf den allerdings der schwerttanz von einfluss gewesen zu sein scheint.

In den spuren ihres gatten bewegt sich auch der aufsatz der frau Naumann 'Zum Schutzgeisterglauben'. zunächst hier ein wort pro domo. frau dr N., die wol nicht wie ihr gatte am kriege teilgenommen hat und daher die arbeiten ihres specialgebietes eingesehen haben konnte, durfte es wissen, dass ich mit der seelenglaubentheorie längst gebrochen habe, zu deren verteidigern sie mich auch jetzt noch macht. sie knüpft in der arbeit selbst an ihre doctordissertation an und erklärt den nordischen fylgjenglauben aus dem glauben primitiver völker an das verborgene leben, das sich im sympathietiere zeigt. in diesem lebt der mensch auch nach seinem tode fort, und erst wenn das sympathietier getötet ist, erlischt seine existenz. so weit es sich um die tierfylgje handelt, kann man diese deutung gelten lassen, so unsicher auch der boden ist auf dem sie aufgebaut. wo dagegen die fylgje als weiblicher schutzgeist begegnet, da versagt die beweiskraft der frau N. ganz. denn weshalb der *hamr Atla* Atlis schutzgeist oder die stärke das bindeglied zwischen schutzgeist und sympathietier sein soll, ist mir unverständlich. und ebensowenig beweiskraft hat der büffel des afrikanischen märchens als parallele zu den frauen- und geschlechtsfylgjen. ebenfalls völkervergleichend, doch exact concentrisch vorgehend, deutet auch Rosén den nordischen fylgjenglauben, kommt aber zu ganz anderem ergebnis. er sieht seine wurzel in dem glauben und ritualgebrauch, der sich bei allen völkern an die nachgeburt knüpft. und so kommt er zu dem schlusse, dass zahlreiche völker die nachgeburt als einen teil des menschen selbst betrachten, ja als ihren und andrer menschen schutzgeist (Om

dödsrike och dödsbruk i fornnord. religion s. 224 ff). aber auch diese erklärung löst nicht alle rätsel; sie enthüllt wol das geheimnis vom fylgjenweib, aber nicht vom fylgjentier. so herscht über den fylgjenglauben noch keine einigkeit, und ich habe deshalb die fylgje schlechthin als zweites ich im menschen gedeutet, das den körper begleitet, ihn aber auch verlassen und alle möglichen gestalten annehmen kann. doch mit dem seelenglauben hat die fylgje nichts zu tun; sie ist nicht unkörperlich, transcendental, sondern immer körperlich, und kann daher sprechen und handeln, ja selbst getötet werden.

Leipzig. **E. Mogk.**

Vatnsdœla saga hrsg. von **W. H. Vogt** (Altnordische Sagabibliothek bd. 16). Halle, Niemeyer 1921. LXXVIII u. 144 ss. 8°.

Mit freude begrüfsen wir es, dass die bewährte altnordische Sagabibliothek sich trotz der ungunst der zeiten am leben erhält und auf die kriegspublication von Fr. R. Schröders Hálfdanarsaga Eysteinssonar nunmehr Vogts Vatnsdœlasaga folgen lässt. dass grade diese ausgabe ein würkliches bedürfnis war, darf behauptet werden, denn Vígfussons alte ausgabe in den Fornsögur war zwar kritisch nicht unbrauchbar, aber eine modernere litterarische behandlung, wie V. sie bietet, war sehr erwünscht. zudem waren die Fornsögur nicht überall leicht zugänglich, und so ist die deutsche publication in einer weit verbreiteten serie höchst erfreulich. grade deswegen hätte man freilich gewünscht, noch mehr von dem gesamten überlieferungsbestande zu sehen zu bekommen, und mindestens das fragment M mit seiner sonderstellung hätte wol bei seiner kürze einen erneuten vollen abdruck, nicht nur eine beschreibende textvergleichung verdient und ohne technische schwierigkeiten auch erhalten können.

Vogts neue ausgabe bedeutet das eindringen neuer und wertvoller methoden in die Sagabibliothek. sie fasst ihren stoff unter ganz anderen gesichtspuncten auf als etwa Finnur Jónssons einleitung zu seiner Egilssaga. diese beginnt mit einem sehr ausführlichen abschnitt über isländische geschichtsschreibung und behandelt später noch gesondert die 'glaubwürdigkeit' der Egilssaga. dh. ihm ist die saga in erster linie geschichtsquelle, der materielle teil der saga interessiert ihn besonders, der historische wie der altertumskundliche. quellen- und überlieferungsfrage wird sorgfältig erwogen, wie bei einer mittelalterlichen chronik. das alles hat seine zweifellose volle berechtigung. aber die künstlerische betrachtung tritt dabei in zweite linie. V. dagegen kommt von Heusler her. für ihn ist die saga zunächst nur kunstwerk, künstlerische individualität und bedingtheit zu erfassen und klarzulegen, ist hauptaufgabe des herausgebers. ästhetische gesichtspuncte walten bis zu dem grade vor, dass sie

— ebenfalls in Heuslerscher schulung — V.s eigene sprache stark und für meinen geschmack nicht immer ganz glücklich beeinflussen. auch V. beschäftigt und interessiert die quellenfrage, aber auch sie von ästhetischen gesichtspuncten aus. nicht inhaltlich, materiell wird sie geprüft, sondern formal. was ist in der fertigen saga tradition? wie weit war diese tradition geformt? was ist künstlerische neugestaltung des sagamannes? diese berechtigten und ergiebigen mafsstäbe anzulegen, lag für V. nahe, denn seine besten arbeiten liegen auf diesem gebiet. das classische werk stilistisch-künstlerischer analyse einer saga ist Heuslers behandlung der Vǫlsungasaga (Die lieder der lücke des Codex regius, Festschrift für HPaul 1902 s. 1 ff), die indessen nicht selbstzweck, sondern kritisches mittel war. V. ist früh mit seinen studien zur Egilssaga auf diese wege gekommen, die er neuerdings mit energie weiter gegangen ist. er gehört auch zu dem kreis der übersetzer in der sammlung Thule, die die saga als kunstwerk populär zu machen sucht, und hat dort ua. eine übersetzung der Vatnsdœlasaga gegeben. besonders wichtig ist sein aufsatz in der Zs. 58, 161 ff über die 'Frásagnir' der Landnámabok, in dem er seine principielle auffassung zur entstehungsgeschichte der saga darlegt und hinter den ausführlichen texten kurze einfache, anekdotische, aber doch künstlerisch fest geformte erzählungskerne nachweist, die mehr oder weniger ausgestaltet in die fertige saga übergehn.

Diese auffassung findet ihre anwendung auch auf die Vatnsdœlasaga und führt auch hier trotz der starken persönlichkeit des sagamannes zum nachweis älterer kerne. V.s anschauung ist naturgemäfs nichts unvermittelt neues. schon 1885 hat die dissertation des Schweden U. Bååth (Studier öfver kompositionen i några isländska ättsagor) ähnliche gesichtspuncte geltend gemacht und in weniger eindringender analyse als V. im 'þáttr', dem erzählungsabschnitt die vorlitterarischen kerne der saga zu erkennen gemeint. in seine analyse bezieht er auch grade die Vatnsdœlasaga ein. mir war daher die kurze und abweisende form auffallend, in der Bååths arbeit in V.s von reicher litteraturkenntnis zeugender einleitung behandelt wird. mir scheint die abweisuug unverdient, denn genau wie V. hat schon Bååth die centrale bedeutung der *hamingja*-idee für die composition der Vatnsdœlasaga erkannt und sie wie V. in gegensatzbeleuchtung zur Grettissaga gesehen, deren leitgedanke die *ógæfa* (der unstern) ist. V. ist freilich über Bååths resultate bedeutend fortgeschritten. besonders ist sein nachweis wichtig, dass die einzelnen abschnitte der saga in der verwendung stilistischer schmuckmittel (stab-bindung und variation) erheblich von einander abweichen, also getrennte entstehung verraten. da diese stilmittel aber bewuste formung voraussetzen, so erhalten wir damit in der tat greifbar eine schon bewuste erzählungskunst, die der aus-

bildung der gesamtsaga vorausligt und geeignet ist, neben ihr ein selbständiges leben weiter zu führen. für jede saga ligt uns also die untersuchung ob, wie weit der verfasser unseres textes — resp. unserer verschiedenen texte derselben saga — nur redactor, zusammensteller gewesen ist, wie weit er künstlerisch selbständig und bedeutend geschaffen hat.

Vogts untersuchung lässt beide ingredienzien — erzählungskerne und sagamann — gut erkennen. die einleitenden capitel vor der landnáma sind mit ihrem fornaldarsagamäfsigen charakter weit verschieden von der einfachen höhe der Ingemundschen landnáma- und Isländerzeit und diese wieder von den zauberanekdoten der Ingemundsöhne. die würksamkeit des sagamannes tritt besonders stark centralisierend hervor. schon Bååth hob den ungewöhnlich einheitlichen charakter der saga hervor und erkannte als den durchgeführten faden die *hamingja*-idee, dh. die idee von der angeborenen oder auch erworbenen glückhaftigkeit des menschen, die hier als familienerbteil erscheint. diese idee wird — das erkennt V. richtig — dem sagamann in einem teil der kernerzählungen an die hand gegeben, und zwar in einer mehr volkstümlich-concreten form. sie ligt nicht nur in der von V. hervorgehobenen erzählungsgruppe der Ingemundsöhne, sondern auch in der von V. als ganz jung bezeichneten eingangspartie fornaldarsagahaften charakters, die ich für älter halten möchte. hier gibt die doch gewis nicht rein erfundene, sondern traditionelle genealogie mit ihrer betonten namensaufnahme die primitivere *hamingja*-vorstellung an die hand, nach der die *hamingja* etwas erblich mit dem namen übertragbares sei. das fehlen der *hamingja*-vorstellung in der vorstufe der saga hier aus den verhältnissen der Landnámabók zu erschliefsen, scheint mir eben wegen ihrer verknüpfung mit der genealogie und namengebung gewagt. diese primitivere hamingja-vorstellung erhebt der sagamann zu einer höheren und abstracteren idee einer glücklich waltenden vorsehung, die er durch sein ganzes werk durchführt. dass diese gehobene *hamingja*-idee noch nicht christlich zu sein braucht, hätte noch deutlicher hervorgehoben sein sollen. eine vorchristliche entwicklung ist durchaus denkbar bei der zersetzung des heidentums schon in der Wikingerzeit, die einerseits zu trotziger glaubenslosigkeit, anderseits zu einer ethisierung und verinnerlichung der alten, heidnischen, concreten vorstellungen führt. in ganz anderem zusammenhang hat Magnus Olsen in seinem neuesten beitrag zur Röksteinforschung (Ark. f. nord. fil. 37, 201 ff) eine solche verinnerlichung der Ragnarökvorstellungen und des glaubens an den erben und rächer der götter zu erkennen geglaubt. erst eine letzte, dünn und locker aufliegende schicht ist speciell christlich resp. fasst ältere vorstellungen unter christlichem gesichtspunct.

Mit freude sieht man in Vogts darlegungen die romanti-

sierende tendenz der Vatnsdœlasaga mit den mitteln der fornaldarsaga gebührend betont. die lust des sagamannes an den starken, oft grellen farben der jüngeren gattung ist unverkennbar. doch dürfen die einleitungscapitel deswegen nicht dem sagamanne zugeschoben werden. hier häufen sich die romantischen motive denn doch so, dass sie nicht mehr als aufgeflickt gelten können, sondern als das grundelement würken, in dem umgekehrt die detaillierte und psychologisch nuancierende darstellungskunst als die secundäre leistung des sagamannes erscheint. und kaum dürfte dieser, der proben bedeutender fähigkeit zu einheitlicher durchgestaltung gibt, so planlos widersprechend zwei traditionelle züge anbringen, wie einerseits Ingemunds verachtung der lappischen vǫlva und ihrer prophezeiung, anderseits die inanspruchnahme lappischer zauberer durch denselben Ingemund. das ist aber denkbar in einer stoffhungrigen fornaldarsaga. kommt dazu die erwähnte primitive *hamingja*-auffassung und die bedeutung der namensmagie sowie die ganze stilisierung dieses abschnittes, so scheint es mir nicht zweifelhaft, dass auch hier der sagamann geformtes material verarbeitet hat und dass mit einer 'þáttr'artigen vorstufe zu rechnen ist. dass die familienchronik sich bei den ferneren vorfahren ins undeutliche und fabelhafte verliert, ist nicht verwunderlich, und es ist nur ein zufall, dass þórstein und Ingemund nicht helden einer eigenen fornaldarsaga geworden sind wie die älteren generationen der Hrafnistaleute.

Für textgestaltung und anmerkungen war Vogt der rahmen der Sagabibliothek angewiesen. was in den commentar aufnahme findet, wird immer persönlicher geschmack bleiben; immer wird in einzelnen fällen der eine erwünscht finden was dem andern überflüssig scheint. die litteraturverweisungen sind reichlich gegeben, und so dass sie zu eigenem weiterbaue anreizen. erfreulich ist dass die syntaktischen eigenheiten der nordischen prosa in den anmerkungen berücksichtigung finden, und man hätte in dieser richtung noch ein mehr vertragen. insbesondere seit Heuslers elementarbuch eine bequem erreichbare verweisung gestattet, rechtfertigt sich das eingehn auf diese verhältnisse. die sachlichen anmerkungen sind im allgemeinen frei von ungesicherten hypothesen. den geographischen notizen kommt Vogts persönliche kenntnis des landes zu gute. die eigenart der einleitung, das ästhetische und psychologische stark in den vordergrund zu drängen, widerholt sich auch in den anmerkungen. vielleicht ist sie hier, wo es sich um tatsächliche, einzelne sacherklärung handelt, weniger glücklich als in der gesamtbehandlung und wird den bedürfnissen der studierenden benutzer der Sagabibliothek nicht ganz gerecht. dem gegenüber fallen die sacherklärungen zuweilen etwas kurz aus, so etwa die behandlung des namenstabu s. 34 f, der schiffsbestattung s. 64, wo Kålunds alte und nicht

leicht zugängliche arbeit kein ganz glücklicher verweis ist, der epischen dreizahl s. 6 f, wo Olriks name und die erwähnung von volkssage und märchen vermisst wird. aber solche mängel folgen notwendig aus dem zwang zur auswahl. sie berühren nicht das wesentliche dieser schönen und in ihrer art höchst originellen sagaausgabe.

Greifswald. **H. de Boor.**

Die Kreuzensteiner dramenbruchstücke. untersuchungen über sprache, heimat und text von **Kaspar Dörr** [= Germanist. Abhandlungen, hg. von Fr. Vogt, 50. heft]. Breslau, M. u. H. Marcus 1919. VII u. 136 ss. 8°.

Ein rheinischer student an der Wiener universität oder auch ein cleriker in der masse der pilger, die im 14 jh. von der Donau eine heiligtumsfahrt nach Aachen machten, mag eine handschrift des Aachener passionsspiels nach Niederösterreich verschleppt haben. 'eins der schönsten denkmäler seiner gattung' ist nur in trümmern, auf pergamentfälzen des 14 jh.s auf uns gekommen. sie haben in zwei papierhss. des 15 jh.s gesteckt die der burg Kreuzenstein in Niederösterreich gehören. JStrobl hat sie 1906/07 entdeckt, gelöst und veröffentlicht.

Bezüglich localisierung und textbehandlung erzielt Dörr neue, glückliche resultate. er sichert in eingehnder, wenn auch nicht einwandfreier untersuchung der sprache Aachen als heimat. einzelheiten: *sail* 'soll' 20 gegenüber gemeinem *sal* hat, wie mnl. *saelt*, dehnung in offner silbe vor angelehntem *in* 'ihn'. *gesait* 'gesagt' 9 geht auf *gesacht*, nicht auf *gesaget*. kampf zwischen nördlichem *-e-* und südlichem *-a-* bei 'manch' im rip. jetzt bei EKalisch Morant und Galie s. XVI. *goits* 351 und *hoifs* 290 haben reguläres langes *o*. *inde* 'und' ist nie limburgisch gewesen. *ê* = ahd. *ê* aus *ai* und *ê* aus ahd. *â* sind in der tat zusammengefallen. das einmalige *wief* 'weib' steht unmittelbar neben *hef-lich*. *up* 'auf' hat altes kurzes *u*. *iu* für altes *û* in geschlossener silbe ist verschreibung (oder schlechte lesung?) für *ui* mit dehnungs-*i* nach ostfranzösischer orthographie (vgl. Zs. f. d. mdaa. 1921 s. 10). *intsluis* 'schliefs auf' 152 hat nicht *iu*, sondern präsens-*û*, wie der reim auf *vis* 'aus' beweist. *e* in *eniche* 200 usw. statt sonstigem *ei* weist auf *e*-kürze. *boegen* 100 ist mit langem *ö* zu lesen. 201 *Inde myn wesen vt intdecke* ist *vt* kaum als fortsetzung eines *iuwicht*, sondern als schreibfehler für *ict* (doch vgl. *ye t* 156) oder noch eher *vch* zu deuten. in dem *ů* von *vlů* 'flieh' 171, *nůwen* 'neuen' 308, *trůweliche* 71 scheint mir ein *u*-wert angedeutet, den wir in diesen fällen für das gesamte ältere rheinische ansetzen müssen. der unerklärte rheinische typ *wunnenclich* (*n*-einschub!) ist von der concurrenz *künindich* : *künichlich* an der geographischen schnittfläche zwischen den ex-

tremen typen ndl. *koning* und d. *könig* ausgegangen. *mait* 'kannst' 136 = mhd. *maht* wie *gesait* = *gesacht*, es dürfte somit nicht bei den zwischenvocaligen *g*-fällen erscheinen, wo ich im übrigen *sain* 'ich sage', *sais* 'du sagst', *drait* 'tragt', *meeden* 'mädchen' dat. pl. vermisse (vgl. s. 6 f). *sallich* 234 ist verschrieben für *salich*. fälle wie *schoinre* 7 (vgl. s. 22) sind nicht durch metathese, sondern durch synkope entstanden, vgl. Franck Mnl. gr.[2] § 198 und die rhein. belege bei Kalisch s. XVIII. *vmmerme* hat keine *m*-gemination, die doppelschreibung bezeichnet die kürze des *ü*- oder *ö*-lautes. *alwege* 12 neben *alrewegen* 142 hat keinen *n*-abfall, vgl. mnl. *allewege, alrewege(n)*, bei *minne : sinne* 138 vermag ich nichts besonderes zu sehen, und *wulden : hulde* 227 kann durch den sg. *wulde* ersetzt werden, worauf auch *de is* statt *die is* (vgl. *alle die* pl. 182) weist, also *Wyf of man de is plegen wulde*. *eime* 'einem' 62 ist falsch gebessert aus hs. *eine*, das für *eme* 'ihm' steht. das nebeneinander von *kneet* und *knecht* zeigt den kampf von mundart und cultursprache, der die Rheinlande im ganzen zweiten jahrtausend durchtobt, der typus *knecht* spricht nicht notwendig für einen auswärtigen schreiber. *neiste* 'verwante' 165 mit *ei* = *ē* (mnl. *neest, naest*) hat zwischenvocaligen *h*-schwund. über den dat. *mich : dich* vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 109 ff, wobei das einmalige *mir* 351 besondere bedeutung erhält. *he* 'er', *de* 'der' pron. dem. und rel., *we* 'wer' sind mit *ē* zu lesen (heute *ēə*), über ihre entstehung vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 128 ff. 136 ff; *der walt de wil sich cleyden* 297 zeigt im sinne der dortigen erklärung die eingedrungene rein hd., unbetonte artikelform neben dem betonteren demonstrativen compromiss aus *die* + *der*. *egeine* 'keine' 119 (statt *engeine* mit vernachlässigtem *n*-strich?) stammt von *nechein*, nicht von *dechein*, und lebt in heutigem *je(n)* fort, das längs der Rheinstraſse und bis in die westlichen randzonen von culturdeutschem *ke(n)* bekämpft wird. *is* 'ist' hat nie ein *t* gehabt. das nebeneinander von *hain* 87 und *hauen* 345 findet sich nordöstlich Aachen noch heute. *gein wir* conj. 169 ist mit *ê*, aber *geit* 'er geht', *steis steit* 'stehst, steht' mit *ei* zu lesen. die vereinzelten *von* 'von', *vnd* 'und', *sint* 'sind', *ist* 'ist', *mir* 'mir' und auch die sonstigen eigenheiten der hs. (s. 45), die aus dem Aachener bezirk herausführen, weisen nicht notwendig auf einen südlichen, gar obd. schreiber (*pruct* 103 ist gewis für *pluct* verschrieben!). sie begegnen alle in rip. überlieferung und sind zum teil heute sogar in der mda. fest geworden; *lietekijn* ist für *liedekijn* 'liedchen' verschrieben. dichter und schreiber haben in der tat dieselbe heimat.

Zu verwerfen ist die immer wider auftauchende falsche vorstellung von den ndl. einflüssen im nordrheinischen. Dörr huldigt ihr s. 32 in der beurteilung des wortschatzes. alte gemeinschaft zerbricht vielmehr im laufe der jahrhunderte unter dem einfluss

des culturdeutschen, charakteristische stücke des mnl. wortschatzes haben einst bis in die Eifel gegolten. einzelheiten: ob *alwege* 12 nicht doch in *alrewege* (vgl. 142) zu bessern ist (vernachlässigung einer *re*-abkürzung in der überlieferung?), wodurch das metrum sich glättet: *Do ich alrewege vmme bat.* *baloeren* 'tanzen' 280. 295 und *baloerisse* 288 'tänzerin' stehn mit *oe* = *â* unmittelbar neben ital. *ballare*, prov. *balar*, nicht bei afranz. *baler*, mhd. *bal(l)ieren*, mndl. *bal(l)eren* (Salverda de Grave s. 346) und *ballerig(g)e* 'tänzerin'; aber es steht *ballerie* 303 'tanz'. oder sollte *oe* zeichen für langes *ö* sein, vgl. s. 15? dann wäre eine umbildung nach afrz. *baleor, baleeur, bal(l)eur* (Godefroy I 563) anzusetzen, wie auch Spitzer meint. jedenfalls ist die Aachener vocabelsippe gröster beachtung wert. *reysentlich* 307 ist richtig als 'abwechselnd' und als ableitung von mnl. *reise* f. 'mal' gedeutet; doch les ich *reysenclich* mit typ *wunnenclich*.

In den trümmern hatte Strobl zwei grofse scenenreihen erkannt. die erste zeigt nach ihm diese scenenfolge: 1. Simeon im tempel, 2. Tod des Herodes, 3. Rückkehr aus Ägypten (3a. Palmbaumscene, 3b. Räuberscene), 4. Versuchung Christi durch den teufel, 5. Berufung der apostel, 6. Hochzeit zu Cana. Dörrs eindringende untersuchung sichert Strobls ordnung; es handelt sich in der tat um die reste einer lage von drei doppelblättern. bei der kritik der einzelnen scenen unterscheidet D. drei gruppen: A) scenen, die das Aachener spiel mit dem sogenannten Maastrichter gemein hat, nämlich 3. 4. 5. 6; B) scenen apokryphen inhalts 3a. 3b; C) Simeon 1, Herodes 2.

Die berührungen zwischen dem Aachener und Maastrichter spiel hat Creizenach I² 118f als erster gesehen. sie beziehen sich auf die anordnung von 3—6, wobei die reihenfolge 4—6 zu Petrus Comestor stimmt, auf das gemeinsame Juda statt des biblischen Israel in 3, auf verarbeitung gleicher biblischer stellen in gleicher scenischer und gedanklicher entwicklung, ja bei wörtlicher übereinstimmung in 5, auf augenfällige ähnlichkeiten in auffassung und sprachlicher formulierung in 6: *archytriclinus* ist als eigenname, brautvater und wirt gefasst; Maastricht (M) 764f und Aachen (A) 198f steht die gleiche charakteristische participialconstruction *Wijf, wat soude mir ane genomen?* : *Wat sulde mich, wyf, dis* (= *dit?* vgl. 310, aber auch *bis* 'bist' : *dis* 'des' 108) *ain genûmen?* 'was hülfe es mir, dies zu unternehmen?' (Stoett § 274, Wilmanns III § 61, 7, Paul Mhd. gr. § 292, D. gr. IV § 328), Moltzer Middelnederl. dram. poezie s. 519 und Dörr s. 61 erklären falsch 'was geht es mich an?' einen von Strobl verkannten fetzen erweist Dörr als abschluss der versuchungsscene (s. 50) 4. auch macht er wahrscheinlich, dass vor der versuchung auf dem berge die versuchungen in der wüste und auf der tempelzinne, die taufe Jesu und die scene vom zwölfjährigen Jesus im tempel verloren sind. sie gehn in

M voraus und haben in A ein viertes und fünftes doppelblatt im erhaltenen dritten bedeckt. A ist das jüngere, an M inspirierte spiel, das aber durchweg selbständig gestaltet: erweiterungen bei freier behandlung des bibeltextes begegnen in 3 (nach der 'Erlösung'?) und 5. so ist auch m.e. der befehl zur rückkehr aus Ägypten auf Gabriel übertragen (bibel, M ein engel), weil A den vorausliegenden fluchtbefehl des Gabriel nicht dramatisiert. nicht alle plusstellen in 6 kann ich als erweiterungen ansehen. an dem verwehten stichwort architriclin M 759 erkennt D. mit seinen vorgängern zu recht eine lücke in M. mir scheint auch die folgende weinwunderscene in M zerstört und diesmal demnach in A die ursprünglichere fassung erhalten. dass im übrigen die freiere dramatische formung, die stärkere exegetische und darum klarere benutzung des bibeltextes (152 f. 200 f), die gemütvolle vertiefung (83. 89—92. 128—132) und die auflösung dürrer worte in belebte handlung (203—205) auf der seite von A liegen, hat D. hübsch herausgearbeitet. nachwürkungen der berufungsscene 5 glaubt er in den hessisch-wetterauischen spielen zu finden. in der Canascene 6 zeigen A und M auffällige beziehungen zur Himmelgartener passion, die schon Creizenach aao. nicht entgangen waren.

Zum text von 3—6. lis *weset* statt *weest* 83. vor 115 hat gewis das reimwort *al* gestanden, so dass 115 zu lesen wäre *Des* oder *Dis* (hs. *Dus*) *ich dich here machen sal,* vgl. Matth. 4, 9 'haec omnia tibi dabo' = M 698 *So bist du here all disser lant.* *volghen ain* 'bei einem sein, zu teil werden' 132 stimmt zum mndl., vgl. Mndl. wb. I 185 f. *wiederqual* 'böses' 145 ist als vocabel und durch das kurze *a* (: *al*) bemerkenswert, vgl. Lexer III 847; oder ligt verderbnis statt *wederval* 'unfall, unglück' Mndl. wb. IX 1996 vor? 152 f ergänz ich: *Do besluis ind intsluis, So wat* [*du*] *wilt* [*la*] *in of vis,* vgl. M 740 *Die da cloppent, die la in*; s. 30 wäre also unter 'wollen' *wilt* 2. sg. präs. nachzutragen. 162 *De en* (hs. *Dem*) *mach komen niet ze spode.* 165 ist *alle* zu streichen, das aus 167 stammt. 166 *groisse feiste* f. stimmt zum mndl. *feeste* f. 'fest', doch vgl. *feste* dat. n. : *geste* 'gäste' 177. 176 f stören mich die beiden unmittelbar aufeinander folgenden *dus.* 193 besser ich *Sitz* zu *sitzet.* vor 194 ist ein vers mit dem reimwort *wyn* 'wein' verloren. man fühlt sich versucht im anschluss an M 760 *Hie in is, meister, ingein win* zu ergänzen, wobei *meister* etwa durch *here* zu ersetzen wäre. 194—196 schlössen sich glatt an: *Wuldz du des ein meister syn, Dat mans hedde volkomenheit, Dich dat wail zu dûne steit* 'wolltest du daran deine meisterschaft zeigen, so dass man den eindruck, die gewisheit der vollkommenheit hätte, so solltest du das wol tun'.

Von den apokryphen stücken 3a. 3b ist nur 3a in einem mittelalterlichen drama, wider dem Himmelgartener spiel, nach-

zuweisen; beide aber finden sich in jüngeren volksschauspielen. A hat ganz selbständig gegen die legende, aus der Walther von Rheinau, Philipp der karthäuser, der Schweizer Wernher, Konrad von Fufsesbrunn und das Passional schöpfen, beide scenen von der flucht auf die rückkehr aus Ägypten verschoben, aus kluger dramatisch-scenischer überlegung: das herumziehen auf der bühne zwecks andeutung der flucht wurde gespart, die scene vom tod des Herodes, die zugleich die dauer der flucht ausfüllt, konnte breiter angelegt werden, das kleine kind wurde durch einen spielenden knaben ersetzt. die bitte des kindes um einen apfel zum spielen gehört zu den glücklichen selbständigen griffen des dichters. der Jesusknabe mit apfel in rheinischer malerei und legende hat ihn vielleicht veranlasst. es ist Dörrs besonderes verdienst, 3b als Räuberscene erkannt und durch einordnung eines weiteren fetzens bereichert zu haben, so schmal die reste auch bleiben.

In der Palmbaum-Apfelscene besser ich 98 *Lieflich kent, inde boegt* (hs. *voegt*) *he sich*; *boegt* stellt sich zu *sich boegen* 'sich beugen' 100 und *voegt* schwindet dann als ungewöhnliche vertretung eines mhd. *üe* s. 16. gleichbedeutendes *biucht* 103 (ohne reflexivpronomen!) gehört zu inf. *bûgen* mit präsens-*û* und *iu* statt *ui* = *û* (vgl. oben über *intsluis* und *iu* für *û*). die rede des Jesusknaben beginnt schon mit 100, nicht erst mit 101. ich lese 101 *brecht der* (hs. *des*) *eppel* nach 104 *pluct der eppele*.

Die scene vom tod des Herodes (2) hat ganz eigne prägung: sie fehlt den älteren weihnachts- und dreikönigsspielen (auch dem Maastrichter spiel), oder sie wird, wie im Benedictbeurer Weihnachtsspiel, stumm gespielt. sie ist dazu von milder, versöhnlicher stimmung gegen den bluttyrann der legende erfüllt, und nur in der empfehlung des sohnes an die ritter erinnert sie an die thronbesteigung des Archelaus im Benedictbeurer und Orleanser spiel. v. 76 *Inde notlich wesen underdoen* ist gewis zu der treurede des ritters zu ziehen: *notlich* ist hier gleich mndl. *nodelike* 'zum nutzen'. *nórme* 68 kann nur gleich **naermeer(er)* sein, das etwa durch 'nachgerade, allmählich' zu übersetzen wäre.

Guelich 69 stellt D. s. 133 zu einem Aachener *quelich* (so statt *guelich*!), das soviel wie 'übel, schlecht' bedeutet. es ist das ostmndl. *quel(l)ike* für normales *qualike* 'mühsam'. ich denke auch an einen fehler für *Muelich mach ich vortme dragen Crone van dem riche.* in dem verse 75 *Want der doit hat mich gesiecht* ist *gesiecht* s. 133 falsch zu *sigen* 'sinken' gestellt. es kann im mndl. allerdings trans. sein, bleibt dann aber stark und hat die bedeutung 'seihen'. *gesiecht* steht zu mndl. *sichten* 'mähen', *sichte* 'kleine sense', das widerum von *sichten* 'sieben, sichten' zu scheiden ist. *ie* (*gesiecht : pliecht* 'pflegt') ist zeichen des langen geschlossenen *ē*, das vor *ch* aus *i* gedehnt ist.

Die breit angelegte Darstellung im tempel (1) stellt Simeon

mit fühlbarer liebe in den mittelpunct und streicht die prophetin Anna, offenbar aus dem localpatriotischen bedürfnis nach verherrlichung des heiligen, dessen arm seit dem 11 jh. im Aachener reliquienschatze ruhte. Bibel, exegese, predigt, officium und lichtmessbräuche haben zur freien gestaltung des vorwurfs beigesteuert. insbesondere kommt für den sceneneingang 4—29 (der im tempel harrende Simeon; Gabriels prophezeiung) die einwürkung eines prophetenspiels in frage, das der 'Erlösung' nahe stand (s. 78—80). freilich kann ich der ausdeutung von 44—58 (s. 76) nicht zustimmen. Simeons 'nunc dimittis servum tuum in pace' soll nicht auf seinen tod, sondern auf den frieden zwischen Gott und mensch bezogen sein; darum heifse es auch 44 *Nu blijft ze vrieden heirre inde kneet.* aber mir scheint *inde* für *din* verschrieben, und 44 bliebe in der übersetzung 'Nun geht zum frieden ein, Herr, dein knecht' eine sinnentsprechende widergabe der bibelstelle. auch die weitere umschreibung von 44 in 45—47, wo nur von Simeon die rede ist, spricht für diese correctur nach dem bibeltext, wie denn überhaupt die ganze stelle 44—58 eine naive verdeutschung von Simeons lobgesang nach einem kirchlichen officium ist. die eingangsverse 1—3 des bruchstückes, die Strobl zu einer verkündigungsscene rechnet, erweist D. durch vergleich mit dem hier verwanten StGaller spiel von der Kindheit Jesu als stück der lichtmessscene.

Einzelnes zur Lichtmessscene: vor 1 hat im reim auf *menichvalt* gewis *gewalt* gestanden. v. 1—3 sind s. 81 sinntreffend, aber gegen den wortlaut des textes in 3 übersetzt. *As sal id* (hs. *si*) *sin by minen ziden* muss Marias versicherung lauten. 6 *Gewore* (hs. *Gewoer*) *scheppere.* 26 f ist falsch geheilt. 26 *Des wil ich mich vreuwen sere* ist zu 25 zu ziehen, wobei hinter 24 punct zu setzen ist. *werden here* 27 ist richtig als acc. gefasst, aber *sich vreuwen over* ist unmöglich. die ergänzung des anfangs von 27 bleibt ungewis. 45 *ich* gegen hs. *icht* (doch vgl. Stoett § 34, Paul § 328) und 46 ist bei *Din wort* der hs. (verbum tuum Luc. 2, 29) zu bleiben. 47 darf nicht durch punct von 41—46 getrennt werden. die stelle ist eine breite umschreibung von Luc. 2, 29 und 47 heifst demnach: 'denn ich werde nach deinem wort (*wils*) bei dir ausharren, bleiben, meinen frieden finden'; oder ist gar *Want* 47 aus *Want* 45 eingeschlüpft und demnach in *Dat* zu ändern? auch an *Want* 'bis' wäre zu denken. *as ze leren id* (hs. *inde* aus 59) *in der glorien eren* ist die bei Stoett § 283 erwähnte mndl. infinitivconstruction 'um es zu lehren im glanze der herrlichkeit'. 55—58 ist also eine umschreibung von Luc. 2, 32. 63 hat das reimwort *wunt* (: *stunt* 64) gestanden.

In der ersten scenenfolge vermisst man die flucht nach Ägypten und den kindermord der andern spiele. ich glaube, dass sie in der tat nicht dramatisiert waren. mit knapper dar-

stellung von geburt und anbetung der hirten und könige mag das Aachener spiel begonnen haben. dann folgte die breit angelegte Lichtmessscene. Gabriels ausdrücklicher hinweis auf Herodes mordtaten und -absichten in der ungewöhnlich langen rede gelegentlich der aufforderung zur rückkehr aus Ägypten (85—87) soll die mordscene augenscheinlich ersetzen. die sanfte stimmung bei des Herodes tode würde bei einem vorhergehnden blutbad allzu unwahrscheinlich. die verlegung der apokryphen Palmbaum- und Räuberscene auf die rückkehr wäre somit nicht allein aus scenisch-dramatischen rücksichten zu erklären. auf die augenfällige übereinstimmung der scenenfolge 1. 2. 3 im Aachener spiel und in der antiphonenfolge der lichtmessmatutin im Responsoriale et Antiphonarium S. Gregorii papae hätte D. näher eingehn sollen.

Die zweite scenenfolge enthält die trümmer eines Johannes- und eines Magdalenenspiels, die drei doppelblättern entstammen. D.s anordnung der streifen weicht von Strobl stark ab, und es gelingt ihm, auch den bei Strobl verbliebenen restfetzen ihre stelle im ganzen der scenen anzuweisen. nach anfänglicher skepsis stimm ich ihm jetzt zu. doch interpretier ich stellenweise anders und mache einen vorbehalt und eine umstellung: 1. 245 *Ind wat vr wille | is datz der myn* erscheint an der verbindungsstelle zweier fetzen zu glatt vernäht. da die hs. die verse offenbar absetzt (weder Strobl noch Dörr äufsern sich ausdrücklich darüber), so wären die beiden stücke wol eher zwei versen zuzuweisen. 2. 218 f und demnach auch 227 f, die rückseite, rück ich zwischen 224 und 225 bezw. 232 und 233. ich stelle dann folgenden gang der handlung und des dialogs fest, wobei ich ausgefallene stücke in [...] setze. scene: Gastmahl des Herodes; handlung: Johannesspiel, das der dichter mit grofsem technischen geschick (anders als im spiel von Künzelsau) um das éine fest concentriert. begrüfsungsrede der Herodias an Herodes (220—224). antwort des Herodes (218 f. 225 f). begrüfsungs- und strafrede des Johannes an Herodes und Herodias (230—232. 227 f, wobei ich 227 interpungiere: *Aln verlore ich, here, din hulde*). [ungestrafter abgang des Johannes.] zärtliche besänftigung der empörten Herodias durch Herodes (233 f, vgl. Alsfeld 748—752) [die jedoch die einkerkerung oder gar enthauptung des Johannes nicht erreicht]. complott der Herodias mit ihrer tochter (235—242), wol auch mit zwei rittern (243 bis 245 aus der zustimmenden rede des einen). des Herodes erneute aufforderung zur festesfreude (246—249). [neues auftreten und neue strafrede des Johannes. forderung der Herodias auf verhaftung.] [ausweichende] antwort des Herodes (250). forderung des ersten ritters, Johannes zum schweigen zu bringen (251—252). antwort des Johannes (so auch Strobl s. 22, D. weist die verse dem ersten ritter zu), unter hinweis auf Gottes

strate, falls Herodes seinen widersachern den willen tut. reizrede des zweiten ritters (259—264). verhaftungsbefehl (265—271), rückkehr der ritter-häscher, einkerkerungsbericht (272—276), wobei 269f eine wolgemeinte warnung an Johannes enthalten haben. des Herodes drittes mühen um die freudige stimmung der gäste: aufforderung zum tanz (277—284). die tochter bietet sich als *baloerisse* an (285—292). von einem vierten doppelblatt im dritten, das den ausgang des Johannes- und die überleitung und den eingang zum Magdalenenspiel enthielt, ist nichts erhalten.

Einzelnes zum Johannesspiel: 240f ist zu übersetzen 'ich werde euch sofort und noch heute helfen' (*Zu stunden inde zu dage,* vgl. *wes bereit zer vart* 'sofort' 236). und demnach ist 242 zu ergänzen [*Of uch*] *dat wail behage* (vgl. 261) statt D.s *Dq*. 251 *wilt* 3. sg. nach hs. *will* statt D.s *wil*; das *Bin* des eingangs ist verderbt, ein *De* wäre zu erwarten. ob man in *hait* 271 die rip. entsprechung von *hacht* 'gefangenschaft, gefängnis' erkennen darf? 276 lis *So dat* (hs. *da*) *he is lidet vngemach.* 291 lis *mit dinen danc* (hs. *dunc*) und vgl. 336.

Das Aachener Johannesspiel, an Marcus inspiriert, hat augenscheinlich den rachedurst der Herodias zur triebfeder des geschehens gemacht. sie ringt mit einem harten, hoheitsvollen prediger, der einen schwachen könig in seinem banne hält. mit geschickter verwendung ihrer mitspieler, der ritter und der tochter, presst sie ihm die verhaftung und die enthauptung ab. dreimal lässt der weiche könig die festesfreude anklingen, aber der trauerschritt der tragödie stapft, von der starken frau dirigiert, dreimal hinterher. die verhaftung erstreitet die erste, den tod die zweite gruppe der mitspieler. in fein überlegter verknüpfung und abwechslung der stimmungen und schachzüge türmt sich der dreistöckige bau. auch hier hat der localpatriotismus den dramatischen eigenwillen des dichters geführt; denn Aachen besitzt das tuch, auf welchem Johannes enthauptet wurde.

Das Magdalenenspiel berührt sich mit der entsprechenden partie des Wiener und Maastrichter spiels, aber auch der späteren hessisch-wetterauischen gruppe (Alsfeld!). die abhängigkeit von M, aber auch die selbständige darstellungskraft von A springt diesmal besonders deutlich heraus. die in landläufigen formeln hervorquellende maienfreude der Maastrichter Magdalene setzt sich in A in eine genrezeichnung, in ein stück lebendiger dorfpoesie um: Lore und Windrut sollen mit der schwärmenden Magdalene die süſse ballerie treten. das maienlied von M, augenscheinlich ein verbreitetes, bekanntes rheinisches stück, da A der ersten zeile *alle creaturen* ein etc. beifügen kann, ist in A als tanzlied verwertet. statt toilettenkünste bietet Magdalene in A an ihre hörerschaft eine weltliche minnelehre aus. die gegenspielerin Martha ist zur mystikerin vertieft und als nonne oder begine gedacht; ihre gegenrede stellt der sündigen weltliebe die mystische

Jesusliebe gegenüber: es ist D. gelungen, aus stimmung, vorstellungen und wortschatz den einfluss der niederrheinischen Ruysbroeck-Taulersphäre nachzuweisen.

Erkennt man meine obige umordnung in der Johannesscene an, so sind auch die correspondierenden fetzen der Magdalenenscene zu verschieben. ich setze also 345—347 zwischen 351 und 352 und 354f zwischen 359 und 360. damit aber lösen sich die letzten schwierigkeiten, über die D. nicht hinweg gekommen ist. 348—351 treten zur mystischen minnelehre der Martha, die auch an umfang den vorausliegenden weltlichen reden die wage hält. sie schliefst mit dem unklaren vers 345. 346 *Nu antwert Maria* leitet die kurze besserungsfrage 347. 352. 353 ein. 356—359 gehören zur antwortenden bekehrungsrede der Martha, die nun in 354f *Sine minne is din verlangen* einen trefflichen abschluss findet. 360f sind worte der bekehrten Maria. der geschlossene aufbau, der sich damit aus den fetzen herausschält, ligt ganz im bereich der immer wider beobachteten gestaltungskraft des Aacheners.

Im einzelnen bietet gerade die überlieferung des Magdalenenspiels grofse schwierigkeiten, deren überwindung D. aus dem wege geht. 310 besser ich *Dus* (hs. *Dur*) *sal sin dis liedekijn*, 312 *gemeine* (hs. *gemeinen*) *: reine.* darf man das *alen* 315 zu *qualen* 'minneschmerz' ergänzen? vgl. Mndl. wb. VI 832 *quale : minnen strale* beim herzog von Brabant, und dazu *stroele* A 344, das D. s. 106 glücklich zu *minne stroele* ergänzt. 317 *De* (hs. *Do*) *volge minen worden.* 318 *Sal* (hs. *Dat*) *he hain inde steten muit*; ich halte also Strobls *hain* gegen D.s *hait* und setze hinter 318 einen punct; verfehlt ist D.s vorschlag s. 136 *hain* = mhd. *hagen* 'gefallen'. *besmercen : hercen* 320 ist das mndl. *besmerten* 'onkennbaar, leelijk, scherp, bitter maken' Mndl. wb. I 1064. 324 ist in D.s besserung unmöglich. es ist bisher von den sittlichen voraussetzungen der veredelnden, dauernden minne die rede gewesen. nun spricht Magdalene vom gegenteil. ich bessere das *Wuldz du dich . ich hie minne* Strobls in *Wuldz du lichtelich hie minnen* 'wolltest du hier leichtsinnig lieben' unter verweis auf Dirc Potter Minnen Loep I 1667ff *Al wort si* (*minne*) *dicwijl begonnen Lichtelic ende onversonnen, Het valt wael ende tgheschiet oick vake, Dat si mit groten onghemake Besloten wort in langher sorghe.* dann ist der folgende vers, unter annahme von D.s *dyn* statt *syn* und unter herstellung des infinitiv-*n* zu lesen: *Is das nomoels dyn verdinnen* 'so ist das später dein mühen', wobei D. das seltene *verdinnen* s. 35 stützt. 326ff: 'denn der minne gesetz ist unerbittlich, ihr wird mancher herr unterworfen. aber das ist seine eigne schuld (*syn verdien*, vgl. Mndl. wb. VIII 1584): wer von der rechten linie ablenkt (*sich van den rechten sien*, vgl. Mndl. wb. VI 1104. VIII 316), der muss inzwischen in unsicherm zustand, d.i. in mühsal leben (*sweven*, vgl. *in arbeit*

sweven Mndl. wb. VII 2548). gegenüber der minne haltet das gleichmaſs' (*Ingein die minne drait uch even,* vgl. *Effene so drach in dine saken* 'aequam memento ... servare mentem' im Spiegel Historiael und *hem dragen* in gleicher spalte des Mndl. wb. II 384). so interpretier ich unter abänderung von D.s interpunction. in *Vnderhait* 332 muss *underhain* = mndl. *onderhebben* stecken. in der lücke zwischen 331. 332 ist vielleicht zu ergänzen: 'die rechte minne beherscht die welt' (vgl. 326f) und dann weiter zu übersetzen: 'und ist selbst die wonne aller wonne': *wunne alre wonsamcheide,* wie ich nach *minsamcheide* 358 statt *wonisamcheide* bessere; diese vocabel nach Lexer III 996 in der Elisabeth und in Mariengrüſsen aus SGeorgen-Schwarzwald (15 jh.). *eynen brief lesen* 335 möcht ich nicht mit D. 104 wörtlich nehmen, eher 'eine rede halten'. 336 les ich *Zu danke* (hs. *danken*) nach mndl. *te danke* Mndl. wb. II 61, 337 *Wuldz* (hs. *wurcz,* D. *Wurtz*). 338 *entlich exponieren* 'folgerichtig zu ende denken'. 343 ist wol *eme* statt *eine* zu lesen, vgl. 62. 348 les ich *Dat du diges mit dinem live* (hs. *Dat du digss mit d* ...) : *wive, diges* zu *dien, dihen, digen* 'gedeihen, blühen', und stelle die zeile in inhaltlichen gegensatz zu 351, wo ich statt des sowieso auffallenden *mir* (vgl. s. 27) *du* vorschlage: *Dat du mit der goits genoden.* die öftere und begreifliche verwechslung von *e* und *o* legt 359 die besserung *Ich swert* statt *swort* 'ich schwöre es' nahe, womit s. 16 absatz 3 nunmehr ganz verschwindet.

Ich hätte mit dem vf. noch zu rechten über die behandlung von apokope und synkope im blick auf überlieferung und versmaſs. in seinen tüchtigen litterarischen excursen hat er vergessen, die linie Arras—Maastricht—Aachen—Alsfeld abzulaufen. die frappanten zusammenhänge springen schon bei einer lectüre von Marie Baths trefflichen untersuchungen über die linie Arras-Alsfeld heraus (diss. Marburg 1919). ich muss meine stellungnahme zu den wichtigen fragen einer besonderen arbeit vorbehalten. sie sollten nur im zusammenhang mit den rheinisch-flämischen culturbeziehungen behandelt werden und dabei mit ständigem blick auf die rheinische eigenleistung: die dramatischen fähigkeiten unseres Aacheners geben uns das recht darauf. eine notwendige vorarbeit wäre eine untersuchung des Maastrichter Osterspiels nach dem muster der Dörrschen arbeit. [FVogt macht mich aufmerksam auf PhHamacher Untersuchungen zum Maastrichter passionsspiel, hs. diss. Marburg 1922.]

Bonn, z.z. Leiden. **Th. Frings.**

Der bildliche ausdruck in den predigten Johann Taulers von **Antoinette Vogt-Terhorst**. [Germanistische abhandlungen hrsg. von Friedrich Vogt, 51. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1920. 171 ss. 8°.

Will der mystiker über seine erlebnisse, seine mystische technik belehren, so wird er durch die natur der sprache unablässig zu umschreibungen gedrängt. daher offenbart sich seine eigenart aufs allerstärkste in den von ihm gewählten bildlichen ausdrücken. es ist drum zu begrüfsen, dass A. V. aus den predigten Taulers die metaphern, allegorieen und gleichnisse zusammenstellte.

Die verf. beginnt mit den metaphern (s. 8—109), über die sie einen 'einigermafsen vollständigen überblick' geben will. da sie auch solche ausdrücke heranholt, deren uneigentliche bedeutung in der religiösen sprachwelt des mittelalters kaum noch als bildlich gefühlt wird, findet man bei ihr eine übersicht über die gesamte theologische und mystisch-theologische terminologie Taulers. sie zeigt zunächst, mit welchen sprachlichen mitteln Tauler 'die personen der überwelt' und 'das leben innerhalb der trinität' darstellt. 'die metaphern für das verhältnis zwischen dem menschen und dem göttlichen' tragen uns sodann mitten in die mystische welt hinein. wer nachschlagen will, wird störend empfinden, dass im hauptteil dieses abschnittes die wendungen in loser anordnung vorbeigeführt werden. nur auf einen punct will ich hindeuten. V. führt das sonst deutschen schriften fremde bild von der seele als der geistlichen 'mutter' der gottesgeburt im anschluss an Tauler 11, 6 auf die parallele Maria-seele zurück (s. 97). der unmittelbare anlass diese metapher zu bilden mag damit richtig angedeutet sein. dabei bleibt bestehn, dass ältere theologen vorbereitet hatten, als sie die seele als gebärende oder empfangende mutter bezeichneten (Banz wies auf Gregor I und Richard von SVictor; siehe auch Bernhard vClairv. in Cant. 85, 12. 13). es ist verhältnismäfsig gleichgültig, dass die früheren mit dieser metapher etwas anderes meinten als Tauler; denn der mystiker list 'sich selbst' in seine vorgänger hinein.

Die verf. lässt uns sodann überblicken, wie Tauler bibeltexte allegorisch deutet (s. 110—141). sie unterscheidet dabei stets zwischen eigentlich mystischen und allgemein verbreiteten auslegungen. mystikerart, eine stelle oder ein wort als anreger mystischer erwägungen zu nehmen, wird recht deutlich. ich vermisse Ephes. 3, 18 = Tauler s. 238, 33—239, 30 (ausdeutung räumlicher beziehungen). V. wird Taulers übersetzungen nicht immer gerecht. nach ihrer ansicht deutet er *terra desiderabilis* = *begerlich erterich* (Jer. 3, 19) auf den 'von begierden erfüllten körper', indem er *desiderabilis* ungenau, also etwa durch 'begehrend' übersetzt (s. 113. 121). so plump weicht er vom lateinischen nicht ab. der körper *von naturen widerspenig* soll so *begerlich*

und gefügig werden, wie sein träger ihn will; auf diese weise umgeschaffen ist er *begirlich zuo allem guote* (63, 26—32). für Tauler schliefst *begerlich* die bedeutungen 'begehrenswert' und 'begehrend' in sich ein (siehe das wortverzeichnis Vetters); diese doppeldeutigkeit des deutschen wortes wird ausgenutzt. *conferta mensura* (Luc. 6, 38) wird in pred. 38, s. 150, 26 durch *überstrichende* (s. 147, 17 *volle*), in pred. 62, s. 337, 29 durch *zuo gegeben mosse* widergegeben. wie man auch über diese übersetzungen urteilen mag, man darf nicht mit V. sagen, dass T. die *überstrichende mosse* 'einfügt' (s. 113, 123). wenn T. *exercituum gentium* (Jer. 3, 19) durch *übunge der heidenen* (63, 25) verdeutscht — der einzige echte fehler den V. anmerken kann (s. 121) —, so hatte er ohne zweifel *exercitium* im ohre.

V. stellt sodann die allegorieen und gleichnisse zusammen in denen T. 'weltlichen' stoff verwendet (s. 141—164). zum schluss reiht sie auf, welche visionen, wunder, welche taten frommen lebenswandels von ihm als 'beispielerzählungen' genutzt werden (s. 164—167). vollständigkeit ist leider nicht erreicht. ich kann auf eine recht eilige nachprüfung hin folgende bilder nachtragen, wobei ich mir erspare, ihre ausdeutung anzugeben: die durch wolken gemäfsigte glut der sonne 387, 22 ff (a)[1]; die schlange die ihre haut abstreift 95, 7 ff (f; nur erwähnt s. 111, 122); das pferd das man mit hilfe des zaumes vor dem sturze bewahrt 216, 6. 7 (f); der löwe der die tiere fängt, indem er sie erschreckt 324, 2 ff (f); die betäubung des gehörs durch das stürmen des windes und durch das klappern der fenster und türen 63, 17 ff (g, 2); die verarbeitung der speise im körper 56, 13 ff (g, 3); der mensch der in ein haus durch ein fenster oder ein loch licht schafft 329, 30 ff (g, 4); begriffsbestimmung des kaufes 392, 27 ff (g, 8); die kinder die wein getrunken haben und durch den hausvater in traurigkeit und nüchternheit versetzt werden 53, 31 ff (h); die flucht vor dem unwetter 93, 26 ff (h; undeutlich erwähnt s. 68); die aufforderung ein fass in ermanglung des weines mit steinen und asche zu füllen 333, 3 ff (i). auch vermiss ich (s. 146) die beispiele vom tätigen schuhmacher und bauer 243, 12 ff.

In knappen sätzen sucht V. auf grund ihres stoffes Taulers stil zu kennzeichnen. sie bereitete allmählich auf dieses ziel vor. um in ihrem urteil fester zu stehn, stellt sie zu den metaphern T.s die wendungen mhd. schreibender prediger und mystiker, rührt gelegentlich den Areopagiten, Augustin, Gregor I und Bernhard vClairveaux an, benutzt das Thomaslexikon Schützes und sieht für die biblischen allegorieen Beda und Haymo ein. ihre allgemeinen erwägungen zwingen mich zu einigen bemerkungen.

Die verf. glaubt, dass die mühe den erfolg überragt, wenn

[1] in klammer geb ich den abschnitt an, dem sie bei V. einzureihen sind.

man Tauler mit allen theologen die er anführt systematisch vergleicht (s. 6). darin geb ich ihr recht. aber man kann die wenigen theologen die sie benutzt hat in ganz anderer weise heranziehn, als es von ihr geschehen ist. durch würkliche interpretation lässt sich zeigen, wie der gröste teil der metaphern nur lateinische formeln deutsch wendet. so steht, um auf einiges hinzuweisen, das wort *grunt* für die *profunda Dei*, für Gott als die *causa efficiens et finalis* (s. 14—16), für den 'seelengrund', für das *infernum*, für *causa* im neuzeitlichen sinne (s. 27—31); *ûzgân* = *procedere*, *geisten* = *spirare* gehören zur trinitätslehre (s. 24—26); *übervart, überslac, überswanc* geben *excessus, elevatio, extasis, raptus* wider (s. 88), *smecken* das mystische *frui* und *gustare* (s. 90). die prosa der mystiker ist noch nicht durchrationalisiert, ihre ausdrücke stehn auf der grenze zwischen bildlich zu nehmendem alltagswort und farblosem, eindeutigem fachwort. wenn man jedoch aus dem lateinischen heraus die deutschen worte interpretiert, so werden sich trotz grenzschwierigkeiten entstehnde fachausdrücke gegen echte, das heifst rhetorische, rein verdeutlichende metaphern abheben. — wo V. Taulers fähigkeit beurteilt, biblische stoffe oder dem leben entnommene bilder auszudeuten, da fasst sie die uns erhaltenen predigten allzusehr wie eine sammlung ausgefeilter abhandlungen an (ss. 111—114. 142. 143. 145. 146. 167). die predigten spiegeln gesprochene rede wider, gesprochen zudem in einer sprache, deren syntax noch nicht einem sauber ausgebauten wegenetz gleicht. schwerlich darf man überdies T. selbst für alle unebenheiten verantwortlich machen (vgl. auch Strauch DLZ. 39, 1918, s. 185). — will man T.s rhetorisches können nach seinen weltlichen gleichnissen bewerten, so sind letzte ergebnisse nur dadurch zu gewinnen, dass man die übrigen mystiker in gleicher weise durcharbeitet. denn allein von Tauler aus lässt sich nicht hinreichend feststellen, welche lebensgebiete er bevorzugt und welche er zurückschiebt, ob er im verhältnis zu den predigern seiner zeit einen besonders reichen oder recht durchschnittlichen bilderschatz verwaltet. V. meint, dass ihm nur 'der einfache lebenskreis des klostermannes' geläufig sei (s. 167). man könnte von ihrem stoffe aus wol mit demselben rechte sagen, dass er besonderen sinn für das werktätige leben habe. wer übrigens T.s gleichnisse beurteilen will, muss zuvor in mittelalterliche anschauungen sich einleben. zwei beispiele! Tauler versinnlicht die mystische einung durch das verschwinden eines wassertropfens im wein. V. bemäkelt dies bild, da der wassertropfen wasser bleibe (s. 145). nun, dieser vergleich ist viel älter als Tauler (Bernhard vCl.), entspricht auch durchaus den anschauungen der kirchlichen mystik, die eine pantheistisch gedachte vergottung ablehnt. die bilder vom feuer das in seinen *ursprunc* zurückkehrt, und vom meere das ausfliefst und wider in seinen *ursprunc* zurückeilt, erscheinen

der verf. künstlich 'zurechtgemacht' und nahezu sinnlos (s. 145. 151. 152). man muss natürlich bei solchen bildern sich die naturlehre des mittelalters ansehen; *origo fontium et fluminum omnium mare est* beginnt übrigens Bernhard vClairveaux in Cant. 13, 1.

A. V.-T. hat mit grofsem fleifs die bildlichen ausdrücke Taulers zusammengerückt und wertvolle hinweise auf die übrige mystik gegeben. als sie dem an sich ehrenden drang nachgab, ihre zusammenstellung des stoffes zur beurteilung Taulers zu verwenden, gieng sie über die grenzen hinaus die ihr durch ihre arbeitsweise gesteckt waren.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Die briefe und predigten des mystikers Heinrich Seuse, gen. Suso, nach ihren weltlichen motiven und dichterischen formeln betrachtet. ein beitrag zur deutschen litteratur- und kulturgeschichte des 14 jahrhunderts von dr **A. Gebhard,** oberlehrer in Frankfurt a. M. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wiss. verleger, Walter de Gruyter & co, 1920. XII u. 272 ss. 8°.

G. löst aus Seuses 'grofsem briefbuche' und predigten die stellen heraus, in denen 'weltliche' motive oder, um es genauer zu sagen, natur und leben herangeholt werden, um mystische zustände und strebungen in gehobener prosa zu versinnlichen. er stellt nicht blofs diese motive zusammen, sondern trägt aufserdem aus mittelhochdeutscher epik und lyrik herbei was im ausdruck verwant ist, blickt auf die geistliche dichtung und achtet auf das volkslied. Seuses sprache wird also vor den hintergrund der poetischen formeln gestellt, die das 13 jahrhundert erarbeitet hatte. das ganze wird überdies nicht als blofse stoffanhäufung gegeben, sondern G. fühlt sich in seiner weise in die gegebenen bilder ein, sucht die vergleiche aus mittelalterlicher naturbetrachtung und lebensauffassung heraus zu verstehn und damit lebendig zu machen, wie Seuse mit dichteraugen in die welt sah.

Die untersuchung ist verständig nach sachgruppen geordnet. sie beschäftigt sich zunächst mit licht, sonne, sonnenschein und sternenwelt (I, s. 18—40), sie kommt sodann zu den mittelalterlichen elementen (II, s. 41—63), zur pflanzenwelt (III, s. 64—94), zur tierwelt (IV, s. 95—121), zur landschaft (V, s. 122—146). ich halte ein, um an vier beispielen zu zeigen, dass der für Seuse so begeisterte verf. seinen standort nicht hoch genug gewählt hat. 1) Seuse stellt in gesteigerter sprache den kalten *aquilo* gegen den blüten treibenden *auster*. G. setzt (s. 59. 60) dagegen, wie nüchtern Konrad vMegenberg die winde beschreibt. er hätte auf Isidor (Etym. XIII 11) zurückgreifen sollen, der hier das mittelalter belehrt hat. will man S. richtig einschätzen, so reichen jedoch die naturlehren nicht aus. S. fasst den *auster* als den wind des heiligen geistes, der erneuernd das erstarrte herz trifft

(s. 60. 61). über dem briefe (XV) stehn die bibelworte: *surge aquilo et veni auster* etc. Cant. 4, 16. da muss man nachprüfen, wie mystisch gerichtete theologen, angeregt von der naturlehre, diese stelle des Hohen liedes auslegen. bei Richard vSVictor kann man lesen, wie der *auster, id est Spiritus sanctus* den *hortus animae* durchweht, wie damit *dissipata corporis glacie* die *aquae gratiae* fliefsen (in Cant. 31). man tut gut, sich darüber hinaus die blühende sprache Bernhards vClairveaux zu vergegenwärtigen. erst von solchen vorbildern aus kann man beurteilen, wie weit und mit welchen mitteln S. das ihm von anderen gegebene motiv in eigner weise färbt, wie weit er überkommene wendungen auflockert. 2) S. zielt mit dem geblümten *bettelin*, dem *lectulus floridus* des Hohen liedes (1, 15) auf ein lauteres gewissen ab (predigt I). menschen die an seelischen *gebresten* leiden, deren *gewissene ist nüt mit bluomen bestecket, mer ir herze ist mit miste bezettet.* wer sich um S.s mystische vorgänger kümmerte, wird hier nicht viel zu bemerken haben. ein blick in Bernhard vClairveaux genügt: *lectulus respersus floribus conscientia est bonis referta operibus* in Cant. 47, 7; es gibt menschen denen die *flores* fehlen, und die doch den 'herren' *ad tam foedum conscientiae suae lectulum* einladen; ihr *lectulus non est floridus, magis autem et putidus est* in Cant. 46, 6 (siehe überhaupt in Cant. 46, 5—7). da haben wir alles was wir brauchen. nach G. hat *bettelin* noch 'die alte bedeutung des höfischen blumenlagers'. die 'brücke' zwischen dem *bettelin* und dem 'gewissen' wird für ihn durch die 'volkstümliche auffassung von dem (ruhigen) gewissen als einem sanften ruhekissen' gebildet. da natürlich auch in mittelhochdeutscher dichtung von blumigen lagerstätten die rede ist, werden von dort stellen herangeführt; aber sie helfen nicht, da sie sich den worten S.s nicht eng anschmiegen. wieweit es überhaupt sinn hat, die hier unnötig bemühte vorstellung vom 'ruhigen gewissen' als 'volkstümlich' anzusprechen, diese frage will ich gar nicht aufwerfen. zwei wortreiche seiten (66—68), die nicht fördern, da S. in falsche umgebung gestellt ist! 3) hinter dem satz S.s, dass der *süesse smak* des weingartens die *leiden slangen* vertreibe, wittert G. (s. 116) das motiv vom panther, dessen atem den drachen (!) verscheuche. er gewinnt dieses motiv recht künstlich aus der antik-mittelalterlichen auffassung, dass der panther nur den drachen (!) als feind habe, die übrigen tiere durch seinen *süessen smak* anziehe. wer diese 'kühne combination' S. nicht zutraut, wird nach seiner ansicht (s. 117) auf ein 'weltliches motiv — wenn auch nur volkstümlicher natur' geworfen: 'das vertreiben von gewissen tieren' 'durch gewisse stark riechende kräuter'. nun, den kopf des briefes (VI) bilden die worte *vineae florentes odorem dederunt* etc. Cant. 2, 12. als Bernhard diese stelle erläutert, erklärt er: *hic odor serpentes* (!) *fugat. aiunt florescentibus vineis omne reptile venenatum cedere loco*

(in Cant. 60, 6). S.s satz verdankt mithin der exegese des Hohen liedes seinen inhalt. G. sucht den ursprung des bildes an falscher stelle; widerum ist nur die frage, wie weit die ausmalung des bildes für S. kennzeichnend ist. man wird bemerken, wie leicht dem verf. das wort 'volkstümlich' in die feder geht. es ist doch wahrlich über die herkunft eines motivs noch gar nichts damit festgestellt, dass es einem menschen von heute als 'volkstümlich' erscheint. 4) Seuse erzählt einmal (brief XIV), wie der geblümte anger, den das vieh verwüstet, in schönheit leuchtet: denn *das vich ist us getriben* und *das tor ist beslossen*. indem G. 'verwüstet' falsch bezieht, denkt er an das vieh das auf die matten getrieben ist (s. 142, siehe auch s. 111); aus der wendung vom *beslossenen* tore klingt ihm nahezu das recht unmittelalterliche motiv 'auf den bergen ist freiheit' entgegen. S. dagegen frohlockt, dass das vieh aus den blühenden gefilden f o r t - getrieben ist, dass es den zugang zur blumenwelt verschlossen findet. er lehnt sich an den biblischen *hortus conclusus* (Cant. 4, 12) an. von ihm heifst es bei Richard vSVictor: *cogitationum terrenarum multitudo, si hortum hunc irruperit, bestialiter* (!) *conculcat* (in Cant. c. 29, Migne 196, 488 C). vom verschlossenen garten des himmlischen Jerusalem gilt ihm jedoch: *confortatae sunt serae portarum, omnis exclusa miseria, omnisque inclusa felicitas* (aao. 491 A). auch S. meint das *meiental der himelschen fröuden*. wenn der mystiker vom *vich* spricht, denkt er würklich nicht an friedlich weidende kühe.

Diese beispiele werden hinreichend begründen, dass G. trotz aller vorsicht auf zu schmalem grunde baut. grade weil er mit so viel liebe an seine arbeit herangeht, ist es doppelt zu bedauern, dass er nicht nachforschte, welchen bilderschatz und welche sprachlichen formeln dem mönch und theologen S. die mystische theologie bot. viel war schon gewonnen, wenn er die wichtigsten erklärungen der Cantica canticorum heranzog. dann konnte er zeigen, wie S. die bildersprache der theoretischen mystik umdeutscht, bereichert, sinnlicher macht. auch musten die in deutscher sprache abgefassten schriften der mystiker gründlicher als es geschehen durchgesehen werden. G. hütet sich vor dem fehler, da wo S. mittelhochdeutscher dichtung nahe kommt, von abhängigkeit zu reden. dies war um so notwendiger, als die von ihm aus weltlicher lyrik und epik beigebrachten wendungen meist nur sehr leise in S.s sätzen anklingen. es ist im wesentlichen doch nur die stilistische verbrämung, nicht das kleid der motive, worin S. und die mhd. dichter sich ähneln. G. hebt gern hervor, dass S.s bilder aus lebendiger anschauung geboren sind, 'spiritualiter gewendet, realiter empfunden' (s. 128). durch den nachweis, dass das gerüst vieler sätze auf fester theologischer überlieferung ruht, wird diese ansicht nicht ertötet, aber doch gedämpft werden. 'weltliches, geistliches: alles fliefst' (s. 147), meint einmal der

behutsame verf. ja, was ist denn überhaupt für das mittelalter ein 'rein weltliches' motiv? so sehr das mittelalter irdisches und überirdisches auseinanderzieht, es gibt keinen scharfen schnitt zwischen rein weltlichem und rein geistlichem. der wird erst in zeiten möglich, die das überirdische aus dem irdischen herausgeschoben haben, so dass das irdische an fähigkeit eingebüſst hat, sich gleichsam von selbst zum religiösen symbol zu verflüchtigen.

Wir müssen weiter. reichhaltig muste der abschnitt ausfallen, der zeigt, wie S. den *amor spiritualis* in seiner 'verminniglichenden' sprache (vgl. s. 196) versinnlicht (VI, s. 147—239). eindringlich wird beleuchtet, wie er den 'liebesverkehr Christi mit der minnenden seele' darstellt, wie er den 'geliebten' gestaltet und benennt, wie er 'falsche' und 'wahre' minne gegeneinandersetzt. der letzte teil (VII, s. 240—271) trägt wendungen herbei, die nach ansicht des verf.s den 'bereich der höfischen standes- und dienstverhältnisse' voraussetzen. gar oft muss ich wider G.s darstellung mit einem fragezeichen versehen. auch hier rächt es sich, dass er sich nicht an die lateinisch schreibenden mystiker wante; manches übertreibende urteil wäre dann unterblieben um nicht bloſs zu behaupten, geb ich wenige anmerkungen zum satz S.s, dass das kleinste *creatürli* dem menschen ein *stapf* sei, *got zuo nehen* (s. 235), wies Bihlmeyer auf Bonaventura hin. G. mag recht haben wenn er meint, dass S. hier echtes naturgefühl bekunde (s. 235/36). dabei bleibt doch bestehn, dass diese worte einen dem mittelalter selbstverständlichen, ja dogmatisch festgelegten satz umschlieſsen. die 'trunkenheit' soll für S. ein 'rein volkstümliches, weltliches motiv' sein, da er sie im gegensatz zu den anderen deutsch schreibenden mystikern nicht 'nur als äuſseren sprachlichen aufputz' betrachte (s. 238). wer gelesen hat, was führer der mystik über die *ebrietas spiritualis* sagen, wird sich vorsichtiger ausdrücken. die von S. genannten anstandsregeln (s. 259 ff) führen durchaus in die klosterwelt; allerdings gehn klostersitte und höfische sitte — nicht zufällig — gar sehr zusammen. das mag genügen. auf kleinigkeiten geh ich nicht ein[1].

Noch eins muss ich hervorheben. G. beschäftigt sich in vielen dem text eingestreuten anmerkungen mit der stilkunst S.s. so weist er, um einiges zu nennen, oft mit unnötig groſsem wortaufwand auf häufung der synonyma, auf verwendung der klimax, der allitteration, des reimes hin. er fühlt dass diese rhetorischen mittel in entscheidender weise die mit sinnlichem gehalt beschwerte sprache S.s verwürklichen helfen. er stellt es

[1] der zweifel ob das 'testament der minne' (brief 28) von S. stamme, wird durch gelegentliche beobachtungen verstärkt (zb. s. 171. 174. 192. 257). G. geht über diesen zweifel nicht hinaus; es kommt sogar vor dass er ihn auſser acht lässt (s. 184. 233/34).



als möglich hin, dass er später einmal, vielleicht 'in gröfserem zusammenhang' (s. 272), diese verzettelten beobachtungen geordnet vorlegt. drum möcht ich seinen blick auf einen von ihm bisher nicht beachteten bezirk von regeln lenken, nach denen mittelalterliche rede sich formte. Ehrismanns schöne studien über Rudolf vEms konnte er noch nicht neben seine arbeit legen; Burdachs schriften waren ihm bekannt. von ihnen mag er sich den weg weisen lassen. wo G. stilistisches bespricht, sieht er auf dichtung und predigt. er fühlt sich sogar einmal an den euphuismus erinnert (s. 109, siehe auch s. 196). mit all seinen beobachtungen dringt er nicht tief genug. S.s briefbuch ist im *genus floridum* geschrieben, seine *elocutio* ist *figurata, claris coloribus picta.* nicht umsonst ist, wie G. immer wider betonen kann, 'süfs' = *suavis* S.s lieblingswort. man darf die theorie der mittelalterlichen rhetorik nicht übersehen, wenn man S.s stil verstehn will.

Seuses bildersprache entspringt einem bestimmten stilwillen. indem er, seiner sinnlichen natur folgend, seine rede schmückte, muste er hineingreifen in den bereitliegenden formelschatz mittelhochdeutscher kunstsprache. G. sagt selbst einmal, dass das was aus mittelhochdeutscher dichtung in S.s motiven und formeln anklingt, 'oftmals' 'recht vager natur' sei (s. 238). ich denke, wir können, was seine beispiele angeht, das 'oftmals' durch 'fast immer' ersetzen. mystische theologie und mittelhochdeutsche poesie sind von haus aus in einem grofsen teile ihres bilderschatzes eng verwant. es wird richtig sein, dass Seuse als mensch des 14 jahrhunderts individueller erlebte als menschen vorausliegender zeiten. aber G. beachtet zu wenig, wie sehr die kerne der von S. gegebenen motive der mystischen theologie und predigt entstammen, wie sehr S. lateinische formeln umsetzt, wie sehr er auf der sprache der 'deutschen' mystiker aufbaut. so wird durch seine interpretation S. übermäfsig 'verweltlicht'. auch hier zeigt es sich, dass man bei keiner art von betrachtung, mag sie dem gehalt oder der form gelten, ungestraft einen deutsch schreibenden mystiker aus der kette der gesamten mittelalterlichen mystik herauslösen kann.

Noch dreierlei muss gesagt werden. G. ist gründlich der gefahr unterlegen, sich von keinem beleg trennen zu können, den er seinen zetteln anvertraut hatte. er empfindet wol selbst, dass er unnötiges mitschleppt. sein persönliches schicksal wird mitverschuldet haben, dass sein buch sehr die spuren der entstehung an sich trägt. sodann, die arbeit breitet viele einzelheiten aus; da durfte ein register nicht fehlen. endlich, G. hat seinem buche eine wenig glückliche, weil schwer citierbare überschrift gegeben; denn das ziel seiner untersuchungen hat er in einer participialwendung versteckt, die als untertitel auftritt.

Zum schluss eine frage! G., dessen arbeit in schwerer zeit

und offenbar unter schwierigen verhältnissen wurde, hat sein gebiet nicht nach allen seiten durchwandern können. er sagt selbst, dass die vergleiche die Seuse aus dem 'bürgerlichen leben' nimmt, noch auf ihren 'bearbeiter warten' müssen (s. 271/72). warum will er nicht dieser 'bearbeiter' sein? denn ihm eignet die fähigkeit, sich in vergangenes einzuleben, er strebt nach weitem gesichtsfeld, er geht mit spürbarer liebe an Seuse heran. grade weil ich grundsätzliche einwände gegen diese seine in begeisterung geschriebene erstlingsschrift vorbringen muste, sei dies besonders betont.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Geschichte der deutschen litteratur von den anfängen bis zur gegenwart von **Karl Borinski.** Stuttgart, Berlin, Leipzig o. j. (1921), Union Deutsche verlagsgesellschaft. 2 bde. XVI u. 643, VIII u. 673 ss. 8°.

Wir sind nicht so reich an guten litteraturgeschichten für die gebildete deutsche familie — dies die bestimmung der vorliegenden — dass das neue werk überflüssig erscheinen könnte. Borinski, dessen ableben wir beklagen, mochte durch seine vielseitige gelehrsamkeit und seine lange praktische erfahrung auf dem katheder besonders geeignet zur lösung der aufgabe erscheinen.

Leider bedeutet sein buch dennoch eine enttäuschung. der stoff ist weder sachlich noch darstellerisch befriedigend bewältigt, das gepräge des undurchgebildeten haftet ihm überall an, auch die correctheit wäre recht wol einer steigerung fähig.

Der erste eindruck der lectüre war für mich insofern niederdrückend, als mir die ganze ungeheuerlichkeit und verderblichkeit der teilung zwischen 'älterer' und 'neuerer' litteraturgeschichte, wie sie sich leider in der akademischen praxis durchgesetzt hat, selten mit solcher stärke zu bewustsein gekommen ist. bald werden wir soweit sein, dass überhaupt niemand mehr eine deutsche litteraturgeschichte wird schreiben können. auch Borinski hat es streng genommen nicht gekonnt, obschon es ihm an fleiſs und belesenheit auf dem 'älteren' gebiete vermutlich nicht gefehlt hat. man sieht es den ungefähr 200 ersten seiten an, wie weltenfern der vf. zu diesen dingen steht. wie verfehlt seine periodisierungen, wie schief seine urteile, wie versehenreich seine einzelangaben!

Die vorlitterarische zeit, die periode des heldensangs in der völkerwanderungszeit, ist ganz unterschlagen; überraschend minderwertig ist alles was er über das volksepos zu sagen weiſs; die ableitung des Nibelungenstoffes zeugt von einer rückständigen verworrenheit, in die nie ein strahl Heuslerschen, klärenden lichtes gefallen zu sein scheint. andachtsvoll, wenn-

gleich mit gelegentlich angedeuteter leiser skepsis, werden die ältesten legenden und hypothesen noch wider aufgewärmt: das Hild. lied von zwei mönchen nach dem gedächtnis aufgezeichnet, das Muspilli vielleicht von Ludwig dem Deutschen; man hört noch von Albrecht von Scharffenberg? als Titureldichter, von der *domus de Wirtziburg* in Basel, von d e n büchlein Hartmanns, von Ortnit und Wolfdietrich als Dioskuren. dazu zahlreiche schiefheiten: s. 31 ist Otfrids vers, dessen 'dipodischer charakter', mit nicht zu überbietender unklarheit gekennzeichnet. s. 35 spricht von 'dem von Karl dem Gr. aufgezeichneten lied von Ermanrich' — in einer formulierung, die jeder laie misverstehn muss. Veldeke, das dürfte doch allmählich feststehn, hat die Eneit eben n i c h t in seiner Maastrichter ma. geschrieben (s. 92), Rudolfs preis der Veldekeschen kunst bezieht sich nicht auf die einführung des reinen reims (s. 98). Thomasin hat nicht in je z e h n monaten éin buch seines Welschen Gastes geschrieben, sondern auf ein buch immer éinen monat verwant, wie das v. 12 278 ganz deutlich ausgesprochen ist (s. 157). Wickrams Ovid — das wol der schwerste fehlgriff — ist bekanntlich in versen gehalten und keine prosaauflösung (s. 107).

Irrtümer jeden grades würde man bei der bewältigung eines so grofsen stoffes schliefslich durchschlüpfen lassen. aber es fehlt diesen partieen über die mittelalterliche litteratur so vollkommen an leben, an nähe und vertrautheit! übersubjective urteile liefern dafür keinen ersatz, zumal wenn sie so wunderlich sind wie etwa die sittliche entrüstung über den Tristan, die verurteilung des 'form- und planlosen Trojanerkriegs' Konrads, die abschätzige bemerkung über die dichtenden fürsten, die doch in den meisten fällen künstlerisch durchaus ernst zu nehmen sind. am wenigsten ist zu billigen, dass der vf. in diesen partieen durch eine reihe minder geschmackvoller, salopper wendungen lebendigkeit und anschaulichkeit vorzutäuschen versucht. Wolfram der 'salonzauberer', der 'knallwürkungstitel' der Krone, die 'blöde jugendeselei' der minnesinger; eine seitenüberschrift bei dem abschnitt über den minnesang lautet: 'die Deutschen keine schmachtlappen' etc.

Ein günstigerer eindruck erwächst aus der behandlung der beginnenden renaissancezeit; da herscht gediegene kennerschaft, und sie macht auch die lectüre des ganzen ferneren 1. bandes lehrreich und auf manche strecken würklich angenehm; so bei dem letzten meister den er uns vorführt, bei Lessing, dessen gewiegter biograph auch hier wider geistreiches und wolformuliertes zu sagen hat. das gefühl der sicherheit verlässt den leser auch im zweiten band nur noch in einzelfällen. kleine ungenauigkeiten könnten freilich in reichlicher zahl ausgejätet werden: Hoffmann wird zum kammergerichtsassessor degradiert, dem guten Glasbrenner macht Holtei die schöpfung des Nante streitig, Hebbels

Moloch soll in Deutschland spielen (s. 365), und über Kleist findet sich folgender satz: 'der dichter der zukunft war er nur für seinen freund Adam Müller, der ihn bei seinen presseunternehmungen verwante und im Dresdener Phöbus (1805—1809) eines von Kleists werken (Penthesilea) veröffentlichte (s. 260)'. es verdriefst auch, wenn auf der folgenden seite Kleists erstling einfach als 'die Schroffensteiner' citiert wird, wie später der Grabbes als 'Herzog Gothland'. wir wissen, wie die titel würklich lauten, dem laien gegenüber ist correctheit am platz.

Es ist aber richtiger nicht in kleinigkeiten zu kramen, sondern auf einen viel bedenklicheren organischen mangel des werkes hinzuweisen, der den stofflich wol beherschten partieen genau so anhaftet wie dem eingangsteil: er betrifft anordnung und ökonomie. der vf. möchte den anschein erwecken, als schliefse er die wichtigsten litterarischen erscheinungen zu stofflichen gruppen zusammen, denen gegenüber er die chronologie geflissentlich vernachlässigen darf. anfangs jahrhunderte, später jahrzehnte werden mehrmals nach verschiedenen sachlichen gesichtspuncten durcheilt. aber die nachprüfung ergibt, dass die betr. gruppe des würklichen inneren zusammenhalts meist völlig enträt und oft nur die möglichkeit eines bequemen übergangs den einen autor an den anderen gekettet hat. am schlimmsten ist, wenn litterarische persönlichkeiten oder strömungen weit früher erscheinen als andere, von denen sie selbst erst bedingt sind. schon eine folge: 'Grobianus, Epistolae, Murner und Gengenbach, Erfurter humanisten' ist innerlich unmöglich, und was soll man zu einem sammelsurium sagen wie 'Sebastian Frank — Johann Faust — Hans Sachs' — dieser der hauptheld eines capitels in dem Zinkgref, Alberus, Poggio, Wikram, das Faustbuch, Aventin, Tschudi zueinandergestopft sind. seltsam oft schon anordnung und auswahl, wie sie die capitelüberschriften treffen: 'Der humanismus und das drama. Melanchthon, Erasmus, Celtes, Lotichius, Macropodius, Rebhun'!

Besonders schwierig ist natürlich das problem der anordnung im 19 jh., wie das namentlich RMMeyers widerholte, stets geistreiche aber nie gelungene anläufe gezeigt haben. einer solchen verwirrung wie bei Borinski wird man bei ihm freilich nicht begegnen. das capitel über den pessimismus mustert nacheinander Schopenhauer, Lenau, Rückert, Platen, und geradezu grotesk würkt die umkehrung aller chronologie in dem capitel 'Oesterreich, Wien, Theater, Stifter, Grillparzer': da folgen sich nämlich: Stifter, Pyrker, Paoli, Feuchtersleben, Vogl, Bauernfeld, Bäuerle, Holtei, Nestroy, Raimund, Zedlitz, Halm, Grillparzer! der geographische gesichtspunct wird völlig auf die spitze getrieben in dem capitel 'Münchens weitere und engere kunst', das Keller, Geibel, Heyse, Wagner, Hopfen, Jensen etc. zusammenkoppelt. die bedeutung Münchens als litterarischer centrale wird dabei doch

überschätzt, und dazu mag stimmen, dass B. vergebliche mühe aufwendet, um dem lyriker Ludwig I zu einem sitze auf dem deutschen Parnass zu verhelfen; seine verse haben wir doch schon als Münchener schulbuben nicht mehr schön finden müssen, und an dem hexameter *Steine warfest du Berg aus einstmals Erobrer die Gegend* ist würklich nichts zu retten!

Man wird mit dem vf. seines persönlichen geschmackes wegen nicht rechten, auch wenn man da und dort, zb. bei Heine, den eindruck der zu starken voreingenommenheit hat. aber es war zu verlangen, dass er ökonomie walten liefs und jedem das seine gab. es ist schlechterdings nicht angängig und verwischt jeden mafsstab, wenn auf Keller 24 seiten kommen, auf Raabe 12, auf Heyse 12, auf Freytag 11, auf Geibel 9, auf HvKleist dagegen (dem B. völlig hilflos gegenübersteht) 2, auf CFMeyer $1^1/_2$, auf Anzengruber knapp eine! gegen schluss artet diese litteraturgeschichte in einen namenkatalog mit ganz kurzen etiketten aus. von durchgreifender gliederung des stoffes nach bestimmten strömungen, von ernstem eindringen in die geistigen und äufserlich litterarischen charakteristika einer epoche ist hier ebensowenig die rede wie sonstwo in dem buche.

Es ist zu bedauern, dass Borinski dieses offenbar sehr eilig unternommene werk aus der hand gab; noch viel mehr, dass es sein letztes bleiben sollte, und ihm die gelegenheit versagt bleibt, das gute aus dem buche in eine vollkommenere neugestalt zu retten, deren notwendigkeit er selbst jedenfalls am ehsten und am dringendsten empfunden haben würde.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Blätter für deutsche art und kunst hg. von **Richard Benz.** 1. R. Benz, Die renaissance, das verhängnis der deutschen cultur. 2. Verkündiger deutscher kunst. 3/4. R. Benz, Die grundlagen deutscher kunst. I. Mittelalter. Jena, Eugen Diederichs 1915/16. 40. 73. 105 ss. 8°.

'Die übliche geschichtsbetrachtung, die nur die eine geistige anstrengung kennt: gründe dafür aufzusuchen, dass es so kommen muste, wie es gekommen ist, mag etwas sehr befriedigendes und beruhigendes haben: zeugungsfähig ist sie nicht, neue wege und ziele kann sie dem geiste in ihrer gewollten blindheit nicht erschliefsen. wenn uns die deutsche zukunft am herzen liegt, so dürfen wir die deutsche vergangenheit nicht mit historischem fatalismus hinnehmen: wir müssen von ihr fordern, wir müssen sie mit zorn und liebe befragen'.

Diese worte, die man s. 96 im 3. der genannten hefte list, hätte der verfasser seinem gesamten werke als geleitwort vorsetzen dürfen: in ihnen ist die geschichte der deutschen bildung mit zorn und liebe geschrieben. vor allem mit zorn. ausgang und dauernder grund ist ihrem vf. eine leidenschaftliche ver-

dammung der renaissance, die das grofse unglück über unser volk und seine entwicklung gebracht hat, den verhängnisvollen bruch mit der eignen vergangenheit, die erstickung bodenständigen lebens, da sie ein der innersten verfassung unserer nation angemessenes ziel durch ein fremdes kunstideal ersetzte. denn als etwas von grund aus verschiedenes, in ausgang und ziel schlechthin unvereinbares stehn romanisches und germanisches kunstwollen einander gegenüber. die romanische kunst, ausgehend von der freude am formalen, was für den künstler gesetzmäfsiges bilden der schönheit bedeutet, für den aufnehmenden erkenntnis dieser gesetzmäfsigkeit und vergnügen an der sinnlichen form; die germanische kunst, innerlichst gestellt auf das metaphysische verlangen, das dasein zu deuten, woneben die form nur ausdrucks-, nicht eigenwert besitzt. entsprechend das ziel für den künstler: geistiger ausdruck, für den aufnehmenden: seelisches erlebnis.

Das mittelalter hatte die kraft besessen, alle fremden einflüsse, die ihm reichlich genug zuströmten, so weit zu überwinden. dass doch an seinem ausgange in der gotischen kunst, der deutschen prosa der volksbücher eine wahrhaft germanische kunst und bildung sich entfalten konnte, die dem ganzen volke gleich zugänglich war. die blüte aber wurde auf ihrer höhe mitten im triebe kräftigsten lebens geknickt durch humanismus und renaissance. die der ganzen nation gemeine cultur ward zerstört, indem das volk sich nun in gebildete und ungebildete spaltete. eine kunst kam auf die gelehrte bildung erforderte, so dass denn seither alle anstalten zu ihrer pflege durchaus darauf gerichtet sind, wissenschaft und kennerschaft zu erzeugen und zu befriedigen, oder aber blofser unterhaltung zu dienen. wir haben eine schule, die den modernen menschen zwingt seine jugend der renaissancebildung zu opfern: mit dem ergebnis dass er eine Venus von einer Diana unterscheiden lerne, während die überlieferung des eigenen volks und würkliches kunsterleben in ihrem unterricht keine rolle spielen. wir haben kunstmuseen, die nichts anderes sind als belegsammlungen für diesen wissenschaftlichen unterricht, bestimmt die anwendung der erworbenen kennerschaft zu lehren. wir haben theater, in denen auf der bühne der virtuose, im zuschauerraum die kritik herscht, haben concertsäle, in denen selbst die einzige kunst die in Deutschland vor dem verderben durch ausländische einflüsse glücklich bewahrt blieb, unter dem einflusse des theaters nicht minder misbraucht wird. gelegenheit zur bewunderung oder verurteilung technischer fähigkeiten zu bieten.

Es gibt solchen zuständen gegenüber nur éine rettung: rückkehr zu unserer nationalen künstlerischen vergangenheit, widergeburt der alten deutschen kunst und cultur.

Dies im einzelnen auszuführen, nach der hier vorherschenden verneinung nun das positive zu bringen und uns zu zeigen, wie

sich denn diese doch gewis nicht ohne weiteres übernehmbare deutsch-mittelalterliche kunst und cultur für gegenwart und zukunft zu gestalten hätte, sollte einer ferneren schrift vorbehalten werden, die noch nicht erschienen ist. einstweilen gibt der verfasser an seiner stelle grofsen Deutschen der vergangenheit das wort, indem er im 2. hefte Fichte, Herder, Arnim, WGrimm, Görres, Goethe, Wackenroder, Nietzsche und Langbehn auf den plan ruft mit äufserungen die in den entwickelten gedankenkreis einschlagen.

Der verfasser der vorliegenden schriften ist den fachgenossen vorzüglich aus seinen büchern über die märchendichtung der romantik und die deutschen volksbücher bekannt. bekannt als ein mann von kenntnissen, geschmack und selbständigem, freilich auch eigenwilligem urteil. dies eigenwillige und einseitige erscheint hier ungewöhnlich gesteigert. ich brauche kaum auszusprechen, dass ich dem grundgedanken des verfassers in weitem mafse gleichgesinnt gegenüberstehe, aber ich bin aufser stande, die blinde einseitigkeit mit ihren vielfältigen übertreibungen, die mannigfache vergewaltigung geschichtlicher tatsachen und vorgänge mitzumachen, die man in den heften findet. zweifellos schadet der vf. dadurch den praktischen zielen die er verfolgt. auch verlieren die geschichtlichen constructionen des 3. heftes sich auf weite strecken stark in mystische speculationen und bieten, was hier nicht auszuführen ist, der kritik im einzelnen starke blöfsen, gerade auch in ihren litterargeschichtlichen ausführungen. hier wird bei der würdigung unserer mittelalterlichen dichtung wider der schon aus der schrift des verfassers über die deutschen volksbücher bekannte gedanke eingehend dargelegt, dass die höfische poesie, insbesondere die epik, keine blüte, vielmehr einen künstlerischen tiefstand bedeute; sie werde nur deswegen von den gelehrten so hoch geschätzt, weil ihre leere formkunst dem renaissance-ideale so nahe kommt, zu dessen anbetung wir erzogen sind. man bedauert diesen ausführungen gegenüber, wie sehr durch sie ein gesunder kern durch mafslosigkeit um seine fruchtbarkeit gebracht wird. der verfasser, der so beredt und anregend über den ausdruckswert des freien deutschen verses zu reden weifs, sollte würklich einmal etwa die abhandlung von C. von Kraus über wort und vers bei Gottfried studieren, um ein berichtigtes urteil über die kunstform der höfischen epik zu gewinnen.

Wir wollen aber nicht aufzählen was an schiefem und übertriebenem in den heften steht, und lieber betonen, dass auch hier gar manches mit feinem empfinden und gutem geschmacke gesagt wird: über das verhältnis von antikem und deutschem vers, von antiker und deutscher kunst überhaupt, über frühgermanische kunst, über gotische schrift und architektur, über holzschnitt und kupferstich, die antiken urteile über germanischen gesang, den

wesensunterschied von end- und stabreim, das mittelalterliche drama usw. selbst das sehr harte und einseitige urteil über den germanistischen universitätsunterricht (1, 20 ff) mag von uns hochschullehrern nachdenklich gelesen und auf seine berechtigung geprüft werden. wie denn überhaupt ein kritischer leser sich vielerlei anregung aus den mit leidenschaftlicher beredsamkeit geschriebenen heften zu holen vermag.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Andreas Gryphius und die bühne von **Willi Flemming.** mit 8 abb. Halle, Niemeyer 1921. XII u. 450 ss. 8°.

Die vorliegende arbeit gehört in die reihe theatergeschichtlicher untersuchungen, wie sie uns in den beiden letzten jahrzehnten mehrfach beschert worden sind, und wie sie bisher in Max Herrmanns Forschungen zur theatergeschichte eine zwar nicht unbestrittene, in ihrer ganzheit aber doch imponierende höchstleistung aufweisen. mit grofser energie fasst der verfasser seinen stoff an, und um das hauptergebnis des buches gleich vorwegzunehmen, so ist ihm der beweis durchaus gelungen, dass Gryphius in seinen tragödien keineswegs ein weltfremder buchdramatiker war, sondern in den trauerspielen ebenso wie in den lustspielen durchaus eine feste bühnenvorstellung hatte und stets damit rechnete, dass seine dramen auch aufgeführt wurden. der verfasser hat mit grofsem spürsinn alle ihm erreichbaren nachrichten über Gryphius-aufführungen gesammelt und insbesondere die schulgeschichtliche litteratur auf solche nachrichten hin durchgesehen. er kommt dabei zu dem fürs erste überraschenden, aber durchaus richtigen ergebnis, dass Gryphius seine stücke in erster linie für die protestantische schulbühne des 17 jahrhunderts schrieb, deren typus insbesondere die bühne des Breslauer Elisabethgymnasiums darstellt, dh. ein in vorder- und hinterbühne geteiltes bühnenfeld mit vorder- und zwischenvorhang. die einrichtung der bühne zeigt alle übergangserscheinungen des jahrhunderts, von der mit teppichen behangenen bühnenwand bis zur modernen kulisse. die rückwand ist ein gemalter prospect zur perspectivischen verlängerung der hinterbühne, sie kann jedoch wie bei dem bühnentypus älterer art auch mit teppichen behangen und mit türen versehen sein. ist die zweigeteilte kulissenbühne die normalform des dichters, so können die stücke doch auch auf jeder andern bühnenform ohne zwang aufgeführt werden. wenn der verfasser dann weiter geht und den nachweis zu führen versucht, dass eine reihe von stücken zunächst für einen ganz bestimmten andern bühnentypus geschrieben wären, dass zb. der Piast für die einteilige höfische saalbühne, das mischspiel Verliebtes Gespenst — Geliebte Dornrose für die grofse dreiteilige opernbühne gedacht seien, so kann ich ihm auf diesem wege

nicht bis zum ende folgen. wenn der dichter für einen ganz besonderen zweck ein festspiel schrieb, bestimmt vor einem geladenen kreise aufgeführt zu werden, so wird er natürlich auf die gegebenen verhältnisse rücksicht genommen haben. das war auch zu Goethes zeit noch so, als er die Fischerin für die aufführung im park schrieb, und das ist heutigentags noch dasselbe; mit der bühnenanschauung aber, von der der dichter im ganzen beherscht ist, hat das nur sehr wenig zu tun. von der annahme der dreiteiligen opernbühne (vorder-, mittel- und hinterbühne) für einzelne Gryphische stücke können mich die ausführungen des verfassers vollends nicht überzeugen.

In der entwicklungslinie der theaterverhältnisse stellt Flemming seinen dichter in die mitte zwischen Rist und Christian Weise. seine stücke, durchaus als dichtungen gedacht und für die aufführung bestimmt, bilden 'eine harmonie zwischen drama als kunstwerk und theater als socialer institution' (s. 435).

Dass der verfasser mit der legende von dem 'buchdramatiker' Gryphius aufräumt, sei ihm von herzen gedankt. einen richtigen, bewusten buchdramatiker hat es in Deutschland bis zu den romantischen satiren in dramatischer form nur einmal gegeben, nämlich die alte Hrotsuit von Gandersheim. alle andern schrieben ihre dramen für die aufführung. wenn die stücke für uns ungenießbar sind, so waren sie es für ihre zeit ebenso wenig wie Zieglers vielgelesene Asiatische Banise. und Gryphius dramen stellen in der tat das höchste dar was das deutsche barock in dramatischer form hervorbringen konnte.

Soweit kann man dem umfangreichen, durch die äußeren und inneren hemmungen des krieges glücklich hindurchgesteuerten buche freudigen beifall zollen. wenn bloß der verfasser es uns nicht so furchtbar schwer gemacht hätte, bis zu seinen ergebnissen durchzudringen, wenn bloß die anlage des buches nicht gar so weitschweifig und undurchsichtig wäre! hätte er alles das was er zu sagen hat, auf die hälfte des umfanges zusammengedrängt, so wär es wahrlich leichter gewesen ihm zu folgen. ein grundfehler in der anlage ist es, dass von 20 capiteln nur ein einziges der schauspielkunst gewidmet ist. was der dichter von den schauspielern verlangt und was diese zu bieten imstande sind, ist theatergeschichtlich mindestens von gleicher bedeutung wie der gerade im 17 jh. durchaus dem zufall und der örtlichen gelegenheit unterworfene bühnenbau. wie tiefschürfend dagegen hat Max Herrmann die schauspielkunst der meistersinger behandelt! es ist aber ein mangel der meisten arbeiten aus der jungen theatergeschichtlichen wissenschaft, dass sie am bühnengerüst kleben bleiben.

Gänzlich unnötig sind ferner die breiten wirtschaftsgeschichtlichen erörterungen, mit denen der verfasser sein buch beginnt und die auch im verlauf desselben immer wider hervortreten.

sie beweisen weiter nichts als dass der verfasser als nebenfach nationalökonomie studiert hat, für die erkenntnis des bühnenproblems führen sie uns nicht einen schritt weiter.

Auf sichern boden, der als grundlage für seine untersuchung geeignet ist, kommt der verfasser erst bei der erörterung der theaterverhältnisse zur zeit des dichters im ersten teil des buches und da folgen wir ihm gern. mit sorgfalt geht er allen theatereindrücken nach die auf Gryphius in seiner jugend gewürkt haben oder gewürkt haben können: der jugendzeit in Glogau, dem schulleben in Fraustadt mit seinen schulaufführungen, der Danziger zeit mit den lebhaften eindrücken der englischen komödianten und der ebenfalls in blüte stehnden schuldramen. er kommt dann zu den holländischen eindrücken, untersucht alle möglichkeiten theatralischer beeinflussung in Frankreich und Italien, wo der dichter in Rom die aufführung des Leo Armenus von Simonis sah, und behandelt endlich die zeit der reife nach der rückkehr von der grofsen bildungsreise, deren dramatische frucht der in Strafsburg entstandene Leo Armenius ist. fünf verschiedene bühnentypen fand der dichter in Deutschland vor: die bühne der wandertruppen, die höfische saalbühne, die jesuitenbühne, die protestantische schulbühne und die opernbühne, und von allen hat er irgendwelche eindrücke empfangen. die frage ist nun: hat Gryphius die bühneneindrücke aus Holland, Frankreich und Italien in Deutschland zu verwerten gesucht? und welchem der in Deutschland vorhandenen bühnentypen hat er sich vorwiegend angeschlossen? der zweite teil des buches ist der untersuchung dieser frage für die tragödien, der dritte für die komödien gewidmet.

Der verfasser sucht nun aus den stücken selbst den typus der bühne seines dichters zu gewinnen und zu beweisen, dass seine bühnenanschauung so fest geschlossen war, dass er selbst seine übersetzungen aus dem holländischen, französischen, italienischen und lateinischen, die doch andere bühnenformen voraussetzen, leise in sein eigenes bühnenbild hineincorrigiert. stück für stück werden so zunächst die originaltragödien vorgenommen. diese bühnentechnischen analysen nun sind der am wenigsten gelungene abschnitt des ganzen buches, und an ihnen ligt es hauptsächlich, dass das buch so schwer lesbar ist. wenn man nicht den verlauf der dramen ganz genau im kopfe hat oder die Palmsche ausgabe danebenlegt und dauernd in ihr hin- und herblättert, so list man nur worte, ohne mit ihnen eine rechte vorstellung zu verbinden. der gegebene weg wäre eine scenische analyse gewesen, in der scene für scene auf ihren theatralischen gehalt hätte untersucht werden müssen. dann hätte man ein übersichtliches und überzeugendes schema gehabt.

Im anschluss an diese scenische betrachtung der tragödien fasst der verfasser alles zusammen, was über die bühneneinrichtung

der stücke aus ihnen selbst folgt. dann kommt ein capitel 'Die entwicklung der bühnenanschauung' — bei einer scenischen analyse in chronologischer folge der dramen hätte sich das von selbst ergeben —, wobei das resultat der vergleichung der beiden Stuartbearbeitungen merkwürdig blass herauskommt; es folgt die zusammenfassung aller erreichbaren nachrichten über aufführungen — ein capitel das man logischerweise am anfang suchen möchte —, und schliefslich wird untersucht, welche elemente von der höfischen saalbühne, von der bühne der wandertruppen, von der holländischen bühne und vom Jesuitentheater sich bei Gryphius widerfinden, bei welcher gelegenheit Vondels Gibeoniter und Caussinus Felicitas in Gryphs übersetzung in derselben zerblasenen weise wie die originaltragödien scenisch analysiert werden. in der zusammenfassung wird dann die protestantische schulbühne als der haupttypus aufgestellt. der dritte teil des buches wendet dasselbe verfahren auf die komödien an, bringt dann das vergleichsweise dürftige capitel über die schauspielkunst und dringt endlich im 20 capitel zu den 'Ergebnissen' vor, die man nach all dem vorangegangenen mit einem seufzer der erleichterung list.

Man sieht, diese disposition ist reichlich zerfahren. es ist dem verfasser nicht ganz gelungen, die fülle des stoffs zu meistern. das eigentümlich schwankende der darstellung scheint mir aber auch darin seinen grund zu haben, dass man eben nicht, wie der verfasser tut, so scharf zwischen den fünf deutschen bühnentypen jener zeit scheiden darf. Fl. kommt zu dem resultat, dass die stücke Gryphs auch auf jeder andern als der protestantischen schulbühne aufgeführt werden konnten. dieses schicksal teilen sie mit den meisten stücken ihrer zeit. wir führen doch auch Shakespeares dramen auf einer ganz andern bühne auf als sie dem dichter vorschwebte! aber die bühnentypen giengen schon damals vollständig durcheinander. es ist beispielsweise zum mindesten einseitig, von dem typus der Jesuitenbühne so zu sprechen wie es der verfasser tut. unter dem begriff des Jesuitendramas vereinigt sich das dürftigste schulmeisterdrama und das prunkvollste ausstattungsstück, und die grenzen zwischen schuldrama und bandenstück sind im 17 jh. derartig fliefsend, dass es manchmal schwer ist, ein stück einer oder der andern gattung zuzuweisen; schliefslich geht die vermengung soweit, dass schüler und berufskomödianten sich zu einer aufführung zusammenfinden, eine entartung die dann im beginnenden 18 jh. zum untergang des schuldramas führte. die bühne des protestantischen schuldramas wird in den meisten fällen nichts anderes als eine einfache saalbühne gewesen sein.

Ich habe diese ausstellungen nicht gemacht, um den wert des gebotenen zu verkleinern, aber es lag mir daran zu zeigen, wie die wertvollen ergebnisse unter der wenig glücklichen anlage leiden. wir würden dem mit grofsem fleifse gearbeiteten werke

unrecht tun, wenn wir mit einem tadel der form abschlössen. und so soll es denn nicht unerwähnt bleiben, dass dieses buch, das so viel von culturellen und wirtschaftlichen dingen spricht, in seinem äufseren ein wehmütiges zeichen unserer gegenwärtigen cultur darstellt: auf prachtvollem papier begonnen, vom 14. bogen an auf entsetzlichem kriegspapier fortgeführt und schliefslich auf einem etwas besseren beendet. ein symbol des tiefen sturzes von glänzender höhe herab, und des langsam beginnenden wideraufstiegs. dem verfasser und dem verleger aber sei besonders dafür gedankt, dass durch alle hemmungen hindurch das buch planmäfsig zu ende geführt worden ist.

Berlin-Friedenau. **C. Kaulfufs-Diesch.**

Die deutsche lyrik in ihrer geschichtlichen entwicklung von Herder bis zur gegenwart von **Emil Ermatinger.** zwei bände. Leipzig, Teubner 1921. VI u. 443. 310 ss. 8°.

Der verlag Teubner, sonst gewohnt sehr vorsichtig zu rechnen, gönnt sichs, neben Witkops zweibändiger arbeit über neuere deutsche lyriker, die jetzt doch auch schon zur zweiten auflage fortgeschritten ist, noch eine umfangreiche darstellung ungefähr gleichen inhalts zu bringen. wenig fällt dabei ins gewicht, dass Ermatinger später einsetzt und etwas tiefer in die gegenwart hineinschreitet als Witkop, stärker, dass er in gegensatz zu Witkop nicht schlechthin ein nacheinander von würdigungen einzelner dichter bringt, sondern ausdrücklich die geschichtliche entwicklung der neuern deutschen lyrik, also eines überindividuellen ganzen aufzeigen will. tatsächlich ordnet er den stoff in gruppen. im ersten band sind unter der überschrift 'Die entdeckung der natur' vereinigt die sänger des Sturm und Drangs, der Hain und drei vertreter der lyrischen idylle: Matthisson, Salis, Hebel. der abschnitt 'Lyrik des gedankens' umfasst Schiller, Hölderlin, Novalis. als 'Das deutsche lied' enthüllt sich die lyrik Wilhelm Schlegels und Tiecks, Arnims und Brentanos (auch das Wunderhorn ist einbezogen), Eichendorffs, der Schwaben, Mörikes und Chamissos. 'Lyrik forcierter talente' ist — im zweiten band — für Ermatinger der sang Rückerts und Platens, Heines, Lenaus. alles folgende, soweit es nicht dem 'Ausblick' zugewiesen ist, der mit Dehmel beginnt, verteilt sich auf die zwei gruppen Realismus und Naturalismus.

Sieht man näher zu, so bleibt freilich auch Ermatinger immer noch gern beim einzelnen lyriker stehn. der grofse abschnitt über Goethe drängt mit fast 170 seiten alle nachbarschaft in den hintergrund, nicht blofs die unmittelbare. für Goethes balladen ist mehr raum beansprucht als für den ganzen Mörike. Heine ist aber noch rascher abgetan als Mörike. nicht sei da gleich die anklage erhoben, E. hätte vorsichtiger und planmäfsiger

ordnen sollen. gerade für ihn bedeutet solche raumverteilung etwas. sie entspricht der wertung die er vornimmt. nicht in der eile, sondern im bewusten abwiegen der verschiedenen dichter ist er zu seinen raumverhältnissen gelangt. freilich liefs ihn da und dort auch lebensgeschichtlicher stoff etwas ausführlicher werden, wenngleich ihm zugestanden werden muss, dass er weniger als sonst immer noch üblich ist, beim äufsern erleben stehn bleibt, auch mehr als Witkop es meidet, vom denken und schaffen eines dichters selbst dort ausführlich zu berichten, wo dies denken und schaffen mit dessen lyrik wenig zu tun hat.

Von Witkop unterscheidet sich E. auch durch hinweise auf die forschungen anderer. auch meiner ist in diesen anmerkungen gedacht. allein gerade solche nachweise verraten leicht, dass manches wichtige übersehen ist. nicht mangelnde vollständigkeit mein ich und nicht verdenk ich, dass blofs eine auswahl von angaben getroffen ist. doch wozu werden namen und arbeiten über irgend einen gegenstand angegeben, wenn beachtenswertere stimmen, die sich in gleicher angelegenheit geäufsert haben, ungehört bleiben? ausdrücklich bemerkt überdies E. (I 436), dass der abschnitt über Goethe geschrieben sei, bevor Gundolfs werk erschien. es ist bedauerlich, dass ein jahrfünft nach Gundolfs buch gerade über Goethes lyrik ausführliches vorgebracht wird, ohne dass auf die äufserungen Gundolfs über Goethes lyrik bezug genommen ist.

Ich möchte mich hier nicht im einzelnen mit E.s darstellung auseinandersetzen. wer lange auf einem gebiet der wissenschaft sich bewegt hat, ist sicherlich nicht der dankbarste empfänger zusammenfassender arbeiten über dieses gebiet. soll ich etwa gar auf schriften von mir verweisen, die erkennen lassen, wieweit ich anders über diesen oder jenen lyriker denke? das schiene mir recht zwecklos. hier indes meine abweichende meinung zu begründen, fehlt es an raum. letzten endes fragt es sich, ob E. selbst da und dort nicht anders sich geäufsert hätte, wäre ihm bekannt gewesen, was ältere forschung über den gegenstand vorgebracht hat. leider kann ich seiner arbeit nicht zubilligen, dass sie durchaus auf der höhe der forschung steht. dafür sei ein zeugnis angeführt.

Als 'Lyrik der aufklärung' ist am anfang der arbeit die reihe von Brockes, Haller, Hagedorn bis Klopstock kurz besprochen. es soll blofs ein knappes einführungscapitel, ein rascher rückblick sein. ists solche kürze der darstellung, dass ich auf diesen seiten den eindruck gewinne, als stünde E. den dingen sehr fern? da beleuchtet er (I 14) Klopstocks pathetische sprache, wie sie umrieselt wird von allen schauern des unheimlichen. als beispiel erscheint die ode 'Der Eislauf'. dann heifst es, Goethe habe später, aus einer ähnlichen pathetischen stimmung heraus, seine gefühle in freie rhythmen ergossen. 'Klopstock,

und darin ist er noch ganz in dem ästhetischen codex der aufklärung befangen, beugte sich dem gesetz'. weil im gegensatz zu Goethe ihn der gedanke völlig vom erdreich abgelöst hatte, habe er das bedürfnis verspürt, sich nun in den weiten des reinen geistes feste form und fassung zu geben ... ich versteh das nicht. ich kann doch unmöglich annehmen, dass E. von der bedeutung die in der geschichte der deutschen freien rhythmen Klopstock hat, nichts wisse. der 'Eislauf' ist gewis nicht in freien rhythmen abgefasst. (warum aber sagt E., der doch sonst für den rhythmus feines gehör hat, nichts über die kunstvolle, aus dem gegenstand geborene rhythmik dieser ode?) doch das beeinträchtigt nicht die tatsache dass Klopstock der eigentliche schöpfer der deutschen freien rhythmen ist. soll hier angesichts von erkenntnissen die jeder hochschulvertreter unseres fachs seinen hörern vorträgt und in der prüfung abfragt, auf Minors metrik verwiesen werden?

Wenn jedoch Klopstock schon (und nicht erst Goethe) sich im freien rhythmus dem gesetz des ästhetischen codex der aufklärung entzieht, darf er dann überhaupt so bedingunglos wie E. es tut der aufklärung zugewiesen werden? ligt die frage nicht vielmehr an ganz anderer stelle? ist für Klopstock nicht gerade das so bezeichnend, dass er zwischen den beiden polen aufklärung und höchste spannung, ja überspannung des gefühls hin und her schwingt? sicherlich stofsen in seiner dichtung prosa der aufklärung und überschwang des gefühls hart aufeinander.

Aber auch noch die nachfolgenden sätze E.s kann ich nicht ganz verstehn. Klopstock soll die deutschen bodenständigen formen, vers, strophe und reim, verschmäht und sich den Alten zugewendet haben, weil durch die Anakreontik diese deutschen formen entweiht worden seien. 'man konnte nicht aus dem gleichen becher mit dem zechbruder auf seine liebste trinken und das blut Christi im abendmahl geniefsen'. als ob nicht die Anakreontik vor Klopstock auf deutsche bodenständige formen verzichtet, vor ihm — und nicht einmal als erste — den reim aufgegeben hätte. und wo bleiben die oden Klopstocks, in denen er mit zechbrüdern den becher leert?

Das weckt wenig vertrauen zu E.s zuverlässigkeit. seine vorzüge liegen an anderer stelle. wo er mit eindringlicher betrachtung liebevoll bei einer einzelnen dichtung verweilt, eröffnen sich ihm einblicke in deren kunstvolle gestaltung. er hat ein ohr für lyrische klänge. indes auch längeres verweilen schützt ihn nicht vor entgleisungen. an seiner deutung von 'Wanderers Sturmlied' (I 119 ff. 128 f) bleibt manches recht anfechtbar. die ausführliche umschreibung des gedichts, die es gegen Goethes eigenes urteil ('Halbunsinn' heifsts in 'Dichtung und Wahrheit') rechtfertigen will, bringt viel worüber sich streiten lässt. ist

würklich der Jupiter Pluvius des gedichts 'das symbol des alls'? verkündet der schluss tatsächlich die 'aussöhnung zwischen ich und welt'? mit der selbstironie dieses schlusses kommt E. (auch s. 122) nicht zurecht. unbestreitbar falsch ist die satzfolge, die den zweiten absatz in verständliche prosa wandeln will: '... der genius führt ihn (den pantheistischen dichter) sicher empor und klärt seinen blick. Deukalion wird er, der nach der grofsen sündflut menschen aus steinen schuf, und Pythius Apollo, der mit den sonnenpfeilen den giftigen sumpfdrachen erlegte'. der dichter wird Pythius Apollo, er wird gar Deukalion? *Wandeln wird er wie mit Blumenfüfsen über Deukalions Flutschlamm, Python tötend, leicht, grofs, Pythius Apollo.* das heifst doch wol: er wird leicht und grofs wie Pythius Apollo, als er den Python getötet, mit blumenfüfsen über Deukalions flutschlamm wandeln. der genius schenkt dem dichter die freie und grofse haltung des Pythontöters Apollo. gedacht ist dabei natürlich an den sogenannten Apoll vom Belvedere. ihn hatte Winckelmann als den Pythontöter gedeutet. der zusammenhang ist so bekannt dass ich kaum zu dessen begründung auf meinen sammelband Vom geistesleben des 18. und 19. jahrhunderts (Insel-verlag 1911 s. 44) zu verweisen brauche. wo steht da auch nur eine silbe davon dass der dichter zu Apoll wird? und vollends von E.s annahme, dass der dichter eine andere beziehung zu Deukalion finde als über dessen flutschlamm zu wandeln? wozu überhaupt in 'Wanderers Sturmlied' einen pantheismus hineingeheimnissen, der für Goethe damals sicherlich noch nicht bestand? Apollo muss da gleich im neunten absatz zum 'glühenden allgefühl' werden. das heifst das wahre verständnis des 'Sturmlieds' blofs erschweren oder gar unmöglich machen.

Genug des einzelnen! welche gesamtanschauung von einem der deutschen lyriker sich in E.s buch herausstellt, sei an dem abschnitt über Gottfried Keller geprüft. hier ist E. völlig zuhause, hier wäre viel von ihm zu erwarten. grofse und dankbare aufgaben bot Ricarda Huch in ihrem büchlein über Keller dem ergründer von Kellers lyrik. gegen beurteiler gewendet die in Kellers gedichten nur mühsam verkleidete prosa sahen, bekannte sie, was ihr Kellers lyrischer rhythmus, was ihr überhaupt Kellers lyrik bedeute. E. hält auffällig stark zurück, wenn er von Kellers liedern spricht. einmal heifst es: 'keine frage: die vernunft führt das scepter. die vernunft, aber nicht der verstand'. nur ganz leise ist angedeutet, dass Keller hie und da einmal auch reine lyrik schafft. auch E. meint, Keller habe doch eigentlich der epischen formen bedurft, um den naturhaften reichtum der in ihm war zu gestalten. 'lyrische dichtungen musten ihm der notwendige ausdruck geklärter stimmung sein, ätherisierter gefühlshauch'. das schliefst sich an ein paar feine worte an, die gesagt werden über die verse 'Jugendgedenken' (*Ich will*

spiegeln mich in jenen Tagen ...). gern hörte man mehr über diese zusammenhänge. E. bleibt im übrigen stehn bei den gedichten die von Kellers naturgefühl und von seinem verhältnis zum staat künden. Kellers naturgefühl, heifst es, sei so ursprünglich und tief wie das Goethes, Mörikes und Eichendorffs. doch treffe man auch bei ihm bilder die an Heine und Lenau gemahnen, und in denen die natur denaturiert und mit geistreicher gewalttätigkeit in den kreis menschlichen lebens hineingezogen werde (s. 140). um das ganz zu verstehn, muss nachgelesen werden was anderswo (s. 50) über, vielmehr gegen Lenaus naturvermenschlichung gesagt ist. gerade diese naturvermenschlichung hat in neuerer zeit beachtung gefunden bei den ergründern von Lenaus lyrik. auf Kellers verwante gedichte wurde da hingewiesen. es ist als wolle E. ein nicht leicht errungenes verständnis für eine seite von Lenaus wie von Kellers kunst mit einem federstrich vernichten.

Zugestanden sei, dass er selbst viel mühe und viel feinsinn daran wendet, die kunst der echten begabung von der eines forcierten talents zu scheiden. Goethes wort vom forcierten talent wendet er ja an Heine wie an Lenau. fraglich bleibt blofs, ob die gegensätze die er etwa zwischen Mörike und Heine festgestellt, nicht eine andere deutung vertragen, vor allem eine die auf Heines seite minder verneint. würklich muss E. selbst, nachdem er seine einwände gegen Heines sachlichkeit vorgebracht, zugestehn, dass es Heine gar nicht um sachlichkeit zu tun gewesen sei. wozu also verneinung, wenn der weg zu bejahender würdigung, zu rechtem verstehn sich schon aufgetan hat? je tiefer E. in die gegenwart hineinschreitet, desto verneinender wird seine haltung. er setzt sich den vorwürfen aus, die immer wider von lebenden dichtern gegen die geschichtschreiber der litteratur erhoben werden. er meidet nicht den anschein, klügelnd wie ein schulmeister an seinem gegenstand sich zu versündigen.

Ist das recht zu solchem vorgehen schon gewonnen durch die wenigen worte des vorworts (s. vf), die beachtenswertes, wenn auch nicht gerade neues gegen positivistische litteraturforschung einwenden und gegen deren wunsch sich zu einer exacten wissenschaft zu erheben, indem sie sich auf rein psychologische beschreibung einengt? der ergründer von dichtung, sagt E., dürfe sich nicht begnügen mit der beobachtungsgabe und dem verstand des naturforschers, er müsse auch die liebe und erlebniskraft des künstlers haben. gewis! nur sehr neu klingt das heute nicht mehr. es müste doch etwas vertieft und verfeint zum ausdruck gelangen, wenn es wie neu würken sollte. von einem forscher solcher art aber, also auch von sich selbst, erhofft E., dass er befähigt sei, dem würken des sittlichen gesetzes im innern des geschichtlichen lebens nachzuspüren. das wäre mindestens einfacher zu sagen, wenn es nicht phrasenhaft klingen

soll. aus diesen voraussetzungen erschliefst E. die notwendigkeit eines subjectiven, ja metaphysischen zugs der geschichtschreibung. 'aber sei man doch ehrlich: gibt es überhaupt eine wissenschaft ohne metaphysik? ist nicht die 'exacteste' ein geflecht von beobachtungen, vermutungen, ahnungen? ist nicht in jeder ein rest mythologie?'

Gern hätte man mehr gehört über die grundsätze von E.s arbeit als diese vieldeutigen, allzu kurz gefassten worte? als Ermatingers arbeit erschien, beklagt ich, dass sie gar nichts grundsätzlich zusammenfassendes über lyrik sage, dass also der wert seiner mafsstäbe, das recht seiner wertungen nicht erkannt werden könne. inzwischen ist die grundsätzliche begründung, die ich damals vermisste, hervorgetreten. es ist E.s jüngste leistung:

Das dichterische kunstwerk. grundbegriffe der urteilsbildung in der litteraturgeschichte von **Emil Ermatinger.** Leipzig, Teubner 1921. VII u. 409 ss.

Das vorwort nimmt den kampf auf, den in der arbeit über die lyrik E. gegen historisch-positivistische geschichtschreibung der dichtung begonnen hatte. es wendet sich ebenso gegen die 'philosophisch-reflectierende' richtung. etwas ungenau wird dieser ganzen richtung, die doch vertreter von recht verschiedenen zielen hat, vorgeworfen, dass sie äufsere tatsachen höchstens vielsagend streift, dass sie überdies auf eine ergründung dessen was tatsächlich gewesen ist, grundsätzlich verzichtet, weil das ergebnis aller forschung doch nur sinnentrug sein könne. gemeint ist in erster linie Ernst Bertram. ausdrücklich wird als Bertrams grundsatz hingestellt, alles was vom wesen eines menschen auszusagen sei, dessen gedächtnis auf die lebenden gekommen ist, bleibe mythos; wissenschaft von der geschichte sei also mythologie.

Ich muss es meinem geschätzten Bonner collegen überlassen, sich mit E. auseinanderzusetzen. mir selbst fällt auf, dass E., dessen vorwort zu seiner 'Deutschen Lyrik' nicht blofs in der erforschung von dichtung, vielmehr in jeder wissenschaft einen rest mythologie festgestellt hatte, sich über Bertrams verwante äufserung derart verneinend äufsert. die vorsicht eines erkenntnistheoretisch geschulten, die aus Bertrams wendung spricht, scheint E. allerdings nicht ganz erfasst zu haben. er fürchtet, die richtung die er die philosophisch-reflectierende nennt, müsse in haltlosem relativismus sich verlieren. E. spielt gegen diesen relativismus wie gegen den des positivistischen historismus die forderung aus, in 'lebendiger ideenauseinandersetzung einer zeit' zum werten zurückzukehren. das bewustsein, an einer stelle in einer grofsen bewegung mitzuschaffen, also die verantwortlichkeit, würke ausgleichend zwischen dem wissen um das gewordene und dem bedürfnis des werdenden. die geschichte, 'mit den wahrhaft grofsen ideen der gegenwart geschaut', werde dem lebenden ge-

schlechte dann zum spiegel seines strebens und seins. solche 'dynamische' oder 'organische' methode kehre sich ab vom positivismus und psychologismus.

Da ist viel recht unklar ausgedrückt. wenn ich E. recht versteh, so möcht ich sogar die behauptung wagen, in meiner 'Deutschen dichtung seit Goethes tod' ähnliches angestrebt zu haben. mindestens haben mir ein paar wertvolle menschen zugebilligt, dass sie ihr streben und sein in dieser arbeit gespiegelt fanden. stellung zu der bewegung der gegenwart hab ich dort zu nehmen getrachtet, dann aber aus solcher stellung ein zum teil neues verhältnis zu finden zu der vergangenheit. mich wundert nur, dass aus diesen verwanten voraussetzungen etwas so ganz anderes sich mir hat ergeben können als E.s 'Deutscher Lyrik', in der bewertung des stoffs nicht blofs, auch in der haltung der forschung wie der darstellung.

Sicherlich werden wir im zug dieser gegenwart wider zu bewusterm werten kommen als die jüngste vergangenheit, die, mehr im grundsatz als in der durchführung, herschendem relativismus gehorchend, auf das werturteil verzichten zu müssen glaubte. (tatsächlich wurde meist viel mehr mit werturteilen gearbeitet als man es wort haben wollte; und weil es nicht mit vollem bewustsein geschah, war es um so häufiger ein herzlich unsicheres herumästhetisieren um das kunstwerk.) nur vergesse der eilige nicht, wie schwer und wie verantwortungsvoll das werturteil ist. und er meine nicht, im handumdrehen wider zu einer wertenden geschichtschreibung auf dem feld der dichtung gelangen zu können. es soll doch nicht schlechthin blofs ein verkleideter rückzug in eine philosophische ästhetik von einst sein. etwas von den gewinnen die uns eine jüngere zeit geschenkt hat, sollte übrigbleiben.

Zu meinem bedauern muss ich gestehn, dass ich in E.s neuer arbeit nicht einmal rechte nutzung des besitzes alter philosophischer ästhetik feststellen kann, noch weniger aber den versuch, von neuern oder neuesten erkenntnissen etwas zu lernen. am wenigsten indes verspür ich in dieser darlegung, die vom erlebnis des dichters aus zu einer urteilsbildung gelangen will, irgendwelche erfüllung des grofsgemeinten vorsatzes einer auseinandersetzung mit den ideen der zeit.

Verblüfft nicht schon dass E. eine einleitung voranschickt, betitelt 'Das Erlebnis', dann die darlegung teilt in drei abschnitte mit den überschriften 'Das Gedankenerlebnis', 'Das Stofferlebnis', 'Das Formerlebnis', und dass eine arbeit die dergestalt mit dem wort 'erlebnis' hantiert, nicht stellung nimmt zu der begriffsbestimmung W. Diltheys, noch weniger zu den weiterbildungen die nach Dilthey diesem begriff erstanden sind. ich darf bei dieser gelegenheit füglich bemerken, dass ich da mitgetan habe. E. nennt sogar an anderer stelle eine schrift von mir, die schon

vor etwa zehn jahren hier einsetzte. sie hat ihn nicht davor bewahrt, den begriff erlebnis im äufserlichsten sinn zu nehmen und in ihm das recht zu — wie mir scheint — überwundener lebensgeschichtlicher deutung des kunstwerks zu entdecken. mindestens meint E., er könne das künstlererlebnis das in Goethes 'Werther' zum ausdruck gelangt, leichthin auflösen in einen concret-sichtbaren stoff, der dem äufseren erleben angehört, und in einen abstracten gedankencomplex oder — wie er es nennt — eine idee im sinne des (vom dichter persönlich erfassten) lebensgesetzes. als ob ein künstlerisches erlebnis mit ein paar verstandesbegriffen sich ausschöpfen liefse.

Was E. über erlebnis vorbringt, bestärkt mich in einer überzeugung die ich bald vorzutragen hoffe, dass von dem kunstwerk nur wegführt, wer mühelos sicher das erlebnis zu erfassen glaubt das dem kunstwerk zugrunde ligt. dass es also dringendst sich empfiehlt, lieber unmittelbar ans kunstwerk heranzugehn und sich nicht in dem meer von meist unzureichenden, ja schiefen ahnungen herumzutreiben, das sich auftut, wenn das erlebnis des künstlers mit worten des forschers zum ausdruck kommen soll.

Vielleicht wird die arbeit die ich bald zu bringen gedenke, E. nahelegen, dass er nicht blofs in sachen des erlebnisses etwas unvorsichtig schnell vorgeht, auch sonst. aus Diltheys dreitypenlehre ist meines erachtens auf dem feld der dichtung viel zu gewinnen. E. verknüpft Diltheys drei typen (s. 117f) wenig glücklich mit den drei stufen gedanklicher entwicklung der menschheit, die von Comte aufgestellt worden sind. da kann der wahre sinn von Diltheys dreiteilung blofs verkannt werden. von vorhandenen versuchen, die drei typen Diltheys für die erfassung von kunstwerken zu nutzen, weifs er nichts zu sagen. dagegen verbaut er sich selbst den weg zu rechter nutzung, indem er selbstverständliches über den unterschied des denkers und des dichters vorlegt und dadurch die erforschung von dichtung und dichtern um die gewinne bringen will, die aus der verknüpfung von kunst und weltanschauung zu holen und geholt worden sind. abermals muss ich auf meine kommende arbeit hinweisen und auf das was dort nicht an den bestehnden forschungsergebnissen vorbeigeredet, sondern in auseinandersetzung mit ihnen dargetan wird.

Ob E. das überhaupt lesen wird? gerade an seiner arbeit wird mir mindestens recht fraglich, wozu man überhaupt in fachzeitschriften aufsätze veröffentlicht. die die es angeht lesen sie doch nicht. mit der mehrzahl der fragen, die von E. erwogen oder wenigstens berührt werden, hab ich mich in diesen jüngsten jahren beschäftigt. er scheint diese arbeiten nicht zu kennen, obwol ich am schlusse meiner schrift 'Die künstlerische form des dichtwerks' (zuerst Berlin 1916) eine längere reihe meiner zeit-

schriftaufsätze über diesen gegenstand verzeichne. da ich, anders als E., in diesen arbeiten mich grundsätzlich mit bestehender forschung beschäftige, hätte E. in ihnen einen bequemen zutritt zu ansichten gefunden die er augenscheinlich nicht kennt. über novelle (s. 181), über den rhythmus der prosa (s. 359) hätte er sich dann vielleicht vorsichtiger geäufsert. doch meiner beihilfe hätte es wahrlich nicht bedurft, nur einer sorgsamern selbstbesinnung, um E. vor der unglaublichen begriffsbestimmung zu bewahren, der stoff des dramas sei das von einer willensstarken persönlichkeit als handlung erlebte würklichkeitsgeschehen (s. 362) soll da etwa gar gemeint sein, dass der held der tragödie willensstark sein müsse? dass auch der held der komödie solcher forderung zu genügen habe, diese absicht wag ich E. gar nicht zuzumuten, wenngleich der wortlaut das zuliefse. E. selbst wird bei einigem nachdenken sich rasch der dramatischen helden entsinnen die alles eher als willensstark sind. oder ist mit der willensstarken persönlichkeit der dichter selbst gemeint? das wäre kaum richtiger.

Mit gleicher unbedingtheit wird in sachen der lyrik dem dichter von E. ein gesetz vorgeschrieben. 'die zeit der lyrischen sprache ist, der zeitlosigkeit des stoffes entsprechend, das präsens und nur das präsens', verordnet E. (s. 316f). meine kleine untersuchung über 'Zeitform im lyrischen gedicht' (Funde und Forschungen. eine festgabe für Julius Wahle 1921 s. 193ff) konnte E. noch nicht kennen. aber er wird wol, wenn er sie list, staunen über die tatsächlichen möglichkeiten der zeitform in der lyrik. und staunend wird er etwa bei Goethe widerfinden, was ihm bei Lenau als 'zeichen von stilunsicherheit und zersetzung der lyrik' erscheint, als lyrisch geformte journalistik: das präteritum.

Allein vielleicht wird E. über diese ergebnisse meiner forschung ebenso leichten herzens wegschreiten wie über anderes das mir beachtenswert erscheint. am schluss der vorrede nennt E. es eine unerlaubte grenzsteinversetzung, erkenntnis dichterischen stils dadurch gewinnen zu wollen, dass man einfach grundbegriffe der kunstgeschichte auf die betrachtung von dichtwerken überträgt. ob E. meine schrift über wechselseitige erhellung der künste meint, ist nicht zu erkennen. da auch andere verwantes erstreben, ist es möglich dass E. gar nicht an mich denkt, gar nicht weifs dass auch ich hier getroffen werde. hätte E. versucht, statt mit ruhiger hand etwas beiseite zu schieben was ihm nicht auf den ersten blick einleuchtete, lieber dazu den weg sich durch einen andern zeigen zu lassen, ihm wäre nicht widerfahren, den grundsatz tatsächlich selbst durchzuführen den er ablehnt. so meint er (s. 247) würken und bedeutung der ideendynamik als motivierung oder inneres formprincip des dichtwerks durch vergleich mit dem analogen formgesetz der linearperspective

n einem gemälde oder einer zeichnung klar veranschaulichen zu können. wieweit und ob überhaupt er hier förderli chesbietet, stehe dahin. aber wenn das nicht wechselseitige erhellung der künste ist, was ist es denn? doch E. kehrt sich gegen übernahme von grundbegriffen der kunstgeschichte. das deutet so ausdrücklich auf Wölfflin, dass eingewendet werden könnte, verwertung des begriffs der linearperspective greife hinaus über die grenzen von Wölfflins grundbegriffen. E. arbeitet indes auch ausdrücklich mit diesen grundbegriffen, wenn er etwa (s. 313) von optischer geschlossenheit der hymnen Goethes spricht, oder wenn er (s. 356) angesichts einer erzählung Edschmids von dem widerspruch eines architektonisch gegliederten inhalts und einer ungegliederten sprache berichtet.

Hätte E. doch lieber, statt voreilig abzusprechen, in eine betrachtungsweise einzudringen versucht, die ihm augenscheinlich nicht ganz fremd ist. er hätte dann vielleicht erkannt, wieviel die erforschung von werken bildender kunst schon erreicht hat in der erfassung des kunstwerks und seines wesens. er ahnte dann vielleicht auch, wieweit dagegen die noch zurück sind, die das dichterische kunstwerk zu würdigen haben. mit bestem willen kann ich ihm nicht zubilligen, dass er für die erkenntnis des dichterischen kunstwerks etwas würklich und entscheidend förderliches bringe. sicherlich hat er feingefühl genug, um da und dort eine beachtenswerte reihe von beobachtungen zu bieten, das kann an dieser stelle nicht näher dargetan werden. hier war zu sagen dass das ganze verfehlt ist.

Bonn a. Rh. **Oskar Walzel.**

Nikolaus Lenaus lyrik. ihre geschichte, chronologie und textkritik von **Heinrich Bischoff,** von der Kgl. belgischen akademie gekrönte preisschrift. erster band: Geschichte der lyrischen gedichte von N. Lenau. Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 815 ss. 8°. 80 m. — zweiter band: Chronologie und textkritik. mit einem anhang: Tagebuch von Max Löwenthal über Lenau. ebenda 1921. 221 ss. 8°. 30 m.

Das buch hat eine seltsame geschichte gehabt. die Kgl. belgische akademie der wissenschaften hatte einen preis für die beste darstellung der entwicklung von Lenaus lyrik ausgesetzt. B., damals professor an der universität Lüttich, reichte am 1. nov. 1910 seine lösung ein und erhielt den preis. der druck verzögerte sich. B. konnte seine arbeit im manuscript wesentlich verbessern und seine vorrede — zufall? — noch am 31. juli 1914 unterzeichnen. dann brach der krieg aus. und erst als die weltlage sich ganz verändert hatte, erschien 1920 der erste, 1921 der zweite band, nun aber nicht mehr in den Mémoires publiés par l'Académie Royale de Belgique, sondern im verlag von Weidmann in Berlin, der erste band noch in typisch fran-

zösischer ausstattung in Brüssel gedruckt, der zweite schlichter aber würdig, in Gräfenhainichen.

Auf mehr als tausend lexicon-octav-seiten ist in gewaltiger breite, mit mancherlei widerholungen nur von der lyrik Lenaus im engsten sinne die rede. denn wenn der blick des vf.s gelegentlich den mit mancherlei lyrischen episoden durchsetzten 'Faust', den 'Savonarola', die 'Albigenser' und auch die kleineren erzählenden gedichte, die 'Marionetten' (s. 217 f), 'Klara Hebert' (s. 265 f) uaa. streift, so geschieht das nur flüchtig und nur zur aufhellung der lyrischen dichtungen. der erste band gibt die fortlaufende darstellung, der zweite hauptsächlich ein sorgfältiges 'Quellenverzeichnis' (bibliographie) s. 13—17, eine 'Chronologie aller lyrischen gedichte Lenaus s. 18—38 und eine 'Textkritik' s. 39—174.

In diesen beigaben des zweiten bandes stellt B. mit großer gründlichkeit fest (II 1—4), dass die 'schreibweise' (orthographie) Lenaus durch alle handschriften und drucke hin so wenig folgerichtig ist, dass hier dem herausgeber erlaubt sein müsse zu normalisieren. anders aber verhält es sich mit der 'zeichensetzung' (interpunction). nach dieser richtung ist Lenau sehr achtsam gewesen, denn er hat durch die zeichen den text nicht grammatisch-logisch, sondern rhetorisch-musikalisch abstufen wollen. 'die zeichen sind gradmesser für die gliederung des vortrages und die länge der ruhepausen'. da nun der dichter zeitweilig die zeichensetzung sehr gründlich nahm, so sollte man denken, die ausgabe letzter hand müsse hier unbedingt die zuverlässigste sein. das ist aber nicht der fall. gerade gegen das ende seines schaffens hat Lenaus sorgfalt wider nachgelassen und ein künftiger herausgeber wird nach B.s forderung sich in den sinn dieser zeichensetzung erst einmal grundsätzlich einzuarbeiten und des dichters absichten dann ausnahmelos durchzuführen haben. unter keiner bedingung dürfen mehr die von Anastasius Grün besorgten, ganz gewissenlos vernachlässigten drucke die grundlage abgeben. aber auch Castles ausgabe im Insel-verlag genügt dem strengen richter in diesem puncte nicht. eine abschliefsende textkritische ausgabe von Lenaus gedichten ist obendrein deshalb so schwer, oder sogar fast unmöglich, weil die handschriften weit verstreut sind und von den besitzern ungern auf ausreichende zeit hergeliehen werden. begreiflicherweise übrigens, da wir II 11 erfahren, dass selbst aus der obhut der belgischen akademie der wissenschaften während des krieges kostbare anvertraute Lenau-handschriften entwendet worden sind.

Wenn nun B. so wie ich mitgeteilt habe über den wert der Lenauschen zeichensetzung und die gänzliche belanglosigkeit seiner orthographischen willkür urteilt, dann ist es schlechterdings unbegreiflich, warum er, seinem eignen ergebnis widersprechend, in seiner 'Textkritik' dennoch die zufälligkeiten der

rechtschreibung aus den verschiedenen ausgaben (*gieng* und *ging*, *Schäferinn* und *Schäferin* usw.) zu vielen vielen hunderten bucht. hier ist viel mühe und raum zwecklos vergeudet worden.

Die anlage von B.s buch ist sehr unpraktisch; es ist aufserordentlich mühevoll und oftmals ganz unmöglich, in der 800 seiten langen darstellung den ort zu finden, wo ein gedicht das man sucht besprochen ist. B. citiert nämlich nach der ausgabe von Castle, die von den gedichten weder ein alphabetisches verzeichnis der anfangszeilen noch der überschriften bringt. er selbst druckt nun zwar II 217 ff ein verzeichnis der überschriften ab; dieses verweist aber nur auf die 'Textkritik', nicht auf die 'Chronologie' im zweiten und den darstellenden teil im ersten bande. umgekehrt gibt nur der darstellende teil, nicht aber die 'Chronologie' und nicht die 'Textkritik', die citate nach Castles ausgabe an. es kann daher oft eine viertelstunde dauern, bis man ein gedicht in allen drei abteilungen bei B. und aufserdem bei Castle aufgestöbert hat. und oft ist jede mühe vergebens. denn wer vermag Lenausche gedichte aus den überschriften zu identificieren? zwei, drei, bisweilen vier gedichte sind betitelt: 'An *', 'An den Frühling', 'Einsamkeit', 'Erinnerung', 'Frage', 'Guter Rat', 'Herbstgefühl', 'Meeresstille', 'Wunsch', 'Zuflucht'. und selbst wo kleine abweichungen des titels vorhanden sind: wer kann nach der blofsen überschrift gedichte unterscheiden wie; 'Aus!', 'Dahin!', 'Eitel nichts!' 'Ohne Wunsch', 'Vanitas', 'Vergänglichkeit', 'Vorbei', 'Zu spät!' oder: 'Der Lenz', 'Frühling', 'Frühlingsblick', 'Frühlingsgedränge', 'Frühlingsgrüfse', 'Frühlings tod', 'Im Vorfrühling', 'Lenz', 'Liebesfrühling', oder: 'An meine Rose', 'Das Rosenmädchen', 'Die Nonne und die Rose', 'Die Rose der Erinnerung', 'Meine Rose', 'Welke Rose'? wenn ein so monotoner dichter wie Lenau (worüber später noch ein wort) im gegensatz etwa zu Rückert oder Heine den ehrgeiz hat, jedem seiner lieder eine überschrift zu geben, er dabei aber gar keine erfindungsgabe verrät, dann muss der verfasser eines buches von 1000 seiten auf hilfsmittel für den leser sinnen. und das mindeste wäre ein alphabetisches register der gedichtanfänge mit hinweisen auf alle drei abteilungen des werkes gewesen.

Nun zum inhalt des buches. es steht allerlei neues material darin: ein brief Lenaus an Schleifer vom 7. februar 1832 (I 250 ff), einer an K. E. Bauernschmid vom 30. jan. 1843 (I 706 f), ein bisher nur in der Oesterr. Rundschau 25, 107 veröffentlichtes gedicht 'Auf dem Hochberg' (I 421). am wertvollsten sind die aufzeichnungen Max Löwenthals (II 11 f und 175—213). sie reichen vom 17. sept. 1837 bis 1. nov. 1838, so dass sich die von Ed. Castle 1906 veröffentlichten unmittelbar an sie anschliefsen.

Durchweg ist B. gründlich unterrichtet und in der Lenau-

litteratur völlig belesen; er hat sich viele briefe und besonders die gedichte, so weit es möglich war, in der originalhandschrift besorgt und kann daraus manche textbesserung mitteilen. in einzelheiten erweist er sich auch als kritisch. merkwürdig absprechend ist er gegen alles was Schurz berichtet. dagegen versteht man es, dass er Lenau gegen den unverstand französischer beurteiler, besonders Reynauds, in schutz nimmt. aber eine ironische abfertigung wäre hier viel würksamer gewesen, als die miene des gekränkten die B. so oft zeigt. manche biographische einzelheit, schon bei Berta Hauer, bei Lotte Gmelin, aber auch durch das ganze leben Lenaus hin wird richtiggestellt, einige datierungen bei widmungsgedichten und liebesliedern (I 329; 372 ff usw.) kundig ermittelt.

Viel raum gönnt B. der darlegung von Lenaus geistigen interessen. wird auch das ganze seiner philosophischen ausbildung nirgends klar entwickelt, so sieht man doch die unmittelbare würkung F. X. Baaders in den gesprächen von 1837/8. die nachweise, wie stark der eindruck der werke Gottl. Heinrichs von Schubert (I 275 f. 288 f. 436 uö.) gewesen, ist ebenso lehrreich wie der hinweis auf Martensen oder auf Hegel (I 609 ff). altbekanntes wird hier vertieft und ergänzt. Lenaus Spinozalectüre von 1831/2, durch die er sich zu einem froheren handelnden menschen aufraffen wollte (I 235. 263), wird ebenso beleuchtet, wie anderseits 1835 (I 424 ff. 456 ff.) der einfluss Herbarts auf Lenaus religiosität und damit die überwindung des bisherigen Spinozismus, des 'pantheistischen luders'.

Ebenso eifrig ist B. bei dem nachweis, wie sehr sich Lenau an andern dichtern gebildet hat. gewis kann durch solche untersuchungen manche datierung von gedichten gestützt werden. es ist auch klar, dass Lenau, besonders in der jugend, stark von Klopstock, Hölty, Bürger, Schiller (I 560), Lamartine abhängig war. aber vielfach verirrt sich B. doch auch beim aufstechen solcher 'parallelen'. I 91 zb. handelt es sich in dem gedicht 'Am Bette eines Kindes' bei *ernsteren* und *dichteren* nicht um sogenannte Klopstockische comparative; denn der tod ist würklich ernster als sein bruder, der schlaf; und der schleier des todes ist tatsächlich dichter als der des schlafes. vollends I 86 anm.: wie sollte da ein einfaches *es pickt die Pendeluhr* durch Höltys 'Armen Wilhelm' angeregt sein, wo es sich bei dem älteren dichter doch um die 'totenuhr', den klopfkäfer, anobium pertinax, handelt! — energischen widerspruch äufsert B. durchweg dort wo man seinem dichter Byronismus nachsagt; und hie und da hat er gewis recht: Lenaus 'An mein Vaterland' (I 280) hat zb. nichts mit 'Childe Harold' zu tun. aber an dutzenden von stellen ist doch der einfluss Lord Byrons gar nicht zu leugnen; und da bleibt B. jede erklärung schuldig.

Ich möchte nun eine gewissenhafte prüfung, wie viel ein

dichter einem früheren meister entleiht, gewis nicht unterschätzen. in solcher nachahmung kann gelegentlich ein dank, ein bekenntnis liegen; es kann sich darin wesensverwantschaft zweier künstler aussprechen. aber das eben muss unterscheidend erwiesen werden. die bloſse nebeneinanderstellung zweier gedichtstellen sagt an sich noch nichts. bei Lenau, diesem grundmusikalischen menschen, scheint mir nun sehr häufig, worauf wol noch nie hingewiesen ist, die lebhafte schallerinnerung, ganz unabhängig vom sinn, würksam gewesen zu sein. ihm klingt beispielsweise unbewust die Fauststelle (1. teil, v. 638 f) im ohr: *Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle*; und nun reimt er in dem gedicht 'Zu spät: *Die holden Träume, seligen Gefühle, Erstarben in der bangen Sommerschwüle.* dass B. für solche züge eines ausgesprochenen akustikers kein augenmerk hat, scheint mir ein mangel.

Dann aber ein weiteres bedenken: darf man gedichte so auseinanderreiſsen und einen einzelnen vers hüben und einen entsprechenden drüben als beweismaterial einfach neben einander stellen? vor langen jahren haben wirs ja alle einmal so gemacht und müssen an die brust schlagen. aber es ist doch in der interpretationskunst vieles anders geworden. B. steht offenbar noch auf dem standpunct von 1890. das was nun schon seit vielen jahren an deutschen universitäten mit hingebendem bemühen geübt wird, der versuch mit allen mitteln und so weit es möglich ist zu dem wesenskern eines dichters vorzudringen und selbst in der einzelinterpretation stets das gesamte kräftespiel seiner seelischen anlagen aufzudecken, — die fähigkeit, eine solche aufgabe zu lösen, scheint B. versagt zu sein.

Und damit rücken wir dem grundmangel seines werkes näher. es ist unendlich vieles vorhanden: an irgendwelchen stellen wird von allen äuſseren lebensumständen Lenaus, von freundschaften und liebeserlebnissen, von gelesenen büchern, von wanderungen und vielem mehr berichtet. breit angelegte, gewis sehr mühselige collectaneen mögen dazu gehört haben, das alles zusammenzubringen. aber die durchdringung fehlt. durch dieses labyrinth von sonderbeobachtungen führt keine leitschnur. man braucht nur einmal in dem abschnitt 'Chronologie' die kurzen bemerkungen zu lesen, die den einzelnen zeitlich geordneten gedichten beigefügt und ein kurzer auszug aus den darlegungen des ersten bandes sind. ich gebe proben, indem ich auf gut glück zwei kleine reihen solcher charakterisierender bemerkungen, so wie sie unmittelbar auf einander folgen, mitteile; vom anfang und vom ende des verzeichnisses. was von anführungsstrichen eingefasst wird, bezeichnet immer die charakteristik je eines gedichts oder die begründung für seine chronologische einordnung an der jeweiligen stelle: 'Nach Schiller-Bürgerschem muster'; 'Veranlasst durch eine halsentzündung';

'Im briefe an Kleyle vom 26. märz 1826'; 'Dasselbe thema wie das vorige'; 'Vermutlich aus dem sorgenvollen frühling des jahres [1826]'. oder: 'Angeregt durch die damalige beschäftigung mit einem trauerspielstoffe'; 'Brief an Emilie Reinbeck vom 14. dezember'; 'Übereinstimmendes im brief an G. Kolb aus dem februar 1843'; 'Bezug auf Heines Atta Troll'; 'Bei einer am 17. april stattgefundenen feier gesprochen'. — ich weifs nun sehr gut: bei diesen kurzen notizen handelt es sich für B. nur um die begründung der angenommenen zeitfolge; und da müssen alle beweise willkommen sein, directe und indirecte, stilistische und biographische, beweise aus erster wie aus zweiter und dritter hand. und es ist für die 'chronologie' genug geschehen, wenn man das einzelne gedicht an seine richtige stelle gesetzt hat. aber — und da beginnen nun ernste bedenken — dasselbe bunte und planlose durcheinander von betrachtungen und begründungen durchzieht auch den ganzen ersten band, die 'geschichte' der lyrischen gedichte. B. sieht die dinge immer nur von aufsen an. behandelt er ein gedicht nach dem andern (oft nur in einer dürftigen inhaltsangabe mit ein paar versproben), so behauptet er zwar zu widerholten malen, dies oder jenes lyricum gehe auf dies oder das erlebnis zurück; er teilt aber fast regelmäfsig nur ein ereignis mit und macht über den weiten weg, der von diesem äufseren anlass zu dem gedicht führt, keine andeutung. wie es kam, dass das ereignis zum seelenerschütternden, phantasie-erregenden erlebnis und dies erlebnis zum motiv eines gedichtes wurde, das findet der leser nie erörtert. denn nie kommt B. auf das ganze von Lenaus begabung zu sprechen. dass hier wie bei jedem würklichen dichter eine von der natur vorbestimmte künstler-individualität vorhanden war, die durch übung und pflege nur fruchtbar gemacht, aber nicht erzeugt werden kann, kommt nirgends zum ausdruck. B. umkreist Lenaus lyrik nur von ferne, er fingert an der peripherie umher. bisweilen legt er die hand auf eine stelle wo würklich etwas zu beobachten ist. aber er gibt dem beobachteten keine tiefere deutung. die grundlegenden fragen: was ist das besondere von Lenaus begabung? durch welche einwürkungen, förderungen oder hemmungen hat sich diese anlage günstig oder ungünstig, vollständig oder nur teilweise entwickelt? wodurch verraten Lenaus gedichte die besonderheit dieser veranlagung und entwicklung? — alle diese fragen werden bei B. nie im zusammenhang beantwortet. ja, es wird dazu nicht einmal anstalt gemacht, mit keinem mittel, nicht mit philologischer, historischer, philosophischer, psychologischer oder ästhetischer betrachtung.

Vereinzelte bemerkungen sind sehr gut. ich greife nach zufall ein paar heraus. I 59: 'Das glück reizt Lenaus muse nicht, nur das unglück weckt sie, und das erlebnis würkt nur ganz ausnahmsweise unmittelbar bei ihm'. I 453: 'Die melan-

cholie verband sich bei ihm mit dem willen zum schmerz. dieser ist die treibende kraft in seinem leben und dichten ... der schmerz war sein erbteil, seine lebenserfahrung, sein lebenselement; er wurde auch sein lebenszweck. er betrieb ihn wie einen beruf und entwickelte eine unvergleichliche fertigkeit in der pflege desselben, er schwelgte darin bis zur verzückung'. solche zwar nicht ganz unanfechtbaren, aber im ganzen richtigen beobachtungen finden sich hier und da. sie bleiben aber so sehr freischwebende zufallsbemerkungen, dass B. beispielsweise bei einem der jähen stimmungsumschläge Lenaus (I 190) bekennen muss: 'überraschend genug lautet der erste brief', während er bei tieferer seelenkenntnis wahrscheinlich hätte sagen dürfen: 'solch ein brief überrascht uns bei einem dichter wie Lenau gar nicht'. — der vf. gerät auch bisweilen, weil er der charakteristik Lenaus keinen festen unterbau gegeben hat, mit sich selbst in widerspruch. so müht er sich zb. I 218 f., einen äufseren grund nach dem andern für Lenaus verhalten zu Lotte Gmelin in den jahren 1831/2 beizubringen: unsicherheit seiner zukunft, verlust des grofsväterlichen erbes, sehnsucht nach Amerika, syphilitische ansteckung. mit einem schlage aber wirft er dann, unter berufung auf Betty Paolis worte über Grillparzer, alles wider über den haufen und unterschreibt die worte der menschenkundigen österreichischen dichterin: 'Solche stimmung wird durch keine äufseren erlebnisse ... hervorgerufen; sie erzeugt sich nur in den tiefen der eignen brust'.

So vermag denn auch die vermutung des gutherzigen Karl Meyer (I 229), dass Lenaus schwermut sich aus seiner grüblerischen beschäftigung mit der philosophie herschreibe, uns nicht weiterzuführen. denn kein mensch kann sich ein philosophisches bekenntnis oder eine lebensanschauung nach gutdünken wählen oder fertig anlernen und beim erlernen trübsinnig werden. sondern auch solche beschäftigung erwächst aus neigung und angeborener anlage. und so stellt sich immer wider die forderung ein, erst einmal die seelische structur Lenaus zu ergründen. das hätte in B.s buch geschehen müssen. an hundert stellen erfahren wir da von des dichters leichter erregbarkeit, von seinem hastigen wechseln mit den lebensplänen, seiner unstäten lebensführung, der sinnlichen entzündbarkeit, dem glauben an einen dämon des unglücks der in ihm wohne, der nachgiebigkeit gegen stimmungen, dem jähen wechsel von hoffnungsfrische und verzagtheit, den selbstvorwürfen und der selbstverkleinerung. wir hören dass sentimentale damen und männer mit occultistischen neigungen Lenaus hang zur trauer verstärken; und dass seine phantasie alles was er sich vorstellt zur äufsersten, grausamsten folgerung verzerrt: die untreue geliebte sieht er vor sich als ein weib das ihn noch obendrein verhöhnt; ein freund der nicht schreibt, erscheint ihm als ein sterbender; er selbst glaubt an unheildrohende tage und findet

4*

in seiner seele einen 'unerschöpften vorrat von dolchen und pfeilen'. alles im einzelnen ganz richtig. aber die synthese fehlt; aus den vielen steinen wird kein bau. ob man die gesamtanlage des dichters, wie B. hier und da tut, als 'melancholie' im rechten medicinischen sinne bezeichnen darf ('schwermut' soll wol dasselbe sagen), weifs ich nicht. es scheint mir dieser diagnose, wenigstens zu anfang der dreifsiger jahre des jahrhunderts, also z.zt. der ersten anknüpfung mit den schwäbischen dichtern, der plänereichtum des dichters, seine immer neue initiative zu widersprechen. doch hat hier der arzt das wort. schneidet man solche fragen aber an und zieht man aus ihnen folgerungen für zahlreiche gedichte Lenaus, dann muss man — selbst unter mithilfe andrer wissenschaften — auch ernst machen und die frage beantworten, ob alle diese einzelzüge auch richtig beobachtet sind und eine einheitliche gesamtcharakteristik ergeben. diese untersuchung vermiss ich bei B.; und weil sie fehlt, kommt auch über die verschiedenen frauen die in Lenaus leben getreten sind nichts seelenkundlich aufschlussreiches, nichts auf den grund dringendes, die einzelnen gestalten unterscheidendes zutage. zwischen der sanften, befriedenden nähe Lotte Gmelins und dem meines erachtens für diesen dichter gradezu katastrophalen, launischen verkehr mit der stark auf sich selbst bedachten, künstereichen, berechnenden Sophie Löwenthal tritt kaum ein unterschied hervor, ein grundsätzlicher gewis nicht. erst ganz am ende des buches (I 765 f) wirft B. die frage auf, ob die leidenschaft für Sophie nicht vielleicht pathologischen charakter gehabt habe. aber da kommt solche erwägung zu spät. einzig die verlobung mit Marie Behrends sucht B. aus den seelischen voraussetzungen aller beteiligten heraus zu begreifen, weil er das urteil widerlegen will, als sei diese verbindung übereilt geschehen und schon als ein erstes anzeichen von Lenaus krankheit zu deuten.

Auf so unsicherem grund kann nun natürlich keine geschichte von Lenaus lyrik stehn. man erkennt denn auch vielfach (zb. I 326 f) B.s ratlosigkeit. wider bringt er vereinzelte zutreffende bemerkungen: I 520 'Der so überaus feinfühlige melancholiker barg in seiner seele eine starke vorliebe für alles rein instinctive, ursprüngliche, gewalttätige im menschenleben und in der natur'; I 527 'Der finsteren brust des melancholikers entströmen die erhabensten trostgedichte'; mit recht wird I 694 nachdruck auf Pfizers kluges wort von der 'melancholischen skepsis' Lenauscher dichtung gelegt. aber wider bleibt auch alles dies eine sammlung von einfällen, die sich nicht zu einer gesamtcharakteristik verdichten.

Nun geschieht aber noch etwas verhängnisvolleres: B. weifs seine einzelbemerkungen über Lenaus charakteranlage und leben und seine einzelbemerkungen über Lenaus gedichte nicht von einander zu trennen; sie geraten durcheinander. so kommt es

dass B. I 291 aus dem gedicht 'Der Postillion' einen widerwillen des dichters gegen die amerikanische landschaft herauslist, oder dass er einen abscheu Lenaus vor den Amerikanerinnen in die gedichte von der Sennin (I 295) hineindeutet. solche gefühle hat Lenau gehabt, kein zweifel; aber in den gedichten steht davon nichts; die ernüchterung und den ekel, unter denen Lenau in Amerika leiden muste, hat er offenbar als unkünstlerisch von seinen gedichten fast ganz ferngehalten. was aber der dichter getrennt hat, das soll der interpret nicht durcheinander wirren; ungeformtes leben und formvolle kunst sind getrennte gebiete. ein satz wie I 313: 'Als seitenstück zu dem gedichte kommt der brief vom 16. oct. 1832 in betracht' ist der tod jeder wahren interpretation. denn einen nicht ausdrücklich zum kunstwerk gestalteten brief kann man niemals zum unmittelbaren vergleich neben ein kunstwerk legen, so lange man jedes von beiden als ganzes betrachtet. nur wenn man sie beide zerzupft und eine zeile hüben mit einer zeile drüben parallelisiert, ist es möglich. und diese zerfaserung geschieht nur allzu oft bei B.

Nun möcht ich nicht zu sehr ins einzelne gehn. fragen, wie die, ob Lenaus dichtung innerlich wahr oder unwahr ist, dann die erörterung von des dichters stellung zur natur (es kommen besonders die seiten B. I 234. 249. 280 in betracht) sind bei dem verfahren das B. einschlägt nicht zu beantworten. ich glaube jedoch, der grund dafür dass dem vf. so manche einzeldeutung, vor allem aber die gesamtwürdigung Lenauscher lyrik mislingt, ligt tiefer. wenn wir I 16 lesen: 'Bevor Lenau die technik der dichtkunst einigermaſsen beherschte, konnte dieses geigenspiel, das selbst nur übung war, keine dichtung gebären'; oder I 175: 'Es gehörte eine längere übung, namentlich in der naturdichtung, dazu, um solche heidebilder zu schaffen'; oder I 337: das gedicht 'Waldgang' 'ist ein rückgedenken an das liebesverhältnis zu Lotte und aus verschiedenen erinnerungen, wie der dichter sie seiner familie in Wien erzählt haben mag, zusammengestellt', so setzt das eine auffassung vom künstlerischen schaffen voraus, die jenseits aller erörterung steht. in diesem urteil wird man bestärkt, wenn man gewahrt, wie unsicher das stilgefühl B.s ist. er teilt I 51 ein vergessenes jugendgedicht Lenaus 'Das Ideal' mit und bespricht I 72 das dritte abendbild (Castle s. 87, nr 2); in beiden glaubt er mit berufung auf einzelne wörter und wendungen starke abhängigkeit von Klopstock zu erkennen. das mag richtig erscheinen, so lange man wörter neben wörter stellt. nimmt man aber die beiden gedichte im ganzen und weiſs man bei dem ersten von ihnen auch nur die überschrift richtig zu bewerten, so ist man etwa ein halbes jahrhundert von Klopstocks bester zeit entfernt und ganz im umkreis der almanachpoeten und jener verweichlichten lyrik, die von Hölty und Claudius über Matthisson etwa zu Friederike Brun leitet. voll-

ends für die befreiung Lenaus von solchen einflüssen hat B. gar keinen sinn. I 73 ff werden das 'Bruchstück einer Ode' und das gedicht 'Am Grabe Höltys' so besprochen, als ob sie beide schülermäfsige erstlingsleistungen seien, während doch jedem tiefer schauenden leser sofort klar wird: 'Am Grabe Höltys' ist ein liebenswürdig unselbständiger centone aus lauter phrasen und motiven des elegischen Haingenossen; auch der vorgespiegelte tatbestand ist reines hirngespinst, Lenau hat nie an Höltys grab gestanden. im 'Bruchstück einer Ode' jedoch bot das leben dem dichter ein motiv das ihn ergriff; und sofort befreit sich sein blick und seine sprache, neue teilmotive erscheinen (*Der Stadt Getös ward banges Gemurmel*; *Das grofse Werk des Brüdervereins der streng geschiedenen Völker* ua.), denen gegenüber das eine 'donnerwort' gar nichts bedeutet, das obendrein nicht klopstockisch, sondern seit Rist gemeingut ist. — Auch das rhythmische gefühl, der sinn für die melodie der verse ist bei B. nicht entwickelt; man braucht nur I 173 ein 'rhythmisches schema' anzusehen oder I 245 die behauptung, ein gedicht von 4 sechsreihigen strophen, das Lenau fälschlich als sonett bezeichnet, das aber keins ist, rechtfertige 'einigermafsen' diese bezeichnung wegen seiner 'reimverschränkung'. da kann es denn wol gar passieren, dass wir I 25 lesen müssen, Klopstock gebreche die schönheit des rhythmus und der harmonische wollaut. — es ist mir an vielen stellen von B.s buch die vermutung gekommen, dass dem vf. auf dem gebiet robusterer, wenig complicierter kunst, besonders der erzählungskunst, vielleicht gröfseres gelingen beschieden sein könnte; für die empfindlichen gebilde der lyrik, besonders auch Lenauscher lyrik, mangelt ihm offenbar die nötige zartheit der tastorgane.

So mag denn vielleicht auch B.s gesamturteil über Lenau nicht nach jedermanns sinne sein. es läuft an vielen stellen und so auch noch in der schlussbetrachtung I 784 f auf eine rettung dieses dichters hinaus. darüber liefse sich streiten, wenn für eine debatte der boden durch B.s buch bereitet wäre, wenn der mensch oder der künstler Lenau neu oder gar entscheidend gedeutet wäre. aber das eben vermisst man an B.s leistung.

Es ist doch nicht zu leugnen, dass Lenau sehr in der gunst der leser verloren hat, dass zwar etwa 50 seiner gedichte, die geschenke glücklichster stunden, weiter leben, die meisten aber unrettbar der vergessenheit verfallen sind. und wider wäre die grundfrage zu beantworten, ob die ursache dieses schnellen veraltens nicht vielleicht in unüberwindbaren hemmungen und begrenztheiten des menschen und künstlers Lenau zu suchen ist. B. selbst weist, freilich an ganz versteckter stelle (I 240, anm. 2) und wider ohne die nötigen folgerungen zu ziehen, auf die 'eintönigkeit' hin, die Schwab unter Lenaus eigner zustimmung diesen gedichten vorwarf.

Solcher tadel ist würklich zutreffend. Lenaus motivschatz und auch der umkreis seiner stimmungen ist sehr gering. ist man erst einmal auf die ewige widerkehr der rose und der nachtigall aufmerksam geworden, dann wird man ihrer so überdrüssig wie der liebe und des weins bei den Anakreontikern. eine armut ligt auch darin, dass in zeitlich benachbarten gedichten sehr oft die gleichen motive und wendungen erscheinen; und es ist zu bezweifeln, ob B. seinem dichter einen besonderen dienst erwiesen hat, wenn er uns über solche widerholungen besonders eingehend unterrichtet, abermals ohne diese zwangsläufigkeit innerlich zu erklären.

Die monotonie bei Lenau zeigt sich auch im metrischen; fast ein drittel all seiner gedichte (ich zähle 115) ist in müden trochäen abgefasst. und auf die gedicht-anfänge achte man einmal und vergleiche sie etwa mit dem reichtum Goethes, wobei rund 400 Lenauschen etwa 3600 Goethische gedichte an die seite treten. ich greife beliebige beispiele heraus. Lenau beginnt gedichte: *Schon hat der Lenz verblüht; Schon ist der Berge Purpurglut verglommen; Schon seh' ich Hirt' und Herde; Schon sieben Jahre treibst du dies wunderliche Wandern; Schon verrauscht der Tag; Schon weht es kühler auf Erden; Schon zerfliefst das ferne Gebirg mit Wolken; Schon zog vom Wald ich ferne wieder,* während Goethe bei etwa neunmal so grofser zahl einen solchen anfang eines gedichtes mit *Schon* nur in seiner jugendode 'An Zachariä' und vier epigrammen kennt. oder Lenausche gedichte heben an: *Durch Blüten winket der Abendstern; Durch den Hain mit bangem Stofse die Gewitterlüfte streichen; Durch den Wald, den dunkeln, geht Holde Frühlingsmorgenstunde; Durch einen schmalen Felsenritz Siehst du am Himmel Nacht und Blitz; Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer; Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,* wo *durch* stets so viel wie 'durch—hin', niemals 'vermittelst' oder ähnliches bedeutet; bei Goethe in sechzigjährigem schaffen ist eigentlich nur ein analoger fall ('Musensohn') zu nennen; denn zwei epigramme scheiden ebenso wie der unbedeutende Divanspruch *Durch allen Schall und Klang* und die verse an Mellish *Durch Vermittlung einer Teuren* von der eigentlichen lyrik aus. am einförmigsten würkt bei Lenau, dass er in der ersten zeile so oft eine ortsbezeichnung oder ähnliches nackt hinstellt, wie der dramatiker eine scenische angabe über einen act seines dramas schreibt, und dass er dann erst mit einem geschlossenen satz fortfährt: *Sonnenuntergang, Schwarze Wolken ziehn; Hohe Klippen, ringsgeschlossen, Wenig kümmerliche Föhren* usw.; *Trübe Wolken, Herbstesluft, Einsam wandl' ich meine Strafsen; Wirres Durcheinanderwallen In den lichten Säulenhallen* usw.; *Stille! — jedes Lüftchen schweiget; Der Morgen frisch, die Winde gut, Die Sonne glüht so helle; Tiefe Nacht; — der stille Vollmond Hebt sich jenseits von den Auen; Schlaflose Nacht, der Regen rauscht;*

Betäubendes Erzgerassel, Und sprühendes Feuergeprassel, Hoch kommen die Dämpfe geschnoben; Wild verwachsne dunkle Fichten, Leise klagt die Quelle fort; Stoppelfeld, die Wälder leer, Und es irrt der Wind verlassen; Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind; Rings ein Verstummen, ein Entfärben, — Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln. solcher einförmigkeiten lässt sich noch eine ganze reihe nachweisen. sie deuten auf eine künstlerische bequemlichkeit und energielosigkeit, vielleicht auch auf geringe erfindungskraft hin. bei regsameren dichtern wären sie unmöglich.

Und auf die gleiche willensschwäche ist möglicherweise — das alles gilt es in einer gesamtcharakteristik und 'geschichte' der lyrik Lenaus zu ergründen — die compositorische uneinheitlichkeit so mancher seiner gedichte zurückzuführen. B. erwähnt diesen mangel wol gelegentlich, zb. bei der 'Heidelberger Ruine' (I 287); aber er erklärt ihn wider nicht. ist er verursacht durch fragmentarisches schaffen, durch eine art von klebearbeit? ist er einfache nachlässigkeit? ist er, wie Auerbach meinte, eine ermüdungserscheinung aller neuösterreichischen lyriker? oder fällt er nur Lenau zur last, dem leicht erlahmenden? auf keine dieser fragen gibt B.s buch antwort, immer wider deshalb, weil der vf. die gedichte bloſs von auſsen anschaut; gedichte aber 'sind gemalte fensterscheiben'. auch den musikern sind bisweilen die matten ausgänge Lenauscher lieder, selbst der besten, unbequem geworden. das dritte der Husarenlieder zb. schnappt plötzlich ab; und Rob. Schumann muss, um es abzurunden, die erste strophe noch einmal ans ende stellen. oder, eines der schönsten gedichte Lenaus, das erste lied 'An die Entfernte': mit strophe 3 würde das vierstrophige lied syntaktisch, aber nicht der stimmung nach enden können; eine vierte strophe scheint erforderlich. aber die würklich vorhandene vierte sieht wie angeklebt aus; sie dreht sich nicht im gelenk des liedkörpers, sondern hängt schlaff herunter. und nun ist es aufschlussreich und würkt bestätigend: Mendelssohn, als er die ersten drei strophen auf éine melodie componiert hatte, weiſs als musiker mit der vierten ebenfalls nichts anzufangen; auch bei ihm lahmt sie, klappt nach und hat kein rechtes gefüge.

So stellen sich, wenn man das ungeheuerlich dicke buch von B. durchgearbeitet hat, überall erst die probleme ein; keines ist recht angeschnitten, keins gelöst.

Die monotonie Lenaus scheint auch auf den geschichtschreiber seiner lyrik gewürkt zu haben; die gleichförmigkeit des vortrags ermüdet sehr. aber noch mehr: der vf. scheint in Belgien auch einen teil seines gefühls für die deutsche sprache verloren zu haben. manchmal klingt ein satz, als sei er ungeschickt aus dem französischen übersetzt: I 649 Es ist wahrscheinlich auch um diese zeit, dass er ihr die verse ins album schrieb; I 644 Dort fand er ein brieflein, am kopfe dessen die gemalte blume

fehlte; I 527 Sie grämte sich über ihre kinderlosigkeit und über ihr ganzes dasein, als ein darum verlorenes; I 364 Gewohnt, die landschaft stets in einem seelischen zustande zu sehen, erscheint ihm eine enge schlucht wie eine tiefe wunde; I 87 Gerade die wenig vorhandenen zeugnisse zeigen dieses deutlich in bezug auf Lenau; ähnlich I 21. 82. 211. 222. 295. 389. 765 uö., von entgleisungen und geschmacklosigkeiten wie I 208. 333. 475. 507 ua. abgesehen. auch im einzelnen ist der ausdruck oft erstaunlich. wie kann man das feine verhältnis zu Lotte Gmelin (I 218), die schmerzenreiche liebe zu Sophie Löwenthal (I 454), die kurzen leidenschaftlichen beziehungen zu Caroline Unger (I 524) unterschiedslos als 'liebschaften' bezeichnen und I 340 gar von einer Lotte-liebschaft sprechen! und wie seltsam bildet B. von den eigennamen Schurz und Wolf die adjective 'Schurzesch' und 'Wolfesch'!

Zusammenfassend darf man wol sagen: wir wollen dankbar sein für das was an dem buche brauchbar ist, für die hunderte von einzelheiten die da verstreut sind. ein künftiger biograph Lenaus wird sie verwerten, wenn er dabei auch unsäglich viel überflüssiges und langweiliges mit in kauf nehmen muss. das werk hält das versprechen seines titelblattes nicht, es bringt keine geschichte von Lenaus lyrik, sondern nur vorarbeiten dazu, studien zur datierung der gedichte Lenaus. der vf. hätte genau denselben inhalt viel besser in gestalt einer kritischen ausgabe der gedichte Lenaus geben können, die er nach ihrer zeitfolge geordnet und mit textgeschichtlichem apparat und historisch-kritischen anmerkungen versehen hätte, dh. mit anmerkungen durch die die richtigkeit der chronologie erwiesen worden wäre.

Leipzig. **Albert Köster.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische untersuchung von **Clara und William Stern** [Monographieen über die seelische entwicklung des kindes I]. zweite, um ein nachwort und eine beobachtungsanleitung erweiterte auflage. Leipzig, J. A. Barth 1920. XII u. 429 ss. 8⁰. — Ich darf mich bei der besprechung dieses wichtigen werkes kurz fassen, da sein hauptteil einen unveränderten neudruck der ersten, 1907 erschienenen auflage darstellt und da die verfasser ohne zweifel recht haben, wenn sie s. 420 schreiben: 'In den zwölf jahren seit erscheinen der ersten auflage ist eine ziemlich umfangreiche litteratur über themen der kindersprache erschienen ... soweit wir sehen, sind diese veröffentlichungen als willkommene, zum teil sehr wertvolle ergänzungen und erweiterungen des inhalts unseres buches zu betrachten; dagegen wird dieser

inhalt durch sie nicht eigentlich überholt oder in wesentlichen puncten als irrig erwiesen'. — Man hat in der tat den eindruck, dass eine reihe derjenigen probleme, die bisher in der litteratur über die kindersprache im vordergrund standen, durch Sterns klare, besonnene und auf reichhaltigem beobachtungsmaterial ruhende ausführungen ihrer lösung zugeführt oder wenigstens nahe gebracht sind. dies gilt vor allem von der frage der spontanen worterfindung, in der wol nunmehr der standpunct derjenigen autoren, die die sprachliche schöpfungskraft des kindes wenn nicht direct leugnen, so doch sehr gering einschätzen, als der richtige erwiesen ist. auch die ansicht, dass bei der sprechtätigkeit des kindes der anteil der affectiven wunsch- und begehrungsregungen weit gröfser ist als der des intellects, darf wol als endgiltig festgestellt gelten.

Nicht ohne beschämung muss man den verfassern auch dort recht geben, wo sie über den unverhältnismäfsig geringen anteil klagen, den die zünftige sprachwissenschaft an der erforschung der kindersprache nimmt. es besteht für mich kein zweifel, dass es nun, da die psychologie eine reihe der bisher behandelten probleme ihrer lösung zugeführt hat, aufgabe der sprachforschung wäre, neue fragen aufzuwerfen. zum beispiel glaub ich, dass die lehre von der wortbildung wichtige impulse erhalten könnte, wenn man ernstlich an die frage herangienge, unter welchen psychischen und äufseren verhältnissen beim kinde der drang entsteht, durch selbständige combination aus dem vorhandenen material an wortstämmen und ableitungselementen neue ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen, und welche voraussetzungen nötig sind, damit ein bestimmtes wortbildungselement productiv werde.

Wichtige aufschlüsse principieller art liefsen sich auch wol erlangen, wenn man die beobachtung nicht auf das kind allein beschränkte, sondern die sprachliche wechselwürkung zwischen dem kind und seiner erwachsenen umgebung einer systematischen feststellung unterzöge. man darf ruhig annehmen, dass es kein elternpaar gibt, das nicht vom augenblick der geburt an, ja vielleicht schon früher, in seinen sprachgewohnheiten, soweit sie sich auf das neue familienmitglied beziehen, irgendwelche änderungen platz greifen lässt. es entsteht mit dem eintritt des kindes in die familie eine art sondersprache, an der sich im engsten kreis so ziemlich alles beobachten lässt was wir für die sprachliche entwicklung gröfserer gemeinschaften wissen müssen: wie das auftauchen bisher nicht vorhandener gegenstände und tätigkeiten zur erweiterung des wortschatzes zwingt, wie der gesteigerte affectwert aller mit dem kinde zusammenhängenden vorstellungen zur schaffung neuer ausdrucksmöglichkeiten anregt, wie der gleiche factor eine deutliche verstärkung des sprachlichen nachahmungstriebes nicht nur beim kinde, sondern auch bei den eltern zur folge hat, und vieles andere. — Schliefslich wäre noch

darauf hinzuweisen, von wie hohem wert es für die sprachwissenschaft wäre, wenn irgend einmal die sprachliche entwicklungsgeschichte eines individuums: nicht, wie dies bisher gebräuchlich ist, nur in seinen ersten lebensjahren, sondern bis ins reifere alter hinein verfolgt würde. wir wissen bisher noch so gut wie gar nichts über die bedingungen unter denen ein individueller sprachstil entsteht, dürfen aber ruhig annehmen, dass, wie jugenderlebnisse überhaupt, auch die ersten sprachlichen eindrücke für die spätere entwicklung entscheidend sind.

Auch für solche weiter ausholende untersuchungen ist natürlich die exacte beobachtung der sprachanfänge von gröster bedeutung, und es ist daher freudig zu begrüfsen, dass die neue auflage eine ausführliche anleitung zur beobachtung der kindersprache gibt, die allerdings durch beschränkung auf die wichtigsten fragen an praktischer verwendbarkeit wahrscheinlich gewonnen hätte. **Hans Sperber.**

Der dreieinige gott in religionsgeschichtlicher beleuchtung von **Dietlev Nielsen.** bd I. Berlin, Gyldendal 1922. 472 ss. 8°. — Woher stammt die trinitätslehre? woher der christl. polytheismus, der durch die späteren concile nur notdürftig verschleiert wurde? woher schon im N.T. die mythologische sacramentslehre, der mythologische Jesus, der heilige geist? gewöhnlich hält man die jüdische religion für die mutter der christlichen. das ist falsch. das judentum ist monotheismus, zwar auch nicht im vollen sinn; 'ein würklicher monotheismus, wie Zaratustra in Persien predigte, kommt auf semitischem boden erst mit Muhamed und Islam rund um 600 n. Chr. zum vorschein'. das christentum ist 'eine mythologische Erlöserreligion wie die gnosis, eine typische mysterienreligion wie der Mithra-, Attis-, Osiris- und Isiscult'. zu dieser 'sonnenreligion' wurde Paulus vor Damaskus bekehrt. die auffallend schnelle ausbreitung der neuen religion datiert von ihrem übertritt aus Palästina auf syrisches gebiet, denn dort verschmolz sie mit der alten syrischen 'Herr'- (κύριος) religion. Jesus wird zum Kyrios, zum Adon, zur zweiten person der gottheit, zur incarnation des göttlichen königs, zum auferstehungsgott.

Die syrische religion ist aber nichts weiter als entwicklung der uralten gemeinsemitischen religion. bisher wuste man mit der grofsen zahl von göttern nichts anzufangen. in würklichkeit gibt es nur drei götter, eine götterfamilie: vater, mutter und sohn, ursprünglich naturgottheiten. vater = mond, mutter = sonne, sohn = Venus. diese altarabische anordnung änderte sich allerdings in der nordsemitischen culturreligion, indem dort die sonne männlich, die Venus weiblich wurde. im alten Arabien spielte nur der vatergott eine rolle. bei den Nordsemiten trat er gänzlich zurück, in den vordergrund dafür der jüngere, der sohn, Marduk, Schamasch, Bel, Baal, Adon, Melek, Mar, Kyrios —

éine gestalt unter vielen namen —, die göttliche projection des königs, der sonnen- und auferstehungsgott, entsprechend dem kleinasiatischen Attis, dem persischen Mithra. die altsemitischen könige sind seine incarnation, später die Seleukiden und Cäsaren. die weibliche gottheit, Istar, die muttergöttin, die bei den Indogermanen die sittliche jungfrau-mutter blieb (madonna), wurde bei den Semiten zur götterdirne, aufserdem zur gattin des sohnes. man ersetzte sie darum durch den heiligen geist, im vierten evangelium durch den parakleten.

Der vf. gewinnt seine überraschenden resultate vor allem durch deutung theophorer eigennamen. aus ihnen ergebe sich die altsemitische göttertrias zur evidenz. aufserdem durch hemmungslose combination. er ist in der religionsgeschichtlichen litteratur sehr belesen, aber er arbeitet mit ihr wie der alchymist in seinem laboratorium. richtiger wäre doch wol die strenge historische methode auf grund genauer kenntnis der einzelnen religionen, und gröfsere verwendung des fragezeichens anstelle fröhlicher behauptungen.

Ob N. die einzelnen semitischen religionen gründlich kennt, erscheint mir zweifelhaft. seine kenntnis der israelitischen religion bestreit ich. 'Wir finden bei den Hebräern, da neben Jahwe (Jahu) auch Baal nnd Astart verehrt wurden, die gleiche trias wie bei den Phöniziern'. 'Über die familienbeziehungen zwischen Jahve, der muttergöttin und dem jüngeren Gott ist natürlich im A.T. jede directe überlieferung unterdrückt. aus den personennamen und aus dem niederschlage der mythen in sagen, cultus und der religiösen bildersprache ersehen wir aber, dass auch bei den Hebräern die muttergöttin die gemahlin und der jüngere männliche Gott der erstgeborene sohn Jahves war'. 'Punct für punct kann man nachweisen, dass die jüdische theologie, der glaube an éinen Gott, sich aus einer art tritheismus, aus dem glauben an drei götter, vater — sohn — mutter, entwickelt hat'. leider versucht vf. diesen interessanten nachweis nicht einmal; er lehnt sich vielfach an FrDelitzsch an, mit dem er die abneigung gegen die alttest. religion und deren starke verkennung teilt.

Göttingen. **Hans Duhm.**

Jubilee jaunts and jottings. 250 contributions to the interpretation and prosody of old west teutonic alliterative poetry by **Ernst A. Kock** [ur Festskrift utgiven av Lunds universitet vid dess tvåhundrafemtioårsjubileum 1918]. Lund, Gleerup. Leipzig, Harrassowitz (1918). IV u. 82 ss. 8⁰. — Die hauptmasse der bemerkungen bezieht sich naturgemäfs auf ags. gedichte. die mehrzahl scheint mir unmittelbar evident, manche erklärung geistreich. überall tritt die intime vertrautheit mit dem stil der stabreimdichtung zutage. sie ist auch mehreren Heliandstellen zugute gekommen. alts. Genesis 287 setzt Kock

semikolon nach *an allara selida gihuuem,* hält also offenbar ruheconstruction von *nâhian* für möglich. Hildebrandslied 41 nimmt er cäsur nach *ewin* an, 61 nach *hregilo* (er bleibt bei dem hsl. *hrumen,* gewis mit recht). *sind* Muspilli 47 wird als 'kriegszug' gedeutet, *mord* 93 als 'verbrechen, sünde, böses'. für *vazza* (Musp. 82) vermutet er eine dem nhd. *fassen* und *Fessel* nahekommende bedeutung. warum aber der wolbezeugte sinn 'last, bürde' nicht passen soll, seh ich nicht ein.

Gegen die vorgänger die er nennt ist K. meist recht unliebenswürdig. er hätte ein gegengewicht schaffen können, wenn er öfter als es geschehen ist angemerkt hätte, dass seine deutungen auch von andern ausgesprochen worden sind: ags. *ágétan* hat schon Bugge PBBeitr. 12, 107 für das causativum zu *géotan* erklärt, und bei den bemerkungen über alts. *sô* als einleitung von consecutivsätzen und *sô* + negation = 'ohne dass', 'ohne zu' (s. 43f) war denn doch auf Behaghel Syntax d. Heliand s. 317ff zu verweisen. **M. H. Jellinek.**

Einführung in das gotische. texte mit übersetzungen und erläuterungen von **Sigmund Feist.** mit 1 tafel [Teubners philologische studienbücher]. Leipzig, Teubner 1922. VI u. 156 ss. 8⁰. — 48 m. — Inhalt: I Einleitung s. 1—13 (über die Goten, Wulfila, die gotischen texte, das gotische alphabet, die aussprache der gotischen schriftzeichen). II Texte nebst übersetzung und erläuterungen s. 14—98 (stücke aus den Evangelien, dem Römerbrief, der Skeireins, proben der unterschriften der urkunden, aus dem krimgotischen vocabular). III Laut- und formenlehre des gotischen s. 99—146. — Wörterverzeichnis s. 147—156. beigegeben ist die autotypie einer seite des codex Carolinus.

Man sieht, der zweite abschnitt füllt mehr als die hälfte des buches. die erläuterungen betreffen vorwiegend die etymologie, syntaktisches und formantisches kommt zur sprache, tritt aber doch im vergleich zur wortforschung zurück. wer sich vornehmlich für etymologie interessiert, wird den commentar mit nutzen studieren.

Aber der grammatische abschnitt hat mich nicht befriedigt. der vf. hat aufser acht gelassen, dass eine einführung ins gotische für solche bestimmt ist, die noch nicht gotisch können, für leute, die nicht so gescheit sind wie wir doctoren und magister, und von denen nicht vorausgesetzt werden darf, dass sie lücken ergänzen, widersprüche lösen, flüchtigkeiten einrenken werden. s. 106 zb. wird gelehrt, dass für *ƀ, đ, ȝ* schon urgermanisch nach nasalen, später auch an andrer stelle stimmhafte medien *b, d, g* eintreten, s. 114, dass der urgerm. consonantenbestand im got. im allgemeinen unverändert geblieben ist, dass wir aber freilich nicht wissen, ob *ƀ, đ, ȝ* überall erhalten oder anlautend und nach nasalen schon zu medien geworden sind. aber in der einleitung s. 13 hat der lernende erfahren, dass *b* und *d* im an-

laut und nach consonanten verschlusslaute darstellen. oder s. 116: *ō*-declination. 'die gotischen endungen sind meist die lautgesetzlich daraus [nämlich: aus den urgerm. endungen] entwickelten (bis auf den acc. sing., der gleich dem nom. sing. ist)'. als urgerm. endung des nom. sg. war *-ō*, als endung des acc. sing. *-ōm* angesetzt worden. folgen die paradigmen von *þiuda, sibja, haiþi*. was soll sich der anfänger da denken? ist der acc. *haiþja* gleich dem nom. *haiþi*, und ist das *i* von *haiþi* aus *-ō* entwickelt? es steht so manches in dem buche, was der vf. nicht niedergeschrieben haben würde, wenn er sich ein wenig zeit zum nachdenken genommen hätte. besonders arg sind fehler in den paradigmen s. 118: *augona, augone, augonam, augona*! s. 143: 3 plur. imperativi *habaina*. nicht als blofse gedankenlosigkeit ist zu werten was der vf. über die auslautsgesetze sagt. er ist nicht in den sinn der lehre von den zwei- und dreimorigen längen oder in den der terminologie vom acut und circumflex oder schleifton eingedrungen. er weifs nicht, dass die unterscheidung von stofs- und schleifton nicht an die accentsilben gebunden ist; daher glaubt er (s. 103), dass die gen. pl. auf *-ē* auf ursprachliche endbetonung mit circumflex weisen. er lässt s. 115 das *a* von (*dag*)*a* aus der idg. locativendung von *-oį* entstehn. er setzt als idg. form des nom. sing. der *n*-stämme s. 118 *-ōn*, *-ēn* an. er ist sich nicht klar über die entwicklung auslautender durch nasal gedeckter längen. beruht es auf überlegung, dass die got. pluraldative für ursprüngliche locative erklärt werden? auch aufserhalb des grammatischen abschnitts finden sich allerhand flüchtigkeiten. nach s. 1 traten die Goten 'kaum in ihren neuen wohnsitzen angelangt' in feindliche berührung mit dem Römerreich, 'speciell dessen oströmischen herschern'. Philippus, Decius, Claudius oströmische herscher! nach s. 3 erhielt Wulfilas gemeinde neue wohnsitze vom kaiser Konstantin. Rom. 11, 27 *jah so im fram mis triggwa* 'und so ist ihnen von mir der bund'. 13, 9 *þata auk: ni horinos ... jah jabai ƕo anþaraizo anabusne ist, in þamma waurda usfulljada* 'denn das (ist gesagt): du sollst nicht ehebrechen ..., und wenn irgend ein anderes gebot ist, so wird es in diesem wort erfüllt'. 14, 14 *þatei ni waiht gawamm þairh sik silbo* 'dass nichts gemein ist durch ihn selbst'.

M. H. Jellinek.

Ordbog over det danske sprog, grundlagt af **Verner Dahlerup**, med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udgivet af det Danske sprog- og litteraturselskab. andet bind: *Basar-Brystværn*. tredje bind: *Bræ-dø*. København, Gyldendalske boghandel, 1920 u. 1921. VIII ss. + 1284 spp. und VIII ss. + 1268 spp. 4°. — Das von Verner Dahlerup in angriff genommene und unter seiner leitung fortgeführte grofse Dänische Wörterbuch nimmt einen der ankündigung genau entsprechenden fortgang: der zweite band ist

1920 erschienen, der dritte 1921. V. Dahlerup steht den redactoren noch mit auskunft und rat zur seite und list eine correctur, aber er hat für die beiden bände nur einen artikel selbst ausgearbeitet und zieht sich auch von der revisionsarbeit allmählich zurück, nachdem ein gröfserer stab von redactoren ausgebildet ist. als redactoren und revisoren sind aufser den nunmehrigen leitern des unternehmens H. Juul-Jensen und Lis Jacobsen noch tätig: Morten Borup, Johannes Brøndum-Nielsen, Jørgen Glahder, Aage Hansen, Paul V. Rubow, Kr. Sandfeld und Holger Sandvad.

Wenn wir die zwei neuen bände des Ordbog durchgehn, dürfen wir uns des geleisteten herzlich freuen. die Dänen hatten eine weniger umfangreiche litteratur aufzuarbeiten, und wissenschaftliche wörterbücher anderer culturspracheu lagen als lehrreiche muster vor, dafür zeigt ihr werk aber auch grofse vorzüge: heranziehen der litterarischen erscheinungen bis in die gegenwart, äufserste knappheit des ausdrucks, klare und übersichtliche anordnung der bedeutungen, reiche fülle von sprach- und culturgeschichtlich aufhellenden belegen. die zwei bände führen bis zum abschluss des buchstaben *d*. der wortreiche buchstabe *b* bringt längere artikel über die wichtigen verben *bide, bringe, bryde, brænde, byde, bære, bøge* und einen artikel Dahlerups über *blandt,* der geschickt das allmähliche zurücktreten dieser präposition aufser an druckstarker stelle veranschaulicht. mit *c* lautet nur eine grofse zahl fremdwörter an. unter *d* erscheinen wider recht ausführliche, reichhaltige artikel: über das adverb und die conjunction *da,* die pronomina *de, den, det, denne,* das adjectiv *dyb,* die verben *droge* und *drive.* culturhistorisch interessantes bietet *dans* und *danse,* ferner etwa *Dannebrog* = rotgefärbte fahne, später aufgefasst als fahne der Dänen, *dannemand* = ehrenmann, auch ehemann, dessen ältestes kind ein knabe, das zweite ein mädchen ist, zuweilen auch als achtungswürdiger Däne misverstanden. ein stückchen culturgeschichte geben die belege für *cigaret,* die ich übersetzt mitteile: 'er zog langsam und träumend an einer feinduftenden cigarette (Gustav Wied, geb. 1858). bevor ich gieng, bot ich ihm eine cigarette (Joh. V. Jensen, geb. 1873). sie hatte sich eine cigarette angesteckt und sah gekränkt aus (Sv. Leopold, geb. 1874). einige damen rauchen am ehesten aus ethisch-ästhetischen gründen, weil die cigarette in der litteratur eines der attribute der modernen frauen geworden ist (Fr. Hallager, Hysteri 1901). und endlich bildlich in einem gedicht von Joh. Jørgensen (geb. 1866): und ich bin einsam. alle sterne fallen. ausgebrannt und ausgelöscht sind die cigaretten meiner jugend.'

Osnabrück. **W. Ranisch.**

Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning af **Adolf Noreen.** Lund, CWKGleerup 1903 ff. heft 14—30. 8⁰. — Das lebenswerk Adolf Noreens, die Neuschwedische gram-

matik, von deren inhalt ich nach den ersten 13 heften im 33 bande des Anz. eine vorstellung zu geben suchte, ist seither kräftig weitergediehen. es ist billig, dieses fortgangs kurz berichtend zu gedenken.

Im zweiten bande wird die descriptive lautlehre und zwar ihr zweiter teil, die prosodie, zu ende geführt. an das dritte capitel von der intensität oder druckstärke schliefst sich das vierte: tonalität oder tonhöhe. der wechsel zwischen höhern und tiefern tönen in der gesprochenen sprache wird erwogen im gegensatz zum gesang. die gründe für einen solchen wechsel: vermehrte druckstärke, bewegte seelenstimmung, rhetorisch-stilistische absicht, erbschaft aus ältester zeit, werden angegeben. den tonfall der schwedischen reichssprache näher zu bestimmen ist unmöglich, da in dieser beziehung noch keine feste norm anerkannt oder auch nur vorgeschlagen ist; so begnügt sich Noreen, in einer kurzen übersicht zusammenzufassen was bisher über den tonfall in den daraufhin untersuchten dialecten festgestellt ist.

Von der etymologischen lautlehre ligt die behandlung der sonanten im dritten und dem angefangenen vierten bande zum gröfsern teile vor. es empfahl sich, von den lauten der zeit auszugehn in der die schwedische orthographie sich festsetzte, der zeit nach 1350, obwol das neuschwedische erst von 1500 gerechnet wird. ein erster teil behandelt die qualitativen veränderungen der schwedischen sonanten; eine gewaltige menge von wortgeschichten werden uns vorgeführt unter den gesichtspuncten: verschiebung der zungenarticulation nach hinten und nach vorn, labialisierung und entlabialisierung, reducierung der vocale; die sonanten in lehnwörtern schliefsen sich an. danach bringt ein zweiter teil die prosodischen veränderungen: 1. änderungen der sonorität, des hörbarkeitsgrades, d.s. übergang von sonant zu consonant und umgekehrt, svarabhakti, metathesis; 2. änderungen der quantität, d.s. verlängerung und kürzung, wegfall eines sonanten; 3. änderungen der intensität, d.s. verschiebung des haupttons und des nebentons im einzelwort und in den zusammengesetzten wörtern, reducierung der intensität, wechsel der tactformen acut und gravis.

Im fünften bande ist die bedeutungslehre weiter fortgeschritten: von der descriptiven bedeutungslehre ist die kategorieenlehre zu ende geführt. nach den concreten und abstracten glossen sind nun auch die assumptiven glossen, die etwas als ein bereits gegebenes accidens bezeichnen — früher sprach man von attributiven bestimmungen —, beendet: eine schier endlose reihe adjectivischer bildungen zieht wolgeordnet an uns vorüber. ein viertes capitel gilt den finiten glossen, die ein gerade an etwas substantiellem beobachtetes accidens hinstellen — früher sprach man von prädicativen bestimmungen. ein scharf eindringender excurs sucht den bisher mehr gleichmäfsig empfundenen als ein-

wandfrei definierten gegensatz von transitivum und intransitivum festzulegen: transitiv ist ein verb das in activer und passiver form auftreten kann und so construiert wird, dass, was in dem einen fall hauptglosse (subject) ist, in dem andern fall nebenglosse (object) wird und umgekehrt, ohne dass dieser übergang von der einen zur andern constructionsart eine eigentliche änderung der bedeutung des ganzen mit sich bringt (*der bediente bot ihm thee an; von dem bedienten wurde ihm thee angeboten*). in allen andern fällen ligt ein intransitivum vor (*es blitzt; die zeit geht hin; 'mensa' bedeutet 'tisch'; ich wundre mich über deine aufführung; hierin sündigen die machthaber schwer, hierin wird von den machthabern schwer gesündigt*). es werden die möglichkeiten der bildung von transitiven aus intransitiven besprochen. — was einst als tempuslehre zusammengefasst wurde, behandelt Noreen, die arbeiten mehrerer vorgänger nutzend, in drei paragraphen: 1. actionsart, dh. die art wie die handlung ausgeführt wird, wobei geteilt wird in uniforme oder continuierliche und intermittente oder discontinuierliche actionsart, die sich wider in unterabteilungen verzweigen, 2. aspect, dh. ob die handlung vollendet wird oder unvollendet bleibt; 3. tempus, wobei 9 tempora angenommen werden. diese bedeutungskategorieen werden aufgestellt auch mit rücksicht auf andere sprachen; ihr vorkommen und ihre ausdrucksweisen im neuschwedischen werden beobachtet.

Von der formenlehre oder morphologie bringt der vollendete 7 band die lehre vom wort, von der ableitung und zusammensetzung der wörter. der wortschatz des neuschwedischen, soweit er mit präfixen oder suffixen gebildet oder durch die arten der zusammensetzung entstanden ist, wird in wolerwogener ordnung vor uns ausgebreitet.

So sind denn fünf bände der neuschwedischen grammatik abgeschlossen, vier weitere, von denen erst 3 hefte vorliegen, werden folgen und das grofse werk vollenden.

Osnabrück. **W. Ranisch.**

Olafs saga hins helga. efter pergamenthaandskriftet i Uppsala universitetsbibliothek, Delagardieske samling nr 8 II utgit av den Norske Historiske Kildeskriftkommission ved **Oscar Albert Johnsen.** Kristiania, Dybwad in comm. 1922. LVII u. 115 ss. 8°. — Der hg. schickt dem abdruck der saga in der einleitung die widergabe späterer eintragungen voraus; nr 4, bruchstück einer wetter- (u. ereignis-)regel für die julzeit hat volkskundliches interesse. — was die wahl der lettern für die neue ausgabe (erste und einzige von Keyser u. Unger) dieser in drontheimscher mda. geschriebenen saga angeht, so scheint die ersetzung der ags. zeichen ꝼ und ƿ durch lat. f und v nicht glücklich; es ist doch ein vorteil wenn man beim lesen sich im banne auch der drontheim. schreibweise fühlt. ganz gleichgültige unterschei-

dungen wie a A, i j ua. sind beibehalten. ohne not und vorteil sind dagegen wider die majuskeln alle durch die lat. capitalbuchstaben normalisiert. — M. Hægstad hat die darstellung der grammatik der hs. beigesteuert. besonders möge auf den versuch, auch aus dem wortschatz die drontheim. heimat der hs. zu erweisen, hingedeutet werden (s. LIII nach *bardage* lis 102, 24 statt 102, 21). H. meint sogar die nördlichsten landschaften Innerdrontheims als ursprung der hs. bezeichnen zu können. — auf des hg.s abhandlung über die entstehung der saga gedenk ich in einer besprechung von Nordals buch Om Olaf den helliges saga einzugehn.

Kiel. **W. H. Vogt.**

Germanische götter und helden in christlicher zeit. beiträge zur entwicklungsgeschichte der deutschen geistesform von dr phil. **E. Jung.** München, Lehmann 1922. 393 ss. 8⁰. — In seinem versuch, die uns vielfach unverständlichen tier- und menschengestalten und linearen figuren an deutschen kirchen, kapellen und andern bauten des christlichen mittelalters als quellen für deutsches heidentum auszuschöpfen, setzt der verfasser die bemühungen der von ihm aufs höchste verehrten mythologen aus der mitte des vorigen jahrhunderts, JWWolf, FPanzer und vor allem Joh. Nepomuk Sepp fort. er kommt nicht über sie hinaus. seine methode ist durch einige oft widerholte grundgedanken ausreichend gekennzeichnet: die bauhütten pflegten sehr alte, streng geheim gehaltene überlieferungen, in denen sich sicher vorchristliche erinnerungen bergen; die figuren und zeichen an den aufsenseiten von kirchen stellen feindliche, dh. heidnisch-germanische mächte dar, die durch die anbringung ihres bildes gebannt (oder insgeheim verehrt?) werden sollten; sind sie verändert, umgebogen, 'verhehlt', so beweist das, dass ihre gefährlichkeit noch empfunden wurde; wenn die katholische kirche heute einen heiligencult bekämpft, so ist das der beste beweis dafür, dass der cultgegenstand vorchristlicher, dh. für Jung germanisch-heidnischer herkunft ist; dass die sagen, die uns nur in der Edda erhalten sind, aus Deutschland stammen, ist nicht mehr zweifelhaft. — Mit hilfe solcher grundgedanken und unter bewuster misachtung der neueren germanistischen wissenschaft wird aus dem kunstgeschichtlichen material eine reiche ernte an heidnischen überlieferungen für die deutsche mythologie eingebracht. — das ganze umfangreiche, mit vielen abbildungen geschmückt im deutsch-völkischen verlag von Lehmann erschienene buch ist ein musterbeispiel für die tatsache, dass kenntnisse und arbeit vergeudet sind, wo ungezügelte phantasie, politische leidenschaft und einseitige einstellung auf ein im voraus festgelegtes ergebnis die forschung bestimmen. **F. Ranke.**

Die heldensagen der germanischen frühzeit von **Friedrich Wolters und Carl Petersen.** [Werke der schau und forschung aus dem kreise der Blätter für die kunst.]. Breslau

Ferd. Hirt 1921. 315 ss. 8⁰. — Eine künstlerische nacherzählung der germanischen heldengedichte, wie wir sie bisher nicht besafsen, ausgezeichnet durch die fülle des gebotenen, die bis auf die beiden Helgi Hjörvardsson und Haddingjaskati und bis auf Orendel tatsächlich alle zb. von Heusler bei Hoops behandelten stoffe umfasst; ausgezeichnet aber auch durch kraft und schönheit der sprache, die, vom glatten papierdeutsch wie vom lyrismus moderner 'kunstprosa' gleich weit entfernt, sich möglichst eng dem sprachlichen stil der jeweils zu grunde liegenden dichtungen anschmiegt. in diesem engen anschluss ligt freilich auch das bedenkliche des buches für mich: 'das zaumzerrende ross' und 'der zwistzeugende hort' — das ist stabreimpoesie, nicht aber prosa; für stilreine prosa aber sind wir gerade auf dem gebiet altgermanischer dichtung durch die sagakunst empfindlich geworden. — Mit der neueren forschung zeigen sich die verfasser in erfreulichem mafse vertraut; die einwände die ich vom philologischen her zu machen hätte, wiegen dem nicht für die wissenschaft geschriebenen buch gegenüber nicht schwer: bedenklich bleibt etwa, wenn Randwer 'vom speer durchbohrt' am windkalten wolfsbaum hängt und damit für die umstrittene 'speerung des gehenkten' ein neuer beleg geschaffen wird; bei der zusammenziehung des Dietrichstoffes hätte die gefangennahme der 8 mannen und damit das motiv von Dietrichs herrentreue doch wol nicht fortfallen dürfen uä. — Die einleitung zeichnet ein von hoher warte geschautes bild vom 'geist und leben der germanischen heldendichtung'; in dieser einleitung klingt der tiefe orgelton am stärksten, der uns verrät, dass das buch dem kreise der 'Blätter für die kunst' entstammt. **F. Ranke.**

Studien zum märchentypus von Amor und Psyche von **Ernst Tegethoff** [= Rheinische beiträge und hülfsbücher zur germ. philologie und volkskunde band IV]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1922. 133 ss. 8⁰. — 217 vorwiegend europäische varianten des märchens von Amor und Psyche, die im I. capitel des buches nach der praktischen citiermethode Antti Aarnes zusammengestellt sind, werden im cap. II zug für zug und formel für formel analysiert. nach dem aus der volksliedforschung übernommenen grundsatz, dass verworrene und abgerissene formen sich erst aus einer zusammenhängenden und einheitlichen urform entwickelt haben, scheidet cap. III unter den verschiedenen einleitungs- und schlussformeln einige als unorganische, innerlich unberechtigte weiterbildungen ab und stellt damit den ursprünglichen handlungsverlauf des märchens fest. cap. IV gibt eine kritische übersicht über die bisherige forschung: die mystisch-allegorischen (Reitzenstein), meteorologischen (EHMeyer, MMüller), totemistischen (Frazer), ethnographischen (ALang) erklärungsversuche werden abgelehnt; Laistner mit seiner zurückführung des märchens auf traumerlebnisse sah im wesentlichen

das richtige, nur dass seine einstellung auf den alptraum zu eng war. vf. geht lieber vom einfachen erotischen wunschtraum aus, der zb. in polnischen und serbischen fassungen noch offen zu tage ligt. hier wäre neuerdings noch etwa auf die von Frobenius (Atlantis I s. 107) mitgeteilte vorstellung der Kabylen von ehen mit den geisterhaften 'Trochannin' zu verweisen: 'wenn ein mann tagsüber eine frau sieht und grofses verlangen nach ihr hat, erscheint ihm seine Trochannith abends in der ersehnten gestalt'. — Nachdem so der ausgangspunct im erlebnis gewonnen ist, versucht cap. V die entwicklungsgeschichte des märchentypus von der gestörten mahrtenehe in ihren grundlinien nachzuzeichnen: die traumerzählung wird zur sage mit der aus dem erlebnis stammenden schlusskatastrophe; ein dichter fabuliert die suchfahrt ins seelenland und die widervereinigung der getrennten hinzu und schafft so aus der sage das märchen; auf dieses würken nachträglich vorstellungen aus der alptraumsphäre: verwundung des alpdämons (Yonec), raub und rückgewinnung des vehikels (Schwanfrau), namensnennung (Lohengrin), übertretung des sprechverbots (Lanval) treten für den scheuchenden lichtstrahl der urform ein. soweit folg ich dem vf. gern und ohne wesentliche bedenken; ob freilich das motiv der erlösungssehnsucht und der (misglückten oder gelungenen) erlösung richtig für christliche neuerung erklärt wird, erscheint mir recht zweifelhaft (vgl. Naumann Primitive gemeinschaftskultur s. 22f; Zs. f. deutschkunde 1922 s. 8f). — cap. VI erweckt durch seinen titel ('Der anteil der nationen') erwartungen, die schliefslich doch enttäuscht werden: die sehr summarische zuweisung der urfassung des märchens an die indogermanische urheimat, seiner einzelnen hauptzweige an die einzelnen völker bleibt zwar bei aller auch von T. betonten unsicherheit ein anerkennenswerter versuch, und die geringe rolle die Indien dabei spielt ist von interesse; wer aber einmal das material in so umfassender ausdehnung in sich aufgenommen hat, der sollte doch auch über die kleineren untergruppen und ihre verwantschaften unter einander, vor allem aber über die nationalen eigenarten der erzählenden völker noch etwas mehr zu sagen haben. — cap. VII bringt einige beobachtungen über die unterschiede zwischen der sage und dem märchen nach aufbau und stil. ein letztes cap. VIII behandelt kurz die litterarischen bearbeitungen des märchens von Apulejus bis in die neuzeit, sucht aber nur die jeweilig zugrunde liegende volkstümliche 'urform', nicht ihre wandlung in den verschiedenen dichterindividualitäten zu erfassen. bleibt so infolge der ausschliefslichen einstellung auf die ältesten entwicklungsstufen noch vieles und vielleicht gerade das principiell wertvollste ungetan, so ist Tegethoffs studie doch gewis ein dankens- und lesenswerter beitrag zur märchenforschung. F. Ranke.

Grundformen volkstümlicher erzählungskunst

in den Kinder- und Hausmärchen der brüder Grimm von **Walter A. Berendsohn.** Hamburg, W. Gente 1921 (auf dem umschlag 1922). 143 ss. 8⁰. — Diese Hamburger habilitationsschrift versucht durch 'folgerichtige anwendung stilkritischer betrachtungsweise' auf die Grimmschen märchen unser wissen vom wesen und von den formgesetzen der volkstümlichen erzählungsgattungen zu klären. die grundsätze nach denen diese stilkritik geschieht, sind ua. folgende: 'eine erzählung, in der die hauptfigur nicht in das zaubererfüllte seelenreich eindringt oder nicht entscheidende hilfe empfängt aus der jenseitswelt, ist kein echtes märchen, auch wenn sie einige seiner stilformen trägt' (s. 35); hauptmerkmale für den durchgang eines märchens durch die litteratur sind 'abgesehen von der zerstörung des märchengefüges: fehlen der jenseitsmotive an entscheidender stelle, unanschaulichkeit der jenseitsmotive, spiegelung der handlung im traum, eigennamen, verschiebung oder wechsel der hauptrolle' ua.; hauptmerkmale für litterarische grundlage eines märchens: 'fehlen der jenseitsmotive, ganz oder an entscheidender stelle, heilmittel der tiere, liebe durch bild, verstümmelung des helden oder der heldin, untreue der frau, mangel an heldentum, eigennamen, erweiterung um neue teile' ua. auf diese weise glaubt B. unter der grofsen zahl der bisher als 'märchen' i.a. unbeanstandet gebliebenen stücke der sammlung nur 32 'eigentliche märchen' feststellen zu können; die übrigen seien entweder 'litterarische liebesgeschichten' (und zwar litterarische erzählungen auf volkstümlicher oder volkserzählungen auf litterarischer grundlage) oder 'animistische zweizahlgeschichten' (zb. der singende Knochen, Machandelboom, aber auch Fundevogel, Wassernixe, Goldkinder), oder 'märchenschwänke' oder 'kindergeschichten'; und B. scheint von seiner methode und ihren ergebnissen eine sehr hohe meinung zu haben. wenigstens trägt er seine thesen mit einer apodiktischen sicherheit vor, als habe er nunmehr den weg entdeckt, auf dem sich die rätsel der märchenforschung werden lösen lassen. dabei handelt es sich ersichtlich zt. nur um eine neue terminologie, die nicht einmal von B. selbst immer streng durchgeführt wird (vgl. den auf s. 89 und 96 so scharf abgelehnten terminus 'schwankmärchen', der doch auf derselben s. 96 unbesehen wider auftaucht), und die mir teilweise recht unglücklich gewählt scheint (wie die ausdehnung des begriffes 'sage' und 'sagenhaft' auf alle begründenden und erklärenden züge im märchen); zt. handelt es sich um rein subjective eindrücke, die, an sich discutierbar, doch nirgends bis zu wissenschaftlicher verwertbarkeit durchgearbeitet werden. — die märchenforschung wird der B.schen arbeit vielleicht einige anregungen entnehmen; die 'stilkritische methode' aber bedarf zum mindesten noch gründlicher verfeinerung, ehe von ihr auf dem gebiet der märchenkunde erwähnenswerte ergebnisse zu erwarten sind. **F. Ranke.**

Nibelungenstudien von **Franz Rolf Schröder** [Rheinische Beiträge und hülfsbücher zur germanischen philologie und volkskunde band VI]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1921. 58 ss. 8⁰. — Die 'Nibelungenstudien' Schröders beginnen mit der einleuchtenden these, das vor allem bei den Russen gefundene märchen vom Brautwerber (mit rittermäfsiger freierprobe und bezwingung der spröden in der brautnacht durch den helfer) stelle nicht, wie Panzer wollte, eine vorform der Brünhildfabel, sondern eine erst unter einwürkung der deutschen heldendichtung vom hauptstamm abgespaltene russische sprossform des märchens vom Dankbaren toten dar. bedenklicher ist schon die nächste these: die Brünhildfabel selber ein heroisiertes märchen vom Dankbaren toten. die ähnlichkeiten zwischen dem märchen und der heldendichtung beschränken sich auf die formel: eine spröde jungfrau wird mit hilfe eines überkräftigen helfers vom unfähigen gatten erworben; alle einzelheiten, auch vorbedingungen und fortgang sind völlig verschieden. wer der menschlichen phantasie nicht zutraut, eine solche formel zweimal neu zu erfinden, mag annehmen, dass eine wanderfabel hier zum germanischen heldenlied, dort zum (orientalischen?) märchen geformt wurde. jedenfalls dient die weitere these: der übernatürliche helfer der Brünhildfabel sei ursprünglich nicht Sigfrid sondern Hagen (dh. 'das gespenst' = der tote) gewesen, nicht gerade dazu, den kühnen bau zu stützen. — Sigfrid hat für Schröder also in der Brünhildfabel ursprünglich nichts zu tun, er ist lediglich der drachentöter und horterwerber; in den burgundischen kreis trat er zuerst als held der als vorgeschichte für Kriemhild gedichteten 'erlösungssage'. damit wird wider einmal das Seifriedslied zur reinsten überlieferung von Sigfrid gestempelt. wir stutzen schon, wenn Sch. uns diese seine hohe meinung von dem jungen gedicht durch den hinweis auf das jüngere Hildebrandslied 'und vor allem das niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod' einleuchtender zu machen sucht, die uns 'aufs deutlichste zeigen, wie getreu das volk seine lieder und stoffe durch mehr denn ein volles jahrtausend gepflegt und bewahrt hat'; gerade aus dem jungen Ermenrichslied wird ein unbefangener beurteiler doch gewis eher das gegenteil ersehen: wie gründlich ein stoff durch die überlieferung entstellt werden kann; denn ohne die eddischen Hamdismal würden wir aus dem ndd. lied die alte fabel doch gewis nicht widergewinnen können. — Aber das sind nebendinge. wichtiger ist, was uns im weiteren zugemutet wird: Sigfrids ermordung 'ein kunstgriff oder besser notbehelf des dichters, der zuerst die widerstrebenden sagengebilde (dh. erlösungssage mit Sigfrid, Burgundenuntergang mit Attila als Kriemhilds gatten) unter ein joch spannte und kühnen streichs den knoten durchschlug' (s. 51); ermordet wurde Sigfrid ursprünglich aus gier nach dem drachenhort (der erlösungssage), erst später, nachdem

er in der werbungssage an Hagens stelle getreten war, erfuhr sein tod die tiefere seelische motivierung. damit erhalten wir also, ganz abgesehen von der dürren errechnung von Sigfrids tod nur um Kriemhilds späterem gatten platz zu machen: 1) ein lied von Kriemhilds erlösung und vermählung mit Sigfrid und von dessen ermordung, die ohne folgen bleibt[1]; 2) ein lied von Gunthers brautwerbung mit Hagens hilfe, das ohne folgen der stellvertretung mit Gunthers und Brünhilds hochzeit schloss: erst der spätere dichter, der Sigfrid an Hagens stelle schob, 'erkannte das problem, das sich hinter der stellvertretung barg' (s. 54). ich denke, es leuchtet ein, dass beide Schröderschen lieder mit ihrer unvollkommenen fabel innerhalb der germanischen heldendichtung undenkbar sind. **F. Ranke.**

Böhmerwälder hausindustrie und volkskunst von **Josef Blau.** I. teil: Wald- und holzarbeit. II. teil: Frauenhauswerk und volkskunst [= Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde XIV 1. und 2. hälfte]. Prag 1917 und 1918 (jetzt Sudetendeutscher verlag Franz Kraus, Reichenberg, Nordböhmen). XIV u. 422, I u. 352 ss. 8°. — Die zwei starken bände über die Böhmerwälder hausindustrie bieten uns eine volkskundliche leistung ersten ranges: der eifrige vorkämpfer des deutschtums in Böhmen, oberlehrer und conservator in Freihöls bei Neuern Josef Blau, kennt nicht nur seine landsleute, er beherscht seinen stoff auch wissenschaftlich nach seiner geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und allgemein volkskundlichen seite in bewundernswertem und vorbildlichem mafse. er zeichnet uns den deutschstämmigen Böhmerwaldbauern bei der arbeit, wie er mit urwüchsiger kraft und zähem fleifs dem holzreichen, sonst aber unergiebigen boden seiner heimat den oft kärglichen lebensunterhalt abringt. nach einer allgemeinen einleitung über geschichte und litteratur der Böhmerwälder hausindustrie und ihre wirtschaftliche und nationale bedeutung führt uns der vf. zunächst in den wald selber; wir besuchen — und unsere phantasie wird durch zahlreiche vortreffliche photographieen und zeichnungen unterstützt — den holzhauer, den flöfser, den köhler, den aschenbrenner und pottaschensieder, den pechler, teer- und wagenschmierbrenner, den sägemüller, den verfertiger von schuhleisten und schuhnägeln, von zündhölzchen und bürstenbrettchen, den bürstenbinder bei ihrer arbeit, und sehen zuletzt 'das meisterstück der heimischen holzbearbeitung', das hochgebirgshaus erstehen. weiter gehts zur erzeugung von wirtschafts- und hausgeräten, von rechen, senswarbe und heugabel, schaufel und trog, von fassbindergeschirr und wagnergerät, zum holzschuhmacher und zu den bastlern und holzschnitzern des Böhmerwalds, von

[1] dass Sigfrids tod in der Brünhildsage ohne folgen bleibt, ist etwas ganz anderes: da ist die ermordung selbst folge und widerherstellung des sittlichen gleichgewichts.



deren kunstfertigkeit eine reihe von abbildungen beredt zeugnis gibt. es folgen die bauernmöbel, deren bemalung der vf. für eine von Bayern ausgegangene kunst anspricht, die totenbretter mit ihren sprüchen; dann gehts zum drechsler, zum knöpfler und zum schindelmacher, zum spahnschachtel-, resonanzholz- und siebmacher, zum kürbenzäuner und weidenkorbflechter, zum besenbinder und endlich zum 'schwammkappenmann', der in vergangenen zeiten kappen aus zunderschwamm zu fertigen verstand. — Der II. teil führt uns in einem umfangreichen abschnitt von der leinsaat bis zur leinwand und damit in das elend der deutschböhmischen weber, das sich erschütternd vor uns auftut, aber auch in die spinnstube mit ihrem übermut. es folgen als weitere frauenheimarbeiten das spitzenklöppeln, das sticken, das knöpfelnähen und federnschleufsen. ein abschnitt 'Nahrungs- und genussmittel' erzählt von brot und 'kochet' (graupen und gries), von bier und branntwein, besonders ausführlich aber vom brisiltabak in seiner ernsten und heiteren bedeutung für das volksleben des Böhmerwalds. dann lernen wir die altböhmische goldwäscherei kennen, die graphitgewinnung, die perlenfischerei, den ameisler und die wurzelgräber, die heidelbeeren- und pilzsammler und den kümmelhändler. ein letzter abschnitt 'Volkskunst' führt uns die zt. recht beträchtlichen leistungen der bäurischen steinmetzen, schmiede, glasbläser, glasbildmaler, bilderbrenner, maler und wachszieher, endlich die ostereiermalereien und ostereierreime in beschreibung und bild vor. — Die trockene aufzählung gibt von dem reichen inhalt des buchs und seinem wert nur eine sehr dürftige vorstellung: für den volkskundler und volkswirtschaftler öffnet sich in ihm eine quelle reichster belehrung, aber auch der germanist im engeren sinn kann aus ihm für sein handwerkswörterbuch manches neue wort, vor allem aber zu schon bekannten worten viel neuen anschauungsinhalt holen; ein ca. 400 wörter umfassendes 'Verzeichnis der mundartlichen ausdrücke', das den II. band abschliefst, gibt ihm davon eine erste, bei weitem nicht erschöpfende kostprobe. **F. Ranke.**

Die architektur des graltempels im jüngeren Titurel von **Blanca Röthlisberger.** Bern, A. Francke 1917 [Sprache und Dichtung, hg. von H. Maync und S. Singer. heft 18]. 63 ss. 8°. — Die schilderung des graltempels im jüngeren Titurel nimmt eine einzigartige stellung ein. der nach deutscher weise geringe würklichkeitssinn unserer mittelalterlichen dichtung hat uns nirgends eine auch nur annähernd gleich ausführliche beschreibung irgend welcher architektur beschert. in wahrheit schildert ja auch der jüngere Titurel kein tatsächliches bauwerk. aber eben weil er ein nirgend verwürklichtes wunschbild zeichnet, sind seine ausführungen auch für den kunstgeschichtler von der höchsten bedeutung; lässt sich doch aus ihnen lernen, welche gedanken der zeit für ihre baukunst vorgeschwebt haben. die

dichtung in diesem sinne zu nützen, ist der philologe nicht zu entbehren, denn der text ist schwierig: in der überlieferung wie in der deutung. nach Boisserée, Droysen, Zarncke hat die verfasserin in der vorliegenden doctorschrift noch einmal seine auslegung unternommen.

Ihr verdienst ligt wesentlich darin, dass sie das bisher geleistete zusammenfasst, sichtet, und zu einer systematischen beschreibung des baues ordnet. indem sie dem früher behaupteten mit gesunder, verständiger kritik gegenübertritt, gelingt es ihr, eine anschaulichere vorstellung von dem bauwerk zu erwecken, hie und da auch in einer einzelheit eine richtigere auffassung als bisher vorgebracht zu begründen. ein irgendwie wesentlicher fortschritt über das hinaus, was Boisserée in baulicher, Zarncke in philologischer hinsicht beigebracht haben, ist nicht bewürkt und konnte nicht bewürkt werden, denn dazu reichten die aufgewendeten mittel in keiner weise aus. gewis wird es überhaupt nie gelingen, eine vollkommen deutliche vorstellung zu gewinnen von dem was dem dichter vorschwebte, oder seine kirche gar in grund- und aufriss verbindlich zu zeichnen. dazu ist seine beschreibung viel zu undeutlich und unvollständig, und man ist in ihrer ausdeutung schon an vielen puncten weiter gegangen als sie eigentlich gestattet. immerhin liefsen sich einige fortschritte doch noch erzielen, wenn zweierlei zu hilfe gezogen würde: einmal eine einsicht in die bauliche kunstsprache der zeit, die uns noch vollkommen fehlt, zum anderen die erhaltenen baudenkmäler des 13 und 14 jh.s und die nachrichten über so manches untergegangene. ich habe einiges dafür gesammelt und hoff es in absehbarer zeit zur prüfung vorzulegen.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Neu aufgefundene lateinische werke deutscher mystiker von **Martin Grabmann.** [Sitzungsberichte der Bayer. ak. d. wiss., philos.-philol. u. hist. klasse, jahrgang 1921, 3. abhandlung.] München, Franz in comm. 1922. 68 ss. 8°. — Die auffindung scholastischer schriften des Johannes vSterngassen und Nicolaus vStrafsburg bedeutet für die mit Eckharts Opus tripartitum zusammenhängenden probleme eine beträchtliche förderung. sie bestätigt Denifles mehr negativ orientierte these mit positivem material. Johannes vSterngassens sentenzencommentar im cod. 102 der Lilienfelder stiftsbibliothek (226 bll. gr. 4° 2 col., vor 1323 geschrieben) und im cod. Vat. lat. 1092 (s. XIV) entstammt der älteren Thomistenschule, mag er auch in der lehre vom realen unterschied zwischen wesenheit und existenz von Thomas abweichen. der cod. lat. 2165 der Wiener hofbibliothek, Johann Quidorts von Paris sentenzencommentar enthaltend, der durch seine zahlreichen auszüge aus 'Sterngacius' zur entdeckung des St.schen sentenzencommentars führte, bringt ferner eine im thomistischen sinn gelöste einzelquaestio jenes Sterngacius. wie

hier, so fehlen auch in den wenigen deutschen stücken die bekannt sind die neuplatonischen züge, die bei Ulrich vStrafsburg, Dietrich vFreiberg und Eckhart den ausschlag geben: Johannes lehrt in seinen lateinischen und deutschen schriften den wesensunterschied zwischen Gott und Seele; er ist nicht, wie Preger wollte und schon Strauch ablehnte, schüler, sondern wol unabhängiger altersgenosse Eckharts.

Umfangreiche fragmente einer Summa des Nicolaus de Argentina entdeckte Gr. in der Catena aurea des Heinrich von Herford, und von hier aus fand er die Summa selbst im cod. Vat. lat. 3091 (s. XIV) auf fol. 1r—296v. die berufung des, vom vf. als anhang beigegebenen, prooemium auf die dicta fratris Thome bestimmt auch für diese hs. als terminus ante quem die canonisation. in der Summa, soweit Gr. sie bisher prüfen konnte, zeigt sich Nicolaus, der im Eckhartprocess für seinen ordensgenossen würkte, als durchaus aristotelisch-thomistischen denker.

Die Medela anime languentis des Gerhard vSterngassen, als 'Liber qui dicitur pratum animarum compilatus a fratre Gerhardo dicto de Sterrengassen ordinis predicatorum' aus 2 Trierer teilhss. bekannt, hat Gr. vollständig im clm. 13 587 (s. XIV, 300 bll.) nachgewiesen und erstmalig untersucht. sie enthält eine ethik, wider ausgesprochen thomistisch, die für die theorie der mystik besonders durch ausführungen über das wesen der mystischen contemplatio wichtig ist.

Das zb. bei Tauler auffallende schwanken zwischen thomismus und neuplatonismus, der allmähliche sieg der von Böhmer bernhardinisch genannten richtung in der altd. mystik, die frage nach dem verhältnis von mystik und scholastik gewinnt durch Gr.s nachweise neues licht.

Göttingen. **Günther Müller.**

Bayerische hefte für volkskunde herausgegeben vom Bayer. Landesverein f. heimatschutz, verein für volkskunst und volkskunde. schriftleitung: dr Friedr. v. der Leyen und dr Friedrich Lüers. jahrg. VIII 1921. jahrg. IX 1922. München, C. A. Seyfried u. comp. in comm. 176 u. 144 ss. breit 8⁰. — Diese vortreffliche zeitschrift, durch deren begründung und zugleich wissenschaftliche wie volkstümliche ausgestaltung Friedrich v. d. Leyen seiner Münchener würksamkeit ein bleibendes denkmal gesetzt hat, bringt auch in den neusten bänden eine ganze reihe wertvoller abhandlungen und dazu allerlei lehrreiche miscellen und litteraturnotizen. an der spitze, nicht nur räumlich, steht die umfangreiche monographie von G. Schierghofer, 'Umrittsbrauch und rossegen' VIII 1—96: mit reichstem material, besonders für Altbayern, wird hier ein höchst interessantes stück altheidnischen cultwesens eindringend und in musterhafter disposition erforscht, der brauch in seinen

geschichtlichen entwicklungsformen vorgeführt, seine begleitumstände kritisch analysiert, schliefslich das ross als 'formbildner des brauches' behandelt, der repräsentative charakter dieses brauches und seine eigenschaft als weihehandlung gesichert. — der religiösen volkskunde neuerer zeit gilt der aufsatz von A. Becker, 'Die weiheknäblein des hl. Philipp von Zell (Pfalz)' VIII 145—152. — Weit über den bayerischen rahmen hinaus greift die den stoff erschöpfende arbeit von Fr. Ranke, 'Der Huckup' IX 1—33, die als psychophysische ursache des Huckuperlebnisses die angst feststellt. — 'Die ortsnamen des östl Oberösterreich' behandelt mit guter methode ein schüler Lessiaks E. Schwarz IX 34—108, während V. R. Vollmann [von dessen trefflicher 'Flurnamensammlung in Bayern' soeben eine zweite auflage erscheint] allerlei anregende 'Beiträge zur flurnamenforschung' liefert IX 109—117 und H. Schlappinger seine untersuchung über 'Ortsbewustsein und ortsbezeichnung im altbayerischen' IX 117—123 auf diesem engern gebiete gewis als grundlegend bezeichnen darf. gegen welch abscheuliches kauderwälsch (selbst aus der feder akademisch gebildeter!) man heute noch in der namenkunde ankämpfen muss, zeigt die 'abwehr' von Fr. Lüers IX 128 bis 131 (vgl. auch VIII 117). — Aus voller sachkenntnis stammt der artikel von H. Marzell, 'Der wegerich in der volkskunde' VIII 130—144; aus der zusammenarbeit des leiters der volkskundeabteilung Fr. Lüers und des auf eigener bahn schreitenden lehrers Fr. Zimmermann in Törwang ist der anziehende aufsatz über 'Mundart und deutschunterricht auf dem lande' VIII 97—129 entstanden; ein heiteres capitel bringt R. Kubitschek: 'Der Böhm im bayer. volksspott' VIII 152—159.

E. S.

Heimatbuch des bayerischen bezirksamtes Cham von **Johann Brunner**, studiendirector in Cham [Heimatstudien. sonderbeigaben zu den Bayerischen heften f. volkskunde hrsg. vom Bayer. landesverein f. heimatschutz]. München, verlag d. Landesvereins 1922. VI u. 289 ss. 8°. — Dies werk ist vom Verein f. bayerische volkskunde und mundartforschung in Würzburg mit einem preise gekrönt worden, und auch aufsenstehnde, kritisch gestimmte leser werden diese entscheidung freudig gutheifsen: es ist was reichtum des inhalts, sachkunde und wissenschaftliche grundlegung angeht, eine vortreffliche leistung, getragen und durchdrungen von warmer heimatsliebe und doch nirgends störend durch überschwang und phrase. in vier teilen werden Heimat-geschichte, Heimat-natur, Heimat-volk und Heimat-orte vorgeführt. das schwergewicht liegt natürlich auf dem 'Volk', das nicht nur räumlich (s. 105—280) am stärksten bedacht ist, sondern auch im inhalt die eigenste heimatart so gut wie die eigenste sammelarbeit des verfassers aufweist. ich hebe als besonders wertvoll hervor die abschnitte über das bauernhaus (s. 113

bis 133), über die mundart (s. 133—164, freilich keine grammatische beschreibung), über kirchweih, tanz und gesang (s. 182 bis 205), über die totenbretter (s. 239—260, mit 12 lichtbildern und 60 federzeichnungen). E. S.

Das land ob der Enns. eine altbaierische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen von dr **Konrad Schiffmann**. München u. Berlin, Oldenbourg 1922. 248 ss. 8°. 68 m. — Der verf. wehrt es zwar ausdrücklich ab, dass man in seinem buche eine nachahmung von WArnolds Ansiedelungen und wanderungen ... zumeist nach hessischen ortsnamen suche, gleichwol ist der einfluss und das vorbild dieses gewis bahnbrechenden, aber freilich auch verführerischen werkes bei ihm schritt für schritt zu spüren — in der vielseitigkeit dessen was angestrebt, wie in den mängeln dessen was geboten wird. um gleich eine äuſserlichkeit hervorzuheben: dass Arnold für sich und seine leser auf jede veranschaulichung durch das kartenbild verzichtete, war schon damals schwer verständlich — heute muss das fehlen jeder kartographischen beigabe bei einem werke das (trotz seinem bescheidenen titel) doch tatsächlich siedelungsgeschichte zu bieten versucht, als ein schwerer mangel gerügt werden. für den rechtshistoriker Arnold, der in sprachlichen dingen immer ein dilettant blieb, war die etymologie der ortsnamen eine durchgangsarbeit, bei der er sich zuweilen recht unbehaglich fühlte, Schiffmann, der von der deutschen philologie herkommt und dem es beim etymologisieren wohler ist als seinen kritischen lesern, wollte in erster linie die wissenschaftliche begründung der in einem populären büchlein gebotenen namenserklärungen liefern, und kam erst allmählich zu einer darstellung der wichtigsten siedlungsprobleme des landes und des Baiernstammes überhaupt. ob bei dieser letzten erweiterung des programms die beschränkung auf das land ob der Enns ratsam oder auch nur möglich war, wird man von vorn herein bezweifeln. und dieser zweifel verstärkt sich, je weiter man mit der lectüre des bandes kommt. wo immer die schwierige frage fränkischer oder alemannischer besiedelung angeschnitten wird, wie schon s. 135, wo in *Chlowæinsdorf, Chrugelndorf, Chlotendorf* des 12/13 jhs westfränkische formen (!) angesprochen werden, oder s. 138 f, wo Sch. mit einer unglücklichen einschränkung des bedeutungswertes von *wang* die bildungen mit diesem wort auf Alemannen zurückführt, kommt man über ein starkes unbehagen nicht hinweg. und wenn der name der Slawen mit der form *Wint-* fast ausschlieſslich in dem nach Schiffmanns eigener angabe gegen 50 mal bezeugten *Wimpassing* uä. (alt *Wintpôzinga, Wintpôz* usw.) begegnet, so muste doch schon das häufige vorkommen in Oberbaiern vor solcher deutung warnen: die deutsche ableitung lag hier wahrlich nahe genug und wird obendrein durch das gleichbedeutende *Windschlag* empfohlen, das als appellativum auch in

der heutigen forstsprache fortlebt. was Sch. s. 215f über *Wimpassing* phantasiert, leuchtet mir nicht mehr ein als was Riezler und Fastlinger früher vorgebracht haben. es ist eben heute wider an der tagesordnung, dass die einfachste erklärung eines ortsnamens angezweifelt und womöglich verworfen werden müsse.

Sch. meint, die vor mehr als 50 jahren ausgesprochene klage Förstemanns über die rückständigkeit der österreichischen lande in der ortsnamenkunde treffe aufser für Tirol auch noch heute zu — er hat dabei vollständig übersehen das ausgezeichnete Ortsnamenbuch der Steiermark im mittelalter von Jos. v. Zahn (Wien 1893). solche werke sind es vor allem die wir brauchen! auch aus dem buche Schiffmanns lässt sich gewis recht viel lernen, aber der verfasser hat es uns nicht leicht gemacht, indem er uns aufser der karte auch ein register vorenthält und im texte die urkundlichen belege, über die er doch reichlich verfügte, um der raumersparnis willen nicht mit der wünschenswerten bestimmtheit bietet. E. S.

Was die Danziger strafsennamen erzählen. Altdanziger leben im spiegel der strafsennamen von dr **Edward Carstenn.** mit 9 abbildungen. Danzig, Danziger verlagsgesellschaft m. b. h. 1922. 94 ss. 8°. — Was sich über die Danziger strafsennamen historisch ermitteln lässt, hat Walther Stephan in heft 7 der Quellen u. darstellungen zur geschichte Westpreufsens (1911) alphabetisch zusammengestellt, wobei man freilich gern öfter die urkundlichen belege wörtlich und buchstäblich vor sich sähe. auf dieser grundlage hat C. seine mit anmutigen bildern älterer und neuerer entstehung geschmückten plaudereien aufgebaut, in denen er die siedelungsumstände, die politischen schicksale und das wirtschaftliche wachstum der stadt, sowie das gewerbliche und gesellige leben und treiben ihrer bewohner den heutigen nachkommen vorführt, soweit es sich aus den strafsennamen ablesen lässt. dass diese namen oft die wunderlichsten entstellungen erleben, dass viele sich gegen jede sprachliche deutung sträuben und nur allenfalls einem mehr oder weniger plausibeln einfall sich erschliefsen, das sind wir bei derartigem wortmaterial nun einmal gewohnt. sonderbar ist die von Stephan übernommene deutung von *Drehergasse* als 'Trägergasse' — trotz *dreyergasse* 1415! der verf. selbst hat in einem anhang zwei namen ausführlich behandelt: den *Ketterhagen*, der (so oder als *Ketzerhagen*) in Elbing und Marienburg widerkehrt, will er mit den wollwebern resp. garnspinnern in verbindung bringen, und *Rosengarten*, *Rosenstrafse* geben ihm anlass die bekannte flüssige grenze gegen *Roszgarten* abermals zu beleuchten, wobei freilich seine sprachlichen vorstellungen und ihr ausdruck etwas bedenklich erscheinen. E. S.

Das bürgerliche mittelalter von **Walther Classen** [Das werden des deutschen volkes 6. heft]. Hamburg, Hansea-

tische verlagsanstalt 1922. 111 ss. 8⁰. — Eine in gutem sinne populäre, lebendig und mit innerer anteilnahme geschriebene darstellung der geschichte und cultur Deutschlands vom interregnum bis zur reformation, von einem nicht gelehrten aber wolgebildeten verfasser, der nicht eben viel, aber doch die wichtigsten quellen und die besten neueren specialwerke gelesen hat und dessen phantasie vielfach angeregt ist durch historische romane, epen und dramen. am wenigsten scheint er mit den neuern forschungen zur kunst- und bildungsgeschichte des ausgehnden mittelalters vertraut, eine merkbare lücke bezeichnet die ungenügende verwertung der arbeiten Burdachs. E. S.

Der Altmärker. eine reihe sprüchwörter plattdeutsch auf altmärkische manier ausgelegt nebst einigen plattdeutschen gedichten von **Fritz Schwerin** 1859. 3., vom Allerverein herausgegebene auflage. Neuhaldensleben, verlag d. Allervereins 1922. X u. 224 ss. 8⁰. — Dies anspruchslose und liebenswürdige büchlein, im gleichen jahre mit Danneils Wörterbuch (1859) zuerst erschienen, ist zwar nicht der einzige, aber gewis der reichhaltigste und sprachlich wertvollste litterarische vertreter der altmärkisch-plattdeutschen mundart. der verfasser, der 1870 als cantor in Altenhausen (kr. Neuhaldensleben) gestorben ist, hatte den dialect seiner heimat Rohrberg bei Salzwedel zu grunde gelegt, eine 1896 erschienene neuauflage aber war zu gunsten von Gardelegen davon abgewichen, — mit vollem recht ist der neue herausgeber dr Otto Held zum ursprünglichen text zurückgekehrt. sprachlich wie litterarisch wird man den prosaischen teil, die prächtige auslegung altmärkischer sprichwörter, unbedingt über den poetischen stellen; dieser selbst bietet wol das ansprechendste im anhang: 'Vöggel-Sproak un Snack'. hinter dem ganzen aber steht eine kerntüchtige persönlichkeit, die auch als solche die widererweckung verdient; männer wie dieser wackere dorfschullehrer haben ihren landsleuten auch heute noch etwas zu sagen. E. S.

Die Chronik Heinrichs Taube von Selbach mit den von ihm verfassten biographieen Eichstätter bischöfe herausgegeben von **Harry Bresslau** [= Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Germanicarum, nova series tomus I: Chronica Henrici Surdi de Selbach]. Berlin, Weidmann 1922. LXXVII u. 167 ss. 8⁰. grundzahl 6 m. — Seit GWaitz im j. 1875 die leitung der Monumenta Germaniae übernahm, hat die sammlung der 'Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex MGh. separatim editi', die bis dahin nur textabdrücke ohne wissenschaftlichen eigenwert umfasste, eine starke verschiebung ihres charakters und eine beständig wachsende wissenschaftliche bedeutung erfahren; neben die revision und völlige neugestaltung alter editionen traten zuletzt neuausgaben von werken für die sich in den alten reihen nicht der rechte platz fand. jetzt ist

der letzte schritt geschehen: neben die alte folioserie der Scriptores, die mit dem 30 bande demnächst abgeschlossen sein wird, und die quartserie, die nach altem programm bis zum j. 1313 weitergeführt werden soll, tritt auch äufserlich gleichberechtigt die neue octavreihe in freier, loser folge: neubearbeitungen und neue texte umfassend. und an ihrer spitze begrüfsen wir mit herzlicher freude den greisen geschichtschreiber der Monumenta Germaniae und vielbewährten herausgeber, der hier durch editionskunst, commentar und sachkritik ein vorbild geschaffen hat, das sich die nachfolger immer vor augen halten mögen.

Die chronik Heinrich Taubes oder: 'Heinrichs des Tauben' (Bresslau schreibt 'Heinrichs Taube' — aber er spricht doch gewis nicht von den gedichten Friedrichs Schiller?!), deren letzte ausgabe die Fontes rerum Germanicarum vol. IV (1868) als 'Annales Heinrici monachi in Rebdorf' aus FBöhmers nachlass brachten, ist durch Al. Schultes dissertation (1879) für die bischofsstadt Eichstätt gesichert und ihr verfasser als ein Eichstätter cleriker erwiesen. Br. hat seine stellung und tätigkeit genauer ausgemacht und darüber hinaus die herkunft Heinrichs aus dem Siegerland und seine zugehörigkeit zu der ganerbschaft von Selbach ermittelt: den familiennamen 'Taube' ('Dove'), 'Surdus' brachten er und sein bruder Volkmar bereits nach Eichstätt mit. die chronik zerfällt deutlich in zwei teile, von denen der erste bis 1343, der zweite bis 1363 reicht; dass beide vom gleichen verfasser herrühren, der obendrein auch die anhangsweise abgedruckten sechs Eichstätter bischofsviten verfasste, hat Br. gegen Schulte erwiesen. die hss. der classe A wurden aus dem originalms. des verfassers abgeleitet, noch eh die in B enthaltene fortsetzung existierte. nach ausgangspunct und anlage stellt sich das werk dar als fortsetzung der dem chronisten vorliegenden und von ihm copierten 'Flores temporum'. die bildung und die interessen des Eichstätter capellans und kanzleibeamten haben manche ähnlichkeit mit dem Würzburger protonotar Michael vom Löwenhofe; nähere beziehungen, die Schulte annahm, lehnt Bresslau ab.

Die litterarische leistung steht nicht eben hoch, die darstellung ist ohne schmuck und ziemlich reizlos, nur spärlich durch anekdoten belebt, die dann wol gar so unmotiviert auftreten, wie 60, 10ff die geschichte von Stephan von Gumpenberg und Heinrich Swinkreist (di. 'Saugestöhn') gen. Ungeheuer. bemerkenswert ist die starke durchsetzung der zeitgeschichte, besonders der päpstlichen, mit sagenhaften zügen. 'der wert der chronik beruht wesentlich auf ihrem stoffreichtum', und dieser ist im verhältnis zum umfang recht beträchtlich. aber freilich fehlt es dem verf. vielfach an ausreichenden quellen, und so erfordern seine angaben, insbesondere auch im puncte der chronologie, eine genaue controlle, die Bresslau in den anmerkungen schritt für

schritt übt: mit einer unvergleichlichen beherschung der tatsachen, der quellen, der litteratur. man wird beklommen wenn man daran denkt, dass dies reiche wissen den Monumenta nicht für alle zeit zur verfügung stehn wird.

Die edition selbst bot gewisse schwierigkeiten, welche die ausgabe Böhmers unterdrückt hatte; Bresslau ist ihrer auch technisch herr geworden. E. S.

Morant und Galie nach der Cölner handschrift herausgegeben von **Erich Kalisch** [Rheinische Beiträge und Hilfsbücher bd 2]. Bonn u. Leipzig, K. Schröder 1921. XIX u. 167 ss. 30 m. — Wir haben es mit einem 'handschriftenabdruck nebst apparat' zu tun, der 'zu studien- und übungszwecken und zugleich als vorarbeit zu einer kritischen ausgabe dienen' soll. in der hauptsache also mit der diplomatischen widergabe (ohne interpunction und ohne auszeichnung der eigennamen) der papierhs. des 15 jh.s aus dem Cölner stadtarchiv (C), die aber nicht erst, wie s. VI gesagt wird, bei der katalogisierung der deutschen hss. durch die Deutsche Kommission der Preufs. Akademie bekannt geworden ist, von der wir vielmehr seit reichlich 40 jahren wusten, wo uns Al. Reifferscheid widerholt eine ausgabe versprach; auch was s. VIII über die schicksale der Blankenheimer bibliothek, der dieser codex entstammt, gesagt wird, bedarf der berichtigung.

Vor C kannten wir bereits die von Keller in seinem Karlmeinet zum abdruck gebrachte etwa gleichaltrige Darmstädter hs. A (Morant und Galie bei K. s. 326—450) und die von Lachmann publicierten, aber falsch geordneten alten Meusebachschen fragmente M. das hss.-verhältnis wird s. XIII ff festgestellt: AC gehn auf einen codex der zu anfang des 14 jh.s entstandenen grofsen compilation zurück, das selbständige gedicht ist also nach wie vor nur durch die bruchstücke Meusebachs vertreten. die wenigen und unbedeutenden fehler welche M mit AC resp. einer der beiden hss. gemeinsam hat, können recht wol aus dem archetypus stammen, dessen trennung von dem 'original' kaum notwendig scheint; denn die vorstellung, als ob ein 'original' absolut fehlerfrei sein müsse, sollte man doch endlich aufgeben.

Für die zuverlässigkeit der widergabe von C scheint jede mögliche gewähr geboten; aber auch Kellers abdruck von A erweist sich als recht gewissenhaft. die vollständig aufgeführten lesarten dieser hs. ergeben, dass der textkritische gewinn durch C nur mäfsig ist; lücken von C sind aus A im text in klammern ergänzt, so namentlich die in C fehlende partie gegen den schluss (4983—5506). die vorläufigen, recht knappen bemerkungen zum laut- und formenstand der hss. (s. XVI—XVIII) sollen in heft 10 der sammlung durch eine ausführliche darstellung ersetzt werden.

E. S.

Untersuchungen zu Gundacker von Judenburg von dr **Kurt Stübiger** [Germanische Studien heft 15]. Berlin, Ebering 1922. XV u. 169 ss. 8°. — Man hat in dieser ungemein fleifsigen und gewissenhaften, aber freilich (für unsere zeit!) erschreckend breitspurigen arbeit alles zusammen was sich über das auch litterarisch nicht eben interessante werk des — trotz Schönbach, Nagl und Zeidler — herzlich unbedeutenden steirischen dichters und dessen person ermitteln und vermuten lässt. erschöpfend ist die reimgrammatik (s. 4—58) und die reimtechnik (s. 58—77) dargestellt. ein einfall Schönbachs, der für die drei teile abfassung zu verschiedener zeit annehmen wollte, wird s. 77 f abgewiesen, aber ernster genommen als er es verdient. über stoff und quellen wird (s. 79—124) mit ausschüttung aller aufgesammelten notizen gehandelt, ohne dass eine würkliche klärung erzielt ist. ohne brauchbares ergebnis bleibt auch die erörterung litterarischer beziehungen (s. 124—133); kenntnis des 'Anegenge' ist abzulehnen, solche der 'Urstende' durch die beigebrachten anklänge nicht erwiesen. über die person des dichters bleibt es bei unsichern vermutungen (s. 133—140). aus dem anhang heb ich den vorschlag zum 'Vespasian' des Wilden mannes hervor (s. 143 f), in v. 2 für *vor : ovir* zu lesen. damit entfiele die einschaltung von *dûsunt* (WGrimm) und die daran geknüpfte unwahrscheinliche vermutung. — den schluss bildet ein reimregister (s. 148—169). E. S.

Steinmar im Strafsburger münster. ein beitrag zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert, m. e. tafel in lichtdruck, von **Franz Schultz** [Schriften d. Strafsburger wissenschaftl. gesellschaft in Heidelberg. n. f. heft 6]. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. 15 ss. gr. 8°. — Von dem dombaumeister Knauth geführt lernte FSchultz 1914 in der wandarcatur des nördl. seitenschiffes, unterhalb des gesimses des 4. spitzbogenfensters, die sculptur einer zwickelfüllung kennen, die auch früher nicht unbekannt gewesen war, deren beischrift aber man als STEINMETZ oder auch STEIMER gelesen hatte, während Sch. zum ersten male das richtige STEIMAR feststellte. hatte man in der figur bisher einfach die darstellung eines trinkenden steinmetzen gesehen (Sch. nennt das 'eine haltlose vermutung, die nicht mehr als ein notbehelf war'!), so erschien sie ihm sofort als der herbst- und zechliederdichter herr Steinmar: an diesem verführerischen einfall hat Sch. durch acht jahre festgehalten, er hat ihn mit reger phantasie ausgebaut und von dem harmlosen genrebildchen schliefslich gar noch eine litterarhistorische brücke zu dem zecher des Weinschwelg geschlagen. ich kann diese sprünge nicht mitmachen und halte den einfall für eine momentan verständliche selbsttäuschung, die ruhiger nachprüfung nicht standhält. das einfachste und natürlichste ist eine selbstdarstellung des steinmetzen, wie er in einer arbeits-

pause das trinkgefäfs hebt, das sich trefflich zur raumfüllung eignet. die von sachkundiger seite gegebene datierung 'vor 1270' schliefst ja wol den dichter nicht gerade aus, aber das vorkommen des namens 'Steinmar' in Strafsburg (14 jh.) hat sicher mit dem aargauischen ritterlichen geschlecht der Steinmar von Klingnau nichts zu tun, während es sich mit einer ortsangesessenen persönlichkeit des keineswegs seltenen namens wol vereinen lässt. obwol auf dem lichtdruck (und gewis auch am original) nicht alle details klar erkennbar sind, will es mir absolut nicht in den sinn, dass der bequem hingelagerte, ausruhende mann in der tracht eines wanderers oder kunsthandwerkers, mit nackten beinen und füfsen, ein zechender ritter aus der nächsten umgebung des kaiserlichen hofes sein soll. auffällig für den 'arbeiter' wäre allerdings die vierblättrige blume an der rechten seite der kopfbedeckung (die sich rein zufällig auf dem helm einer figur des spätern ölbergs widerfindet, Meyer-Altona, Die sculpturen des Strafsburger münsters nr 34). dagegen besteht keinerlei bedenken, das steinmetzzeichen mit dem namen in directe verbindung zu bringen: sind solche marken einmal geheimzeichen gewesen, so haben sie diesen charakter sehr früh verloren, wie ihre massenhafte verwendung im wappen seit dem 14 jh. deutlich beweist. auch an selbstporträts von steinmetzen mit dem zeichen fehlt es durchaus nicht, vgl. zb. Otto II[5] 482. man darf sich heute (nach Pipers Burgenkunde!) für das steinmetzzeichen nicht mehr auf die wunderliche monographie von Rziha stützen. **E. S.**

Middle english humorous tales in verse edited by **George H. McKnight.** Boston u. London, Heath & co. o. j. [The Belles-Lettres Series sect. II] LXXV u. 156 ss. kl. 8°. — Das hübsche, sauber gedruckte bändchen bringt das fablel 'Dame Sirith', den tierschwank 'Fuchs und Wolf' und die spielmannsromanze 'Sir Cleges', von denen die ersten beiden dem 13, das letzte stück wol erst dem anfang des 15 jh.s angehört. voran geht eine ausführliche einleitung, welche die stoffgeschichte mit erschöpfender heranziehung der litteratur erörtert. den texten folgen anmerkungen, bibliographie und ein glossar, auf das sichtbare sorgfalt verwandt ist. die schwache seite bildet die textbehandlung: für die kritik ist nichts geschehen, und die 'notes' bezeugen in diesem puncte die absolute naivetät des herausgebers.

'Dame Sirith' ist nur in dem von EStengel (1871) vortrefflich beschriebenen cod. ms. Digby 86 der Bodleiana überliefert, wo es von dem anglonormannischen schreiber die überschrift *Ci comence le fablel et la cointise de dame siriz* erhalten hat. die form *Siriz* begegnet auch im text mehrfach neben dem im reim erhaltenen (268) oder doch gesicherten (161) *Siriþ*, das auch einmal im vers vorkommt (297) und natürlich die einzig mögliche englische form ist, nach der man das gedicht doch endlich benennen sollte. es handelt sich natürlich um den nordischen

frauennamen *Sig(f)rídr*, und es ist unbegreiflich, dass der hrsg. dieser längst erkannten etymologie noch die ableitung von ae. *Sigehred* ('analogous with the oe. *Sigebryht'*!) zur seite stellen kann (n. zu 154). wir besitzen nunmehr 5 textabdrücke (neuerdings noch von EWolff in s. Münchener habilitationsschrift 1911 und von Brandl-Zippel Mittelengl. sprach- u. literaturproben s. 118 bis 123), aber nur allein Mätzner und ihm folgend Zippel haben schüchterne versuche gemacht, die sünden des schreibers anzutasten, keiner hat an die zweifellos vielfach zerrüttete metrik gerührt. — Ähnlich steht es mit dem in der gleichen hs. überlieferten gedichte 'Of the Vox and of the Wolf', wo unser herausgeber nicht einmal den durchsichtigen schreibfehler v. 148 *volf* st. *vox* beseitigt. v. 120 hat er wol den namen der wölfin *Cristine* verkannt, wenn er im glossar s. 104 ansetzt: '*Cristine* adj. [!] Christian, anglo-fr. Cristien'. — 'Sir Cleges' ligt in zwei hss. vor, einer Oxforder und einer Edinburger, die im paralleldruck von Treichel Engl. stud. 22 bequem zugänglich sind. sie weichen so stark von einander ab, dass die herstellung eines kritischen textes unmöglich erscheint. McKnight aber druckt die Oxforder hs. ab, ohne jeden versuch auch nur die schlimmsten fehler zu beseitigen, wie gleich v. 3 *Yn tyme of 'vter and pendragoun', Kyng artour fader of grete renoun* st. *Uterpendragoun*, oder die rührenden reime wie 52f *thynges* (E *rynges*) : *thynges*. dass beide hss. (durch mündliche vermittlung?) auf eine bereits entstellte vorlage zurückgehn, beweist zb. v. 101 *Off herpers, 'notys'* (E. *luttys*) *and gytherners*, wo ein nomen actoris einzusetzen ist: *roters* oder *luters*. **E. S.**

Romanische Texte zum gebrauch für vorlesungen und übungen hrsg. von **Erhard Lommatzsch** und **Max Leopold Wagner**. h. 4—6. Berlin, Weidmann 1920—1922. die neuen hefte dieser praktischen sammlung, deren erscheinen wir nach dem stocken der Bibliotheca Romanica doppelt freudig begrüſsen dürfen, bringen h. 4: Cantar de Mio Cid (120 ss. — 8 m. u. zuschlag), h. 5 Giovanni Boccaccio Vita di Dante (IV u. 76 ss. — 5 m. u. zuschlag), h. 6 Le Lai de Guingamor. Le Lai de Tydorel (IX u. 84 ss. — grundzahl 1,50 m.). die hefte 5. 6 hat wider prof. Lommatzsch besorgt: beiden ist eine reichhaltige bibliographische notiz vorangestellt, die jedesfalls vielen erwünscht, wenngleich für die anfänger und, wie ich denken sollte, für den gebrauch im seminar eher entbehrlich wäre, als ein paar angaben über die überlieferung. — Dem Danteleben Boccaccios ist im anhang der um ein menschenalter ältere abschnitt über den dichter aus der chronik des Giovanni Villani beigegeben; in heft 6 füllt ein, wie ich mich überzeugt habe, sehr sorgfältiges und für form und bedeutung gleich zuverlässiges glossar die hälfte des raumes und macht die beiden reizvollen märchenlais (von denen Guingamor wahrscheinlich

der Marie de France zuzuweisen ist), besonders geeignet auch zum selbstunterricht für germanisten, welche keine zeit finden oder gefunden haben für romanistische vorlesungen; diesem heft glaub ich eine besonders freundliche aufnahme prophezeien zu dürfen. — Einiges kopfschütteln dagegen erregt das 6. heft, das einzige welches bisher dr Wagner beigesteuert hat: es liefert einfach den von dem spanischen herausgeber gestatteten nachdruck der kritischen ausgabe des 'Cantar de Mio Cid' (früher 'Poema del Cid' genannt) von Ramon Menendez Pidal (1911), oder vielmehr der kleinen textausgabe desselben gelehrten (1913) — ohne ein wort über überlieferung und bibliographie; nicht einmal Vollmöllers abdruck des hsl. textes (1879), den wol jeder docent den studenten (die über die grofse dreibändige ausgabe nicht verfügen) in die hand geben muss, wird erwähnt. natürlich fehlt auch der vielumstrittene schreiberzusatz am schluss der einzigen Madrider hs., auf dessen lehrreiche erörterung doch gewis nicht verzichtet werden kann, und ebensowenig erfährt der leser etwas über die herkunft des ergänzten eingangs. es handelt sich also um eine reine setzerarbeit, bei der der 'herausgeber' nur eben correctordienst geleistet hat. das geht soweit, dass zb. das einer rein graphischen unart entsprungene scheinbare *ff* da stehn bleibt wo M. P. es belassen hat (*ffallaron* 83., *ffagamas* 3862), und da fehlt wo er es streicht *Fañez* 30). ich gesteh dass ich das ganze heft weniger als eine huldigung an die spanische wie als eine beschämung für die deutsche wissenschaft empfinde. E. S.

Aus dem alten und neuen Burgtheater von **Jacob Minor.** mit einem begleitwort von Hugo Thimig [Amaltheabücherei 16 u. 17 bd]. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-verlag (1920). VII u. 258 ss. 8⁰. — Es sind jetzt 44 jahre her dass uns Jacob Minor in Berlin im anschluss an ein von ihm geleitetes lesekränzchen widerholt proben seiner virtuosen mimik und seines erstaunlichen gedächtnisses gab, indem er stücke wie den Hamlet-monolog des III actes, die erzählung des Raoul aus der Jungfrau von Orleans I 9 uaa. nach einander in der vortragsweise von 4 oder 5 schauspielern recitierte; und in dem dankbaren gedenken an diese stunden bring ich hier die mit 15 bildern geschmückte sammlung zur anzeige, in welcher St. Hock 14 schauspieler-charakteristiken und zwei weitere aufsätze seines lehrers über schauspielkunst vereinigt, in zwei fällen auch erst aus mehreren vorlagen in eins redigiert hat. denn im übrigen wär ich, der ich das alte Burgtheater nicht gekannt und im neuen nur einer einzigen vorstellung beigewohnt habe, der ich von den 13 Wiener schauspielern, von dem einen Kainz abgesehen, nur 5 von auswärtigen gastvorstellungen her in mehr oder weniger eindrucksvoller erinnerung habe, ein schlechtberufener recensent.

Die schwierigkeiten welche sich der charakteristik eines

schauspielers, ja selbst der beschreibung einer einzelleistung in den weg stellen, hat M. in dem letzten aufsatz 'Zur geschichte der schauspielkunst' (240—255) lehrreich und drastisch aufgewiesen. von ihm selbst wird man sagen dürfen, dass er sie mehr als irgend einer seiner vorgänger seit den tagen Lichtenbergs überwunden hat. denn wie er, den es seit jungen jahren zur bühne hinzog und der, so oft und so lange er in Wien lebte, einen grofsen teil seiner abende dem theater und besonders dem Burgtheater gewidmet hat, mit der technik der kunst innig vertraut war und würklich tiefe einblicke in die werkstätte des schauspielers getan hat, so besafs er auch in hohem grade die fähigkeit, 'das kunstwerk im gedächtnis oder in der phantasie des lesers wider nachzuerschaffen', und 'die seltene gabe künstlerische eindrücke in worten festzuhalten und mittels der sprache zu reproducieren' (162). es ist geradezu erstaunlich, wie überaus selten (und niemals störend) er sich im ausdruck widerholt, so oft sich auch anlass bietet, von der betrachtung der persönlichkeit und der schauspielerischen auffassung und darbietung auf allgemeinere fragen: dichter und darsteller, classisches und modernes drama, 'stil' und realismus überzugreifen.

Die charakteristiken umspannen zwei menschenalter Wiener theatergeschichte: von dem 1850 in den verband des Burgtheaters eingetretenen Josef Wagner bis zu dem 1911 gestorbenen Josef Kainz; sie sind zum teil zur ehrung der lebenden, zum teil als nekrologe geschrieben, immer verständnisvoll und warmherzig, aber zum panegyricus nur eben in der glänzenden schilderung von Rossis Othello (224 ff) gesteigert. den breitesten raum beanspruchen Charlotte Wolter (19—47) und Josef Sonnenthal (48—80), und sie dürfen am ehesten als gerundete monographieen gelten (obwol gerade der letztere artikel compiliert werden muste); aber fast ebenso reich ist der aus einer polemischen kritik des büchleins von Guglia erwachsene artikel über Friedrich Mitterwurzer (162—180), und zu einer ganzen reihe sich neu aufdrängender fragen nimmt der aufsatz über 'Ibsen und die moderne schauspielkunst' (181—192) stellung.

Es ist bei dem litterarhistoriker selbstverständlich, dass neben und, wo es nottut, vor dem schauspieler auch der dichter überall zu seinem rechte kommt, und man möchte fast bedauern, dass der band nicht nach dieser seite hin durch ein register noch besser erschlossen wird: denn was hier über Othello, Hamlet und Macbeth, über Faust (und Mephistopheles), über Don Karlos (und Philipp) und Wallenstein zu finden ist, darf sich keiner der unsrigen entgehn lassen, so eindringlich es auch zunächst an die adresse der schauspieler gerichtet sein mag. **E. S.**

Bettina von Arnims Sämtliche werke VII band herausgegeben mit benutzung ungedruckten materials von **Waldemar Oehlke.** Berlin, Propyläen-verlag 1922. 563 ss. 8⁰. —

In diesem mit bildlichen beigaben noch reicher als seine vorgänger geschmückten bande gelangt eine ausgabe zum abschluss die durch ihre anmutige ausstattung die freude der bücherliebhaber sein und bleiben wird. die erwartung freilich, welche der titelhinweis auf das ungedruckte material erweckt hatte, wird auch jetzt nur in recht bescheidenem maſse erfüllt: es bleibt im wesentlichen bei dem Varnhagenschen nachlass und der bilderspende einer enkelin, der frau von Heyking; speciell die familie von Arnim auf Wiepersdorf scheint sich dem herausgeber gegenüber, obwol das verschwiegen wird, durchaus spröde verhalten zu haben.

Den hauptinhalt des bandes bilden die 'Gespräche mit Dämonen' 1852, Bettinas letztes, geistreich confuses werk, das ursprünglich den titel 'Die Wolkenkammer' führen sollte. warum dies buch, von dem nach Varnhagens angabe im october 1856 'noch nicht ein einziges exemplar' verkauft war, 'heute, da das weltbild völlig verändert ist', eine 'um so höhere bedeutung' gewonnen haben soll, hätte uns der herausgeber doch wol erläutern müssen. dass einer jener verleger die in unsern tagen der geistesverwirrung alles versuchen, auch davon einen neudruck riskierte, beweist gar nichts — wir möchten erfahren, wieviele leser dieser gefunden hat! — Es schlieſsen sich vier gedichte an, von denen drei zwangsläufig dem Wunderhorn folgen: zwei erscheinen hier aus dem nachlass Varnhagens zum ersten male; ein viertes, aus dem besitz Jos. Joachims, 'scheint' nach des herausgebers vager äuſserung 'auf die politischen kämpfe der dreiſsiger und vierziger jahre hinzudeuten' — in würklichkeit setzt es offensichtlich die Berliner revolution vom märz 1848 voraus. — Dann die drei märchen, die Steig zuerst in Westermanns Monatsheften (1912) und demnächst im II bande des Arnimwerkes (1913) s. 138 ff gedruckt hat. — Den schluss bildet eine auswahl von briefen: an Claudine von Piautaz, Karoline von Günderode, Arnim, den fürsten Pückler, könig Friedrich Wilhelm IV, die wir sämtlich aus ältern publicationen des herausgebers, RSteigs, LGeigers und der Ludmilla Assing kannten; dazu noch der im facsimile gegebene, im Register und Inhaltsverzeichnis nicht berücksichtigte brief an AvHumboldt in angelegenheit der berufung der brüder Grimm. die schmerzlichste lücke die wir hier empfinden ist inzwischen von anderer seite ausgefüllt: ich meine die originalbriefe an Goethe, die aus dem nachlass RSteigs, leider in wenig befriedigender weise, herausgegeben wurden (s. GGA. 1922, s. 230 ff). **E. S.**

Gottfried Kellers Werke. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe mit einer einleitung über des dichters leben und werke von **Harry Maync.** Berlin, Propyläen-verlag o. j. [seit 1921]. 8⁰. I bd: Gedichte. Therese. 623 ss. — II bd: Der grüne Heinrich. ursprüngliche fassung. 886 ss. — III bd:

Der grüne Heinrich. 849 ss. — IV bd: Die Leute von Seldwyla. 591 ss. — Unter den zahlreichen ausgaben der werke GKellers, die wir seit dem ablauf der schutzfrist erhalten haben, beansprucht die von Jonas Fränkel (bei Schroll in Wien) begonnene allein den wert einer kritischen, da nur diesem herausgeber der handschriftliche nachlass des dichters zur verfügung steht; 'kritisch durchgesehen' sind auch die Reclamsche, der Carl Enders ein lebensbild und eine charakteristik Kellers, beide von glücklicher rundung, beigegeben hat (auch separat erschienen: Reclams Dichter-biographien 22. bd), sowie die des Bongschen verlags, an der mehrere herausgeber mit reichlichen vorberichten und sonstigen beigaben beteiligt sind. in der äufsern erscheinung tritt die vorliegende ausgabe: durch grofses format, leidliches papier, klaren druck und soliden einband vorteilhaft auf, sie ist recht eigentlich was man heute eine 'bibliotheksausgabe' nennt. dem ganzen hat Harry Maync eine biographisch-litterarische einleitung vorangestellt, die das günstige vorurteil das wir dem bewährten dichterbiographen entgegenbringen vollauf bestätigt; im übrigen hält sich der herausgeber einstweilen zurück. seine kritische tätigkeit hat darin bestanden, dass er mit der ausgabe letzter hand die erstdrucke (hoffentlich bei den Legenden und den Leuten von Seldwyla auch die zweite ausgabe?) verglichen und so den text 'von manchem versehen des dichters und zahllosen [!] druckfehlern gesäubert' hat. diese selbstverständliche mindestleistung sollte ein philologischer herausgeber übrigens nicht als 'mühselig' bezeichnen, zumal wenn ihr ergebnis würklich so reich gewesen ist. ich selbst hatte zwar in meinem exemplar der Gesammelten Gedichte (1884) einzelne mehr oder weniger ärgerliche druckfehler notiert, die bei Mayne nicht widerkehren, aber davon abgesehen hab ich den text der Kellerschen werke für im ganzen recht sauber und zuverlässig gehalten, und diesen eindruck hat mir die neue ausgabe vorläufig nicht verändert. in der 'Therese' zb., wo ich es am ehsten für möglich hielt, hab ich bei M. auch nicht eine einzige besserung auffinden können. nun, im letzten (VI) bande werden wir ja 'berichte über die textverhältnisse sowie die erläuternden bemerkungen zu allen werken' erhalten; bis dahin mag ein urteil über das verfahren des herausgebers und seine früchte hinausgeschoben werden. vorläufig hab ich durchweg den eindruck eines erfreulich reinen druckes.

Die ausgabe der 'Gedichte' bringt hinter der vom dichter selbst getroffenen auswahl ('Gesammelte Gedichte' 1883) eine 'nachlese' aus den 'Gedichten' von 1846 und den 'Neuern Gedichten' von 1851 u. 1854, dazu das 'Lied an das deutsche volk' und das Züricher jubiläumsgedicht von 1858. zur textbehandlung muss ich aber schon hier eine bemerkung machen, die eben gerade die gedichte betrifft. Keller macht von der

eigentlichen apokope (vor consonant und im reime) einen reichlichen, nicht immer glücklichen, aber doch im ganzen wenig störenden gebrauch; die synkope und die elision sind ihm erlaubte und vielhundertfältig angewandte mittel, und wie Goethe und so viele andere pflegt er sie ungleichmäfsig durch den apostroph zu markieren. der herausgeber hat also bei Keller das recht, den apostroph anzubringen wo sein fehlen im druckbild stört, und er hat die pflicht synkope und elision da einzuführen wo durch ein versehen des setzers oder auch des autors (was in diesem falle ganz gleichgültig ist) die kürzung unterblieben und so ein unschöner hiat resp. eine vom dichter sicherlich nicht gewollte überladung der senkung entstanden ist. dieser editorenpflicht ist Maync, soviel ich sehe, nirgends nachgekommen. ich greife etwa, ganz beliebig, das gedicht 'Ufenau' (s. 219 f) heraus, wo in der ersten strophe *röm'schen Reich* (st. *römischen*), in der letzten *lust'ge Silberflut* (st. *lustige*) zu drucken war. **E. S.**

MISCELLEN.

STRAVA (zu Zs. 59, 240 ff). *strava* bei Jordanes, das noch heute im west- und ostslavischen lebendig ist, kann als slavisches wort nicht aus dem germanischen stammen. germ. **strāva* müste slavisch als *strŏva* auftreten, und von einem urgerm. **străva* kann man natürlich erst recht nicht ausgehn. denn urgerm. *ă* erscheint schon in den germanischen lehnwörtern der Finnen und Lappen, die in sehr viel ältere zeit zurückreichen als die entlehnungen der Slaven aus dem germanischen, nirgends mehr, wenigstens gilt das unbestritten für wurzelsilben. für endsilben wird urgerm. *ă* zwar neuerdings für die älteste lehnwörterschicht der finnischen und lappischen entlehnungen von einigen forschern vorausgesetzt, aber auch da m.e. mit unrecht. germ. **strŏva* aber hätte im slavischen nur *strūva* oder *stryva* werden können. scheut man sich also, *strava* bei Jordanes für slavisch zu halten, so bliebe nur eine s k y t h i s c h - i r a n i s c h e sprache als quelle übrig, und aus dieser hätten es dann auch die Slaven entlehnt. über die starken beziehungen zwischen Skythen und Hunnen brauch ich nichts zu sagen, aber das wort selbst ist mir im iranischen unbekannt.

Übrigens ist an finn.-ugrische herkunft von *strava* schon deshalb nicht zu denken, weil die Hunnen mit den Ugrofinnen nichts zu tun haben. sie sind sicher türkischer herkunft. aber auch die Türksprachen kennen keine anlautende doppelconsonanz. es wird die leser dieser zeitschrift interessieren, dass man neuerdings in *Attila* ein ungermanisches wort sehen möchte. so hält Mikkola Journal de la soc. finn.-ougr. 30, 33, 24 *atly* für die ursprüngliche, hunnisch-türkische form des namens und setzt sie dschagataischem *atliγ* 'berühmt' gleich.

Marburg i H. **H. Jacobsohn.**

SPÄTAHD. *SITWALD.* Dies wort gibt im Wiener Notker Ps. 28 zweimal den namen Lybanon wider, beide male im genetiv: Piper III 80, 31 *des sîtuualdes*; 79, 23 *des siduualdes.* letztere form hat ein unetymologisches *-d* für *-t*, was in diesem denkmal nach langem selbstlaut noch einige mal vorkommt (*nesid scamec* 99, 3; *sid ir* 238, 24; *liud* 69, 18. 122, 6. 144, 12 usw.); *sîtwald* ist die gut ahd. form. die SGaller hs. der psalmen hat in beiden fällen den lat. genetiv *lybani,* vom glossator das zweite mal mit *uualdis* erläutert (Piper II 91, 27). die Wiener hs. müste ihr wort an entscheidender stelle im Ps. 71 wider bringen, aber bekanntlich fehlt in ihr das ganze mittlere drittel der psalmen. Notker selbst strebt in Ps. 71, veranlasst durch Augustin, nach einer umschreibung des begriffes Lybanon. dieser ist der ausgezeichnete, gröste berg, und Notkers glossator schreibt im geiste seines meisters richtig (*über*) *hômberg* bezw. *hômberch* Piper II 286, 3. 4.

Dazu ist nun *sîtwald* eine gegenprägung = 'wald mit den tiefen hängen; tiefer, weiter wald'. es steckt darin ein ahd. eigenschaftswort *sît* 'geräumig, weit', im ags., nord. usw. wolbekannt. besonders sei erinnert an die ags. zusammensetzungen *síd-land, síd-weg, síd-folc.* im ahd. war bisher nur das umstandswort *sîto* aus den frühalemannischen glossaren Rd und Ib bekannt (Gll. I 283, 27), wo lat. *laxe* (= Exod. 39, 19 *ne laxa fluerent*) durch *uuito sito* erläutert wird. ein weiterer beleg, und sogar für unser compositum, steckt in den späten Salomonischen glossen (IV 145, 31): *Heremum,* darüber *sitiwald.* (der junge fugenvocal erklärt sich nach Gröger s. 32 f.) Steinmeyer hat daran geistreiche, aber irrige vermutungen geknüpft, die sich mit einem früheren gedanken Heinzels WSB. 80, 691 berühren. in würklichkeit steht *Heremum* (mit der üblichen unsicherheit des *h*) für lat. *eremum,* zu griech. ἔρημος 'wüste, unbewohnte gegend': die alten übersetzer geben dies im christlichen schrifttum häufige wort sehr bezeichnend wider durch *wald,* zb. Gll. I 280, 61 *Heremum uuald* — auch Otfrieds *uuúastuueldi* ist etwa das gleiche — und *sîtwald* ist dessen verstärkung, wahrscheinlich veranlasst durch die ausdrucksvolle stelle Deuter. 1, 19 *per eremum terribilem et maximam.* as. *sin-uueldi* steht selbständig neben ahd. *sît-wald,* man darf nicht eines der worte für eine verschreibung des andern erklären.

Auf Notker selbst geht keines der beispiele für *sîtwald* zurück. aber als wortbildung sind sie aus demselben guss und geist, wie wenn in seinen psalmen bezw. bei deren glossator die 'ceder' mit *hôhpoum,* 'in Syon' durch *in hôhuuarto* widergegeben wird.

Freiburg i. B. **Ernst Ochs.**

GESTRICKTE KLEIDER? MHeyne Deutsche Hausaltertümer III 250 ff hat in seiner meisterlich sichern art auch

über die technik des strickens und ihre 'jüngere' verwendung im dienste der bekleidung gehandelt: 'selbst ganze kleider', heifst es s. 252, 'männliche wie weibliche, allerdings keine prunkgewänder', seien so hergestellt worden, und dazu wird dann als einziger beleg gegeben Kudr. 107, 2 f *jâ wâren niht ze guot ir kleider diu si truogen, diu strikte ir selber hant*; ebenso führt er die stelle in seinem Wörterbuch III 876 an. es ist in der tat die allgemeine auffassung der herausgeber, mögen sie nun das *strickte* der hs. als *stricte* resp. *strikte* widergeben (Vollmer, Sievers) oder richtiger als *strihte* (Bartsch, Martin, Sijmons, Piper). ausgeschlossen sind natürlich 'gestrickte' kleider, tricotgewänder im modernen sinne; auch die *strîchhosen* Limb. chron. 35, 23 (la *strickhosen*) sind keine 'gestrickten', sondern 'eng anliegende strümpfe'. aber ich gebe die deutung 'zusammengebastelt' als möglich zu: für kleidungsstücke welche sich die prinzessinnen selbst notdürftig herstellten. doch bietet sich auch eine andere erklärung: *ir kleider diu si truogen diu strîchte ir selber hant dâ si der junge Hagene in ir ellende vant.* *strîchen*, das sowol stark als schwach flectiert, bezeichnet das inordnungbringen der kleider, insbesondere in erwartung eines besuchs oder bei überraschung durch einen solchen: *Gegen den unkunden strichen si ir lip* heifst es von den mägden der Brunhild (Nibl. 395, 1 B); *si begunden ir lîp zieren, strîchen und zimieren, und kleiden mit gewande* bei der brautschau in Ottes Eraclius 1823 ff (mit dem bekannten ὕστερον πρότερον); *ir sult iuch ze fröuden strîchen* Neidh. 13, 21 (u. ähnl. mehrfach); und besonders charakteristisch Ulr. v. L. Frauenb. 619, 28 *man giht, si strîch sich ûf die man.* so haben sich die jungfrauen beim eintreten des jungen Hagen 'gestrichen', und zwar mit 'ir selber hant': bei vornehmen damen wie diesen königstöchtern hätten das eigentlich die zofen besorgen müssen. die stelle gehört in den zusammenhang jener leicht ironischen wendungen wie 81, 2. 3 *daz wir unser schenken selten haben gesehen noch unser truhsæzen*; 104, 4 *si muosten selbe bi der glüete brâten*; auch 99, 4 *sin kuchen diu rouch selten.* E. S.

AVA UND BETTINA. Scherer in seiner charakteristik des Lebens Jesu, das er ja der frau Ava absprechen wollte, hebt QF. VII 70 (vgl. Gesch. d. d. litt. s. 82 f) als den höhepunct des werkes — oder wie er sagt: 'des dritten gedichtes' — die schilderung der kreuzigung hervor, und aus ihr wider die vier apostrophen an Maria Magdalena, die jungfrau Maria, Joseph von Arimathia und Nicodemus, in denen er 'den gipfel seines fühlens und könnens' erblickt. ich stimme ihm durchaus zu, aber es ist mir von jeher unfassbar gewesen, dass er hier das specifisch weibliche in empfindung und ausdruck verkennen konnte: so oft ich die dichtung im colleg behandelt habe, hab ich die von Scherer aao. herausgehobene partie Diem. 262, 22 bis 263, 12 = Piper 1693—1722 vorgelesen und gewis immer

lie einhellige zustimmung meiner hörer gefunden, dass, wenn rgendwo in der altdeutschen litteratur, so hier eine frau spreche. ch will nur die eine anrede an Joseph von Arimathia (Pip. 1711—1716) hersetzen:

Owî Jôsêp der guote,
dô du mînen hêrren ab dem crûce huobe:
hête ich dô gelebet,
ich hête dir vaste zuo gechlebet
ze der pirilde hêre
mînes vil lieben hêrren!

An diese stelle muste ich unwillkürlich denken, als ich vor kurzem in dem aus RSteigs nachlass herausgegebenen briefwechsel Bettinas mit Goethe s. 61 z. 15 v.u. die worte las: *hätt ich damals gelebt, ich hätt ihn nicht verlassen.* diesen gefühlsausbruch entlockt der briefschreiberin (am 27. april 1808) der anblick eines dichterporträts 'mit dem breiten vollen lorbeer', zweifellos das des Tasso (s. GGA. 1922, s. 234), das einen tief schwermütigen ausdruck zeigt: *man mögt mit ihm gewesen seyn, um alle Pein mit ihm zu dulten, um alles ihm zu vergüten, durch tausendfache Liebe* heifst es vorher. E. S.

EIN BEITRAG ZUR THEATERGESCHICHTE DES 17. JAHRHUNDERTS. *Die ersten berufsschauspieler welche auf deutschem boden spielten waren Engländer; bald aber bildeten sich gesellschaften aus Deutschen, welche den 'englischen comödianten' concurrenz machten. eine der ersten dieser schauspielertruppen war die des Hans Schilling aus Freiberg in Sachsen. die frühste urkundliche nachricht über diesen mann stammt aus dem jahre* 1626*; er erbat vom kurfürsten Johann Georg I ein patent, im ganzen lande seine komödien aufführen und wilde tiere zeigen zu dürfen. später wird er ausdrücklich als 'kurfürstlicher Springer' bezeichnet.* 1644 *und* 1646 *zeigte er seine kunst in Dresden;* 1651 *treffen wir ihn mit seiner truppe in Prag, wo er um spielerlaubnis ansuchte und eine liste der tragödien und komödien einreichte, welche er aufzuführen gedachte. Schilling gab in dem ansuchen um spielerlaubnis seine absicht nach Wien zu gehn, kund und führte diese absicht auch aus. die letzte kunde über sein würken gibt uns ein privileg welches kaiser Ferdinand III ihm und seiner truppe verlieh. dieses ligt in einer abschrift im Haus-, hof- und staatsarchiv in Wien vor und ist undatiert, muss aber zwischen* 1651 *und* 1657 *verliehen worden sein. es räumt den komödianten äufserst weitgehnde begünstigungen ein und dürfte das erste kaiserliche privilegium an eine deutsche schauspielergesellschaft sein. es lautet:*

Wir Ferdinandt der Dritte etz. Bekhennen offentlich mit diesem Brief und thuen kund allermänniglich; demnach unß fürweiser diß Hannß Schilling, Hannß Heinrich Schilling, Hannß Christoph Längsfeld, und Hannß Paul Schilling, Chur Sächsische befreyte Comoedianten, unterthänigst fürgebracht und zuerkhennen

geben; was maßen Sie nunmehr ein ziembliche Zeit an unterschiedtlicher hoher Potentaten Höfen und Städten allerley lustige Comoedien Tragoedien und Pastoralen exhibirt, unterthänigst bittend, weiln Sie solch ihre lange Jahr geübte profesſion ferners so wohl im Röm: Reichs alß Unsern Erbkönigreichen und Landen zuexercieren und zugebrauchen entschloßen wären, Wir ihnen zu desto beßer: und fruchtbahrer Fortsezung solches ihres Vorhabens unser kayserl Privilegium mitzutheilen allergdst geruhten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenomen und betrachtet solch ihr unterthänigst gehorsambste Bitt, besonderlich aber erwogen, daß, so offt sie alhier in Unserer Stadt Wien Comoedien agirt, sich darin also bezeigt und verhalten, daß einige Klag wieder Sie nicht vorkomen, So haben wir mit wohlbedachten Muth, gueten Rath, und rechten Wißen Ihnen diese kayserl: Gnad gethan und Freyheit gegeben, daß Sie nun hinfortan so wohl im heyl. Röm: Reich alß auch Unsern Erbkönigreichen, Fürstenthumben und Landen mehrberührt Ihre Profesſion offentlich treiben mögen, unverhindert männiglichs. Und gebieten darmit allen und jeden Churfürsten, Fürsten, Geist- und weltlichen Praelaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Land Marschalln Landshauptleuthen, Landvoigten, Hauptleuthen, Vizdomben Voigten, Pflegern, Verwesern, Ambtleuthen, Landrichtern, Schultheißen, Burgermeistern, Richtern, Räthen, Burgern, Gemeinden und sonst allen andern Unsern und des Reichs auch Unserer Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Stand oder Wesen die seind ernstlich und vestiglich mit diesem Brief, und wollen daß Sie obgemelte Chur Sächßische Comoedianten in dem heyl. Röm: Reich und Unsern Erbkönigreich; Fürstenthumb und Landen mehr berührt ihre Profesſion in agirung allerhand Comoedien, Tragoedien und Pastoralen nicht irren, verhindern oder betrüben, sondern Sie auch sambt ihren Leuthen, Pferden, Wagen und allen zugehörigen und nothdürfftigen sachen nicht allein aller orthen zu Waßer und Land, wie obgemelt, frey, sicher und unverhindert durchkommen, pasſiren und repasſiren, sondern Sie auch bey dieser Unserer Ihnen ertheilten Gnad und Freyheit ruhiglich verbleiben, und derselben aller orthen Ihrer Gelegenheit nach frey ungeirret gebrauchen und genießen laßen, darwieder nicht beschwehren, noch das jemand andern zu thuen gestatten, in keine weiß noch weeg. Das mainen Wir ernstlich. mit Urkhund diß Briefs, besiegelt mit unsern kayserl. anhangenden Insiegel der geben ist in unserer Stadt Wien den

Wo die truppe Schillings nach empfang des privilegs gespielt hat, wissen wir nicht; nur von Hans Heinrich Schilling hören wir, dass er 1685 (nach auflösung der truppe?) als inspector und garderobier am Dresdner opernhause mit 300 fl. gehalt angestellt wurde.

Später als die truppe Schillings durchzog jene **Jakob Kuhl-**

manns das reich. Kuhlmann war einer der tätigsten principale von wandertruppen aus der 2 hälfte des 17 jahrhunderts. er taucht zuerst in Dresden 1665 auf, und wir können ihn dann von ort zu ort verfolgen: 1666 Leipzig, Erfurt, Bautzen, Frankfurt a. M., Straſsburg, Prag; 1668 Dresden; 1669 und 1670 Wien, Leipzig; 1675 Prag, Leipzig; 1676 Leipzig; 1677 Leipzig, Hamburg, Lübeck; 1685 Süddeutschland. im j. 1673 suchte Kuhlmann um ein kaiserliches privilegium an:

Allerdurchleuchtigster Großmächtigster vnd vnüberwindlichster Römischer Kayser auch zu Hungarn vnnd Böheimb König etz. etz. Allergnädigster Kayser vnd Herr. Es ist weltkündig, waßgestalt Ew: Kayſ: May: dero angebohrnen miltigkeit nach, all diejenigen welche sich eineß Ehrbaren aufrichtigen wandels befleißen, mit sonderlichen Kays: Gnaden zu=begnadigen pflegen. Wan dan Allergnädigster Kayser vnd Herr, Ich von villen Jahren her, so wohl in Heil: Rom: Reich alß dero Erbkönigreichen, Fürstenthumb vnd Landen mit meiner vnterhabenen Compagnia Comoedianten meiner profeſſion nach, in repraesentirung so wohl geist: alß weltlicher schönen Comoedien, mich /: ohne ruhm zu melden :/ also verhalten: wie ich auch zum öfftern die hohe kays: Gnad gehabt vor Ew: Kays: May: selbsten zu Agiren, worab dieselbe iederzeit ein allergnädigstes gefallen getragen, daher auf ein Kays: gnade zu zaigen vertröstet worden. Alß gelanget an Ew: Kays: May: Mein allervnterthänigstes gehorsambstes Bietten, Sie geruhen mich, auß dero Kays Reichs Hoff Cantzley /: gleichandern Comoedianten zu begnädigen welches von dero österreichischen Hoff Cantzley auch beschehen :/ Mitt dero Kays: privilegio (: daß ich so wohl in heyl: Römi Reich alß deroselben Erbkönigreichen vnd wo die Kays: Hoffstadt sein wirdt, meine profeſsion ohnbeeinträchtiget treiben möge :) zu gewühriger allergnädster resolution mich aller vnterthänigste Empfehlend Ewer Kays: May: Aller vnterthänigster Gehorsambster Jacob Kuhlman Director der hochteüschen Compagni Comoediant.

Obwol nun der vermerk, der sich auf dem gesuche findet 'expediatur, pro ut opponit 13. martjj 1673' *auf verleihung des privilegs hindeutet, nennt sich Kuhlmann erst im jahre* 1695 'Kaiserl. privilegierter Direktor der hochteutschen Compagnie, Comödiant'. *von ihm vermittelt eine* 1697 *ausgestellte spielerlaubnis die letzte nachricht.*

Frz. Hadamowsky.

PERSONALNOTIZEN.

Am 8 oct. 1921 ist 91 jährig HENNING FREDRIK FEILBERG gestorben, der liebevolle erforscher des volkstums und ausgezeichnete lexikograph seiner jütischen heimat.

Im juli 1921 verschied zu Zürich der anglist prof. THEODOR VETTER im 70 lebensjahre; am 5 sept. 1922 zu Bremen 59 jahre alt der director der Stadtbibliothek prof. HENRICH SEEDORF, wolbewährt als langjähriger mitarbeiter des Deutschen Wörterbuchs; am 31 oct. 1922 71 jährig in Königsberg ADALBERT BEZZENBERGER, der, nachdem ihm der osten zur heimat geworden war, seine erfolgreiche gelehrte arbeit fast ausschliefslich den baltischen studien und der vor- und frühgeschichte Ostpreufsens gewidmet hat.

In Leipzig wurde der ao. professor dr FRIEDRICH NEUMANN zum ordinarius befördert.

Als ord. professor der neuern litteraturgeschichte ward der privatdocent dr ERNST BERTRAM von Bonn nach Köln berufen.

Auf den lehrstuhl der englischen philologie zu Basel wurde prof. dr FRIEDRICH BRIE von Freiburg i. Br. berufen; das Königsberger anglistische ordinariat wurde dem privatdocenten dr GUSTAV HÜBENER von Marburg verliehen.

Prof. GUSTAV HERBIG folgte einem rufe von Breslau nach München; sein Breslauer ordinariat für vergleichende idg. sprachwissenschaft erhielt prof. ALOYS WALDE von Königsberg.

Habilitiert haben sich: in Giefsen dr CARL KARSTIEN für deutsche philologie und vergleichende sprachwissenschaft; in Wien dr HERBERT CYSARZ für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Frankfurt a. M. dr KARL VIËTOR für deutsche philologie und dr MARTIN SOMMERFELD für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Göttingen dr GÜNTHER MÜLLER und dr LUDWIG WOLFF für deutsche philologie; in Helsingfors dr EMIL ÖHMANN für deutsche sprache und litteratur.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (einstweilen notgedrungen ohne preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 juni bis 30 november 1922 sind eingelaufen:

J. Andree, Bergbau in der vorzeit. I Bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn, salz in Europa. [Vorzeit hrsg. v. H. Hahne bd 2.] Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. u. 13 tafeln. gr. 8°.

Heliand und Genesis, herausgegeben von **Otto Behaghel.** 3 aufl. [der Heliandausgabe 4. aufl.]. Halle, Niemeyer 1922. XXX u 289 ss. 8°.

Clair H. Bell, The sister's son in the medieval german epic. a study in the survival of matriliny. Berkeley, Un. of California press 1922. 182 ss. 8⁰.

E. Bethe, Mythus, sage und märchen. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 132 ss. kl. 8⁰.

E. Bonjour, Reinmar von Zweter als politischer dichter [Sprache u. dichtung h. 24]. Bern, P. Haupt 1922. 59 ss. 8⁰.

B. Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. II bd. Hussitentum u. adelsherrschaft bis 1620. Reichenberg, P. Sollor nachf. (1922). 261 ss. 8⁰.

E. Brodführer, Untersuchungen zur vorlutherischen bibelübersetzung. eine syntaktische studie [Hermaea XIV]. Halle a. S., Niemeyer 1922. 304 ss. 8⁰.

E. Cohn, Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17 jahrhunderts [Germanische studien h. 13]. Berlin, Ebering 1921. 237 ss. 8⁰.

G. O. Curme, A grammar of the german language. revised and enlarged. New-York, the Macmillan company 1922. 623 ss. 8⁰.

V. Dahlerup uaa., Ordbog over det danske sprog. IV bd. København, Gyldendal 1922.

M. Enzinger, Das deutsche schicksalsdrama. eine akademische antrittsvorlesung. Innsbruck, verlagsanstalt Tyrolia [1922]. 48 ss. 8⁰.

S. Feist, Etym. wörterbuch d. gotischen sprache. 3 lfrg. Halle a. S., Niemeyer 1922. 8⁰. s. 193—288.

G. T. Flom, The language of the Konungs-skuggja: p. I The noun stems and the adjectives [Univ. of Illinois Studies in language and literature vol. VII nr 3]. Urbana 1921.

Th. Frings u. **J. Kuhnt.** König Rother [Rhein. beiträge u. hilfsbücher bd 3]. Bonn, K. Schröder 1922. 48 u. 226 ss. 8⁰.

E. Frischbier, Germanische fibeln unt. berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes [Mannus-bibliothek nr 28]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8⁰.

H. Günter, Buddha in der abendländischen legende? Leipzig, Haessel 1922. 306 ss. 8⁰.

Halldór Hermannsson, Islandica vol. XIV: Icelandic books of the seventeenth century. Cornell univ. library 1922. 121 ss. 8⁰.

H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. VIII u. 261 ss. 8⁰.

Elizab. Fr. Johnson, Weckherlins Eclogues of the seasons. diss. Johns Hopkins. Tübingen 1922. 67 ss. 8⁰.

T. E. Karsten, Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen. Helsingfors 1922. 130 ss. 8⁰.

F. Klaeber, Beowulf and the Fight of Finnsburg edited with introduction, bibliography, notes, glossary and appendices. New-York, Heath & co. [1922]. CLXII u. 412 ss. 8⁰.

W. Kosch, Geschichte d. dtschen literatur im spiegel d. nationalen entwickelung von 1813—1918. 1. lief. Arndt u. Schenkendorf. Die alte deutsche burschenschaft. München, Parvus & co. 1922. 44 ss. u. 4 taf. gr. 8⁰.

O. R. Kuehne, A study of the Thaïs legend with special reference to Hrotsvithas 'Paphnutius'. thesis of the university of Pennsylvania. Philadelphia 1922.

H. Levin, Die Heidelberger Romantik. München, Parvus & co. [1922]. 152 ss. 8⁰.

K. Liestol, Norske ættesogor. med bilete og 1 kart. Kristiania, Olaf Norlis forlag 1922. 182 ss. 8⁰.

E. Littmann, Friesische erzählungen aus Alt-Wangerooge. Oldenburg, Littmann 1922. 32 ss. 8⁰.

O. Manthey-Zorn, Germany in travail [The Amherst books]. Boston, Marshall Jones company 1922. 139 ss. 8°.

F. Maurer, Beiträge z. sprache Oswalds v. Wolkenstein [Giefsener Beiträge z. dtschen philologie III]. Giefsen, vMünchow 1922. 76 ss. gr. 8°.

G. Müller, Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. 95 ss. 8°.

H. Naumann, Grundzüge der deutschen volkskunde [Wissenschaft u. bildung 181]. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 158 ss. 8°.

Neophilologus jaarg. VIII h. 4; jaarg. IX h. 1. Groningen, Wolters 1922.

Snorris Königsbuch (Heimskringla) übertragen von **Felix Niedner** bd I [Thule II reihe, 14 bd]. Jena, Diederichs 1922. 328 ss.

R. Palgen, Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival. Breslau, Trewendt u. Granier in comm. 1922. 60 ss. 8°.

W. Pessler, Niedersächsische volkskunde. m. 52 abbildungen. 4. aufl. Hannover, Th. Schulze 1922. 124 ss. u. 6 tafeln. 8°.

L. Polak, Untersuchungen über die sage vom Burgundenuntergang [sa. aus Zs. 54. 55. 60]. acad. proefschrift. Groningen 1922. 124 ss. 8°.

E. Richter, Lautbildungskunde. einführung in die phonetik. Leipzig. Teubner 1922. 114 ss. 8°.

M. Rychner, G. G. Gervinus. ein kapitel über literaturgeschichte. Bern, verlag Seldwyla 1922. 136 ss. kl. 8°.

A. Schreiber, Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach [Deutsche Forschungen hrsg. v. F. Panzer und J. Petersen h. 7]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. IX u. 233 ss. 8°.

R. Schröder, Lehrbuch der deutschen rechtsgeschichte. 6. verb. aufl fortgeführt von **Eb. frh. v. Künfsberg.** m. e. abbildung im text, fünf tafeln u. einem bildnis. 2 teile. Leipzig, Veit & co. 1919. 1922. X u. 1124 ss. 8°.

F. Seiler, Die entwicklung d. dtschen kultur im spiegel d. dtschen lehnworts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8°. bd I 3. gänzl. umgearb. u. stark verm. aufl. 1913: XXXII u. 268 ss.; bd II 3. verm. u. verbess. aufl. 1921: X u. 314 ss.; bd III 1910: XVI u. 430 ss.; bd IV 1912: XVI u. 465 ss.; bd V 1921: VIII u. 305 ss.

E. Steinmeyer u. E. Sievers, Die althochdeutschen glossen. V bd: Ergänzungen u. untersuchungen bearb. v. E. vSteinmeyer. Berlin. Weidmann 1922. XII u. 524 ss. gr. 8°.

Cl. Stockmeyer, Soziale probleme im drama des Sturmes und Dranges [Deutsche forschungen h. 5]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 244 ss. 8°.

B. A. Uhlendorf, Charles Sealsfield, ethnic elements and national problems in his works. Chicago, sa. aus den Deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern, 1922. 242 ss. 8°.

K. Wutke, Der minnesänger herzog Heinrich von Pressela in der bisherigen beurteilung [sa. aus d. Zeitschr. f. gesch. Schlesiens]. Breslau 1922. 32 ss. 8°.

E. Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750 bis 1815 [Deutsche forschungen h. 8]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 214 ss. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: BvArnims Sämtl. werke hrsg. von **Oehlke** bd VII (s. 91), Bayerische hefte (s. 74), **Brunner** (s. 75), **Carstenn** (s. 77), **Grabmann** (s. 73), **Kalisch** (s. 80), **Schultz** (s. 81), **Schwerin** (s. 78), **Tegethoff** (s. 67).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 3. 4. juli 1923

Die urbevölkerung Europas und die herkunft der Germanen von **Friedrich Braun.** [Japhetitische studien zur sprache und kultur Eurasiens, hrsg. von F. Braun und N. Marr h. I]. Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1922. 91 ss. 8°.

Die frage nach den nichtindogermanischen bestandteilen verschiedener europäischer völker und sprachen tritt mit recht mehr und mehr in den vordergrund. sie besteht grundsätzlich auch für die Germanen. nur die stärke, art, zeit der fremden einschläge bedarf noch näherer bestimmung. — in vorliegender schrift sucht der bekannte kaukasist F. Braun mit sprachwissenschaftlichen mitteln den beweis zu führen, dass in den Germanen ein vorindogermanisches urvolk stecke, das zum kreis der kaukasischen oder japhetitischen völker gehöre, und auf dessen sprache nicht nur eine grofse zahl von wörtern, sondern auch die germanischen lautverschiebungen zurückgehn.

B., der die ansicht vertritt, dass wir es bei allen alten südeuropäischen sprachen, also aufser dem etruskischen auch dem ligurischen und baskisch-hiberischen mit japhetitischen sprachen zu tun haben, hält es von vornherein für wahrscheinlich, dass auch der Norden ursprünglich von gliedern der gleichen völkerfamilie besiedelt war. 'wie sollte', meint er, 'auf dem immerhin begrenzten raume Europas in postdiluvialer zeit, als das Schwarze meer, mit dem Kaspischen verbunden, noch jahrtausende hindurch bis hoch hinauf in den mittleren Ural reichte, eine vielheit von völkerfamilien entstanden sein können, selbst wenn wir eine polygenese annähmen, von der sich jetzt auch die anthropologen loszusagen scheinen?' so glaubt er denn vor einem problem zu stehn, das für ganz Europa geschlossen aufgefasst und einheitlich gelöst werden sollte.

Dass seine voraussetzungen dabei unrichtig sind, ergibt sich aber schon daraus, dass Europa bereits in paläolithischer zeit wesentlich voneinander verschiedene menschliche rassen beherbergt hat und in neolithischer bis herab in frühgeschichtliche und geschichtliche zeit immer heimat verschiedener rassen gewesen ist. ebenso lässt die archäologische hinterlassenschaft Europas verschiedene culturkreise erschliefsen. unmöglich können die nordischen langköpfe und die träger des brachycephalen planoccipitalen typus von haus aus ein und dieselbe sprache gesprochen haben.

Gleichwol könnten ja die Germanen irgendwie und irgendwo einen japhetitischen einschlag erfahren haben, der ihre sprache veränderte. aber wenn die zweite lautverschiebung auf den Etruskern nahestehnde elemente zurückgeführt wird, muss man doch fragen, wo und wie diese würksam werden sollten, da der nachweis nicht erbracht werden kann, dass die auf dem boden des Römerreiches einwandernden Germanenstämme mit einer nichtromanischen und sogar vorkeltischen und vorillyrischen bevölkerung zu tun hatten. und warum hat das gleiche element nicht auch auf romanische dialecte gewürkt? das japhetitische volk das die erste lautverschiebung herbeigeführt haben soll, schwebt aber vollends in der luft. und da wo idg. völker würklich und nachweislich mit elementen die B. als japhetitisch bezeichnet, in verkehr traten, wie die Griechen und Italiker, haben sie ihre sprache nicht 'verschoben'.

B. will aber seinen beweis auch auf die deutbarkeit germanischer wörter und formen aus dem japhetitischen stützen. wir erfahren da unter anderm, dass das germ. präfix *ga-* nicht mit lat. und kelt. *co-*(*com-*) zusammengehört, sondern ein japhetitisches element ist, das je nach den sprachen und dialecten *sa, šo, he, ɛe, ne, le* usw. lautet. man wird zugeben müssen, dass sich wenn es auf die vocale nicht und auf die consonanten ebenso wenig ankommt, hier auch *ga-* anreihen lässt. und immer unter dieser voraussetzung kann man auch *hrinþa-* mit armen. *a-rd͡-or* 'hornvieh', *e-rind͡* 'kalb', mingr. *o-rid͡-i*, *o-rind͡-i* 'vieh' und demselben nominalpräfix *ho, he* zusammenbringen. *Faust* wird von slav. *pęstĭ*, zu dem es laut für laut stimmt, getrennt und aus swan. *q̊uɱϑ* (*q̊ušϑ*) erklärt. *Tuisto* soll bedeuten 'kind, sohn der erde' = 'terra editus' nach *sko* || *sto* 'kind, nachkomme' und einer wurzel **tui*(*r*), **twi-*, die aus georg. mingr. *trer* 'erde', tschan. *m-tver* 'asche', swan. *bu-ǧwer* 'staub', *bi-rǧw* dasselbe, *i-rǧw* 'erde' erschlossen wird. das sind aufs geratewol herausgegriffene beispiele aus 20 fällen, die im übrigen ebenso wenig beweiskraft besitzen, abgesehen davon dass worte wie *Erbse* neben lat. *ervum*, griech. ὄροβος, ἐρέβινϑος für das germanische nichts beweisen würden, auch wenn würklich das kaukasische ihre quelle wäre.

Wir müssen aber im grunde dankbar dafür sein, dass einmal ein so guter kenner der Kaukasussprachen es versucht hat, spuren von ihnen im germanischen nachzuweisen und zu keinem besseren ergebnis gekommen ist. darin ligt der wert der hier besprochenen arbeit, abgesehen davon, dass aus ihr über die den meisten recht wenig bekannte japhetitische sprachfamilie selbst mannigfache belehrung zu schöpfen ist. **R. Much.**

---

1. Die Indogermanen, ein abriss, von **Gustaf Kossinna.** I teil: Das indogermanische urvolk. mit 150 textabbildungen und 7 karten auf 6 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 26.] Leipzig, Kabitzsch 1921. 79 ss. gr. 8°.
2. Die deutsche vorgeschichte eine hervorragend nationale wissenschaft von **Gustaf Kossinna.** 3. verbess. aufl. mit 456 abbildungen im text und auf 50 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 9.] Leipzig, Kabitzsch 1921. VIII u. 255 ss. gr. 8°.

1. Wir rechnen es dem verf. dieser schrift als verdienst an, dass er es immer als ziel der urgeschichtsforschung betrachtet hat, die vorgeschichtlichen grundlagen der europäischen völker zu ermitteln und dem zusammenhang der culturkreise und ethnischen einheiten nachzugehn. auch an greifbaren erfolgen fehlte es ihm und seiner schule nicht. aber was er an überzeugenden ergebnissen zu verzeichnen hat, ligt auf den grenzgebieten von geschichte und vorgeschichte. es darf an dem festen grund nicht fehlen, von dem aus weiter gebaut werden kann.

Wo K. anders verfahren ist, mangelt seinen aufstellungen die überzeugende kraft. denn um an eine besondere intuition glauben zu lassen, die den beweisen vorgreift, hat er seine überzeugungen, die er gegen andere nicht selten mit persönlich verletzender schärfe vertritt, zu oft geändert. wenn er zuerst die annahme, dass die Bandkeramiker Indogermanen gewesen seien, entschieden und mit gründen zurückweist, dieselben aber später, ohne sich selbst widerlegt zu haben, für Südindogermanen erklärt, darf er auf überzeugte gefolgschaft in dieser frage nicht mehr rechnen.

Auch die vorliegende schrift fasst die stammeskundlichen probleme beim verkehrten ende an. zudem sieht ihr verf. nicht, dass er sich und andere eines der wichtigsten beweismittel beraubt durch die sonderbare und in sich widerspruchsvolle annahme, dass es drei europäische rassenstämme gebe, die je einen kurz- und einen lang-köpfigen zweig in sich schliefsen. was hätte dann die schädelform für die rassenzugehörigkeit noch zu bedeuten?

Aber es ist mit den beweisen überhaupt in der ganzen arbeit schlecht bestellt. man stöfst auf sätze wie den: 'Ich sehe in ihnen die Vorindogermanen', wobei es in der natur solcher behauptungen gelegen ist, dass sie meist auch nicht widerlegt werden können. das gilt auch für äufserungen wie die: 'Die sprache dieser (di. der Dobbertin-)leute (in der ancylusperiode, 6000—10000 v. Chr.) kann nur die fortentwickelte westeuropäische sprache der nacheiszeit gewesen sein: sicherlich noch agglutinierend', oder: 'Bei den Ellerbeker leuten erscheint in der zweiten hälfte des 5 jahrtausends, zur zeit der jüngeren dänischen muschelhaufen, ... der gewaltige fortschritt zu ackerbau und viehzucht ... gleichzeitig wird wol auch ein sprung in der entwicklung der sprache eingetreten sein, die nun aus der vor-

indogermanischen stufe zum vollentwickelten rein flectierenden indogermanisch fortschritt'.

Schon mit rücksicht auf die grofse gelehrsamkeit des verfs wird trotzdem vorauszusetzen sein, dass seine schrift wissenschaftlich wertvolles in sich schliefst. dieses aber fällt ganz in den bereich des rein archäologischen. völkernamen wie Vorfinnen, Urfinnen, Urindogermanen und alles was drum und dran hängt wären besser aus ihr zu streichen.

2. Wir lesen in diesem buch s. 17f über die erfindung der schrift folgende sätze: 'Bereits aus ziemlich frühen abschnittten der jüngeren steinzeit, also etwa 4000 jahre v. Chr., kennen wir aus portugiesischen megalithgräbern beigaben von kleineren steinen, die mehrzeilige inschriften in buchstaben tragen. die buchstaben leben in gleicher gestalt und meist auch in gleicher lautbedeutung (!) einesteils in den bronzezeitlichen und den eisenzeitlichen schriftsystemen den iberischen halbinsel fort, andernteils zeigen sie sowol mit den germanischen runen, als auch mit den auf Kreta entdeckten alten ägäischen alphabeten die schlagendsten übereinstimmungen. während nun in West- und Nordeuropa diese nur zu religiösen zwecken verwendete buchstabenschrift strenge lautschrift war, herschte im ganzen Orient ... ursprünglich die unvollkommene reine bilderschrift ...'.

Diesen äufserungen K.s kann man seine eigenen worte aus einer anzeige des buches 'Die Germanen' von Ludwig Wilser im Archiv für rassen- und gesellschafts-biologie 1, 785 aus dem j. 1904 entgegenstellen: 'Mit widerstreben gehe ich schliefslich noch auf das capitel über die frage nach der entstehung der germanischen runen ein. das 'runenrätsel' hat Wilser ja schon 1895 den staunenden teilnehmern an der damaligen versammlung der geschichtsvereine gelöst, und noch immer nicht können die runologen sich erholen von dem staunen über Wilsers alteuropäisches uralphabet, von dem die runen ebenso wie die anderen europäischen alphabete abstammen sollen. die ähnlichkeit der runen mit anderen alteuropäischen schriftarten ist ihm hiefür beweis. als ob nicht die gemeinsame abstammung aller aus dem griechischen alphabete die sachlage vollkommen erklärte. aber es verlohnt sich nicht, auf die krausen gedankengänge Wilsers näher einzugehen'. damit hat der Kossinna von 1904 nicht nur über Wilser sondern auch über den Kossinna von 1921 das urteil gesprochen. die abkehr von der wissenschaftlichkeit hat ihn selbst notwendig auf die wege geführt die Wilser wandelt. — Was soll man gar dazu sagen, wenn s. 96 den Germanen von alters her eine fünftägige woche zugesprochen und behauptet wird, es könne nach den späteren namen nicht zweifelhaft sein, dass die alte götterdreiheit dreien dieser tage den namen geliehen habe und der vierte von der alten fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrühre. dass es einen lateinischen dies Martis

Mercurii, Jovis, Veneris gibt, ist also wol nur zufall? oder sollen gar die lateinischen namen aus dem germanischen übersetzt sein? daran muss K. wol denken, wenn er weiter erwägt, ob sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki verberge. selbst mit dem grösten aufwand von phantasie hat man bisher wenig finden können, was sich in den nordischen felszeichnungen mit den litterarisch überlieferten religiösen vorstellungen der Germanen vereinbaren liefs. aber nach K. s. 98 erzählen sie uns, 'dass, was die Edda im 9 jahrhundert nach Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein spiegel dessen ist, was die Germanen der alten bronzezeit um 1600 vor Chr. dachten'. 'was haben', fragt er, 'einer solchen überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?'

Und welche überschwenglichkeit, wenn aus der darstellung eines römischen bildhauers herausgelesen wird: 'zumal des königs edles antlitz blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die zukunft — wol in gedanken an sein volk, — aber dennoch ruhig und gefasst'.

Wer solches list wird leicht rasch fertig sein mit einem urteil über das ganze buch und es als unbrauchbar bei seite legen. aber das wäre verfehlt und zu bedauern. denn trotz allen schrullen und absonderlichkeiten steckt in K. ein gutes stück von einem würklichen gelehrten, und wer es beurteilen kann, wo er ernst zu nehmen ist und wo nicht, wird auch aus dem vorliegenden werke nicht geringen nutzen ziehen können. das vorgeschichtliche fundmaterial und die einschlägige litteratur beherscht K. wie kaum ein anderer, aber auch mit seiner auswertung des materials wird sich die wissenschaft auseinandersetzen müssen, die prähistorie sowol wie die germanische altertumskunde. um eine einzelheit herauszugreifen, sei auf die zutreffenden bemerkungen verwiesen, die der angeblichen hosentracht der Germaninnen gewidmet sind. diese hat man aus bildlichen römischen darstellungen erschliefsen wollen; aber K. zeigt, dass es sich um solche der Germania handelt, die wie auch sonst vertreterinnen von ländern in mannestracht erscheint.

Besonderes interesse beansprucht das was über die ostgermanischen völkerschiebungen und -schichtungen auf grund der funde festzustellen versucht wird: mit berücksichtigung auch der von Sernander nachgewiesenen klimaverschlechterung zu beginn und im ersten verlauf der eisenzeit, die zu auswanderungen aus Skandinavien geführt hat. auf die vorgeschichte der Wandalen, Burgunder, Goten und anderer oststämme fällt von da aus licht. was über die Rugier gesagt wird, deren es deutsche und norwegische gibt, ist freilich schief. ihr name, meint K. im anschluss an andere, bezeichne sie spöttisch als 'roggenesser'; die norddeutschen Germanen müsten diese getreideart damals also neben ihrem weizen und ihrer gerste noch nicht sonderlich ge-

achtet haben. in Norwegen sei man aber durch den klimasturz gezwungen worden, zum roggenbau überzugehn. — so könnte man sichs allenfalls erklären, warum eine aus Norwegen in Deutschland eingewanderte völkerschaft, nicht aber warum ihr stammvolk in Norwegen 'roggenesser' genannt wurde. dass die norwegischen Rugier, *Rygir* daneben auch *Holmrygir* 'Inselrugier' heifsen, beweist umgekehrt deren herkunft von den auf den inseln des Weichseldeltas sitzenden *Ulmerugi*, die von dort durch die Goten vertrieben wurden. damals, im 1 jh. v. Chr., hatte sich das klima so weit gebessert, dass auch Norwegen wider als siedlungsgebiet an bedeutung gewann.

Leider fehlt es uns an raum, auf den mannigfachen inhalt des buches hier näher einzugehn. es sei nur noch der zahlreichen trefflichen abbildungen rühmend gedacht. für das bild des norwegischen malers Edvard Munch 'die sonne' und seine beziehung zu den bronzezeitlichen sonnenscheiben fehlt dem ref. allerdings das verständnis.

R. Much.

Die überlieferungen vom gotte Balder dargestellt und vergleichend untersucht von **Gustav Neckel.** Dortmund, Ruhfus 1920. VII u. 265 ss. 8°.

Dieses buch hat eine merkwürdige vorgeschichte. es sollte ursprünglich einen teil der von dem Münchner botaniker frhrn vTubeuf geplanten monographie über die mistel bilden, deren erscheinen aber auf äufsere, in den zeitverhältnissen begründete schwierigkeiten stiefs. der ursprünglichen bestimmung entsprechend ist die arbeit in gemeinverständlichem und nebenbei bemerkt sehr gutem deutsch geschrieben; es ist aber doch fraglich, ob sie nicht über das interesse und verständnis der botaniker weit hinausgreift. umso mehr wird sie auf dasjenige von germanisten im sinne JGrimms rechnen dürfen.

Um es gleich zu sagen: N.s schrift hat nicht den zweck zu zeigen — sofern der ausdruck zweck schon den gedanken an voreingenommenheit in sich schliefsen könnte —, wol aber das ergebnis, dass die germanischen überlieferungen vom gotte Balder einfuhr aus dem vorderen Orient seien. man denke dabei aber nicht an aufstellungen im geiste Bugges, dessen ansichten N. sogar ausdrücklich zurückweist. nicht späte gelehrte, litterarische einflüsse kommen in betracht, sondern alte volkstümliche, die nicht nur die göttergestalten und -geschichten betreffen, sondern hand in hand damit elemente des cultes mit sich führen.

Grundsätzlich hat N. dabei gewis recht. jeder andere zweig der culturforschung rechnet beständig mit solchen übertragungen. wenn das auf mythologischem gebiet nicht längst ebenso der fall ist, trägt einen teil der schuld eine aus der schule übernommene vorstellung von der griechischen und lateinischen mythologie als etwas einheitlichem, festem und abgeschlossenem.

man weifs aber heute, wenn auch noch immer nicht genügend, in einem weiteren kreis humanistisch gebildeter, wie die alte römische, zunächst unter griechischem einfluss umgebildete mythologie ganz verdrängt und überschichtet wurde durch eine reihe fremder, aus dem Orient stammender culte, deren letzter schliefslich das christentum gewesen ist. haben derartige wellen niemals germanischen boden berührt?

Vielleicht würde N. mit seinem sehr lesenswerten buch noch stärkeren eindruck machen, wenn er nicht nach zu lückenloser erklärung der gesamten überlieferung und räumlich und zeitlich zu festbegrenzten ergebnissen strebte und vieles zu gewaltsam in den dienst seiner hypothese stellte. so lässt sich die art wie Balder und Orpheus ihr ende finden, nicht ohne zwang als verwant betrachten, und das was über deren tod berichtet wird unter voraussetzung ihres charakters als vegetationsheroen oder götter mit dem todaustragen in deutschen volksbräuchen zu vergleichen, geht nicht an, weil in diesen der tod oder winter doch gerade das gegenteil von einem mythologischen vertreter des wachstums in der natur ist.

Für gezwungen halt ich auch die zusammenstellung der mistel, die Balders tod bewürkt, mit dem ramus aureus, den Aeneas pflücken muss, um als lebender in die unterwelt eingehn zu können, und einer wunderpflanze, die im altbabylonischen epos dem Gilgamesch zur glücklichen heimkehr aus dem jenseits verhelfen soll. eher findet sich dieses amulett wider in dem wintergrünen kraut, das könig Haddings dämonische führerin bei seinem besuch der unterwelt mitführt und ihm vorweist. und jedenfalls wird uns von diesem Hadding eine fahrt in die unterwelt berichtet, so dass schon mit rücksicht auf ihn — wenn wir selbst von Thorkillus absehen — N.s bemerkung ungerechtfertigt ist, die Baldersage sei die einzige stelle in der altnordischen litteratur, wo eine schilderung der Hel und der reise dorthin gegeben werde. auch der schluss, dass deren schilderung mit der Baldersage den Nordleuten zugekommen sei, ist daher hinfällig. aber gelten lassen wird man dürfen, dass mehrere solche sagen die vorstellungen von dem Helreich verbreitet haben, und diese sich wesentlich an solche geschichten und dichtungen knüpfen, woneben der glaube an andere, beschränktere aufenthaltsorte der toten der verbreitetere und volkstümlichere war.

Den grund warum gerade die mistel die verhängnisvolle rolle spielt, sucht N. in der volkskundlichen bedeutung dieser pflanze, die gelegentlich als lebensrute verwendet wird. er betrachtet das bewerfen des gottes Balder als einen cultischen vorgang. zu dem gedanken der gottestötung sei man dann so gelangt: 'da der gott, den man quickte, ein sterbender oder toter war — so lag es nahe, die steine und andere dinge die auf ihn hagelten als todesursache und weiterhin als tötungsmittel auf-

zufassen'. aber das bewerfen des sogenannten 'tod' mit steinen und stecken, auf das N. sich dabei beruft, ist kein 'quicken'; es geschieht in tötungsabsicht und gilt nicht dem frühling, sondern dem winter, der sich ja im volksbrauch vom todaustragen in die rolle mit dem tod teilt.

Dagegen gelangen wir ganz einfach aus der erzählung selbst heraus zu einer erklärung der mistel als todbringender waffe. wir erfahren ja von den eiden, die allen wesen abgenommen worden sind, Balder nicht zu schaden, und davon dass dabei die mistel übergangen wurde. das konnte leicht geschehen, wenn etwa zusammenfassend alles in eid genommen wurde was aus der erde wächst. und selbst wenn schon jedes einzelne wesen vereidigt wurde, konnte man sie leicht übersehen, weil man sie für einen zweig des baumes selbst hielt.

Bei dem *vǫllum hǣri* = 'höher als die gefilde', gesagt von der nicht aus dem boden, sondern auf dem aste des baums wachsenden pflanze, hat es also zu bleiben. nach N.s auch sprachlich kaum haltbarer auffassung handelte es sich dabei um eine aus der erde, aber auf ödem, vegetationslosem boden wachsende und deshalb ihre umgebung überragende pflanze. aber das dabei geforderte ödland westlich von Valhall entbehrt aller stützen und dann muss doch name und vorstellung von der mistel aus einer gegend stammen wo man dieses gewächs kannte.

Obwol es die erwägungen die N. an den namen knüpft nicht weiter berührt, sei doch festgestellt, dass *Baldrs brā* nicht mit 'Balders braue', sondern 'wimper' übersetzt werden muss. ich weifs auch nicht, wie man für ein adän. *bōi* ohne weiteres zur bedeutung 'der zeugende' gelangen kann. überdies passt ein name dieses sinnes nicht gut für eine gestalt, deren rolle sich darin erschöpft den bruder zu rächen. umso entsprechender wird sich *Bōus* aus norw. dial. *boa*, flandr. *boe*, erweitert mnd. *bōle* 'bruder' deuten lassen, und umso näher rückt bei solchem sinn seines namens *Bōus* an *Vāli*, den 'kleinen, di. jüngeren Vanen', heran.

Sehr beachtenswert sind N.s ausführungen über die bildlichen darstellungen, die in der Hūsdrāpa des Ulf Uggason geschildert werden. dass zwischen dem nur in dieser quelle erwähnten katzengespann der Freyja und dem löwengespann der Magna Mater Idaea beziehungen bestehn, ist anderen schon aufgefallen; N. aber lenkt zuerst die aufmerksamkeit auf die bedeutung, die gerade bildwerken bei übertragung religiöser vorstellungen zukommt.

Man wird überhaupt, auch wenn man einen streng kritischen mafsstab anlegt, zugeben müssen, dass N.s gedankenreiches buch uns weiter bringt. Balder ist keine vereinzelte erscheinung, sondern jener heilbringer, dem wir auch anderswo, vor allem in Vorderasien, begegnen. aber dass die religiöse culturwelle die ihn bringt grade semitischen ursprungs sei, wird mehr voraus-

gesetzt, als bewiesen. und zu wenig ist der verf. wol den verwanten gestalten innerhalb des germanischen nachgegangen; auch die über diese bereits vorhandene litteratur hätte gelegentlich mehr beachtung verdient. das ergebnis wäre dann wol ein anderes gewesen. der ref. glaubt den nachweis in aussicht stellen zu dürfen, dass es sich bei der religiösen schicht der Balder angehört um vorgeschichtliche cultureinfuhr handelt, und dass die gestalt des göttlichen heilbringers schon den Germanen der Römerzeit bekannt war. **R. Much.**

Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival von **Rudolf Palgen.** Breslau, Trewendt & Granier in comm. 1922. IV u. 60 ss. 8⁰.

Diese 'quellenstudien zum Parzival' suchen besonders zwei gedanken herauszuarbeiten: 1. in dem was Wolfram namentlich durch Trevrizent über den gral und die krankheit des Anfortas berichten lässt, ist ein bedeutender alchemistischer einschlag, der von Kyot eingeführt worden ist; 2. die zwei ersten bücher des Parzival bewahren ein Gahmuretepos, das ursprünglich als selbständiges werk nicht zu der Parzival-gralmaterie gehörte, aber von Kyot mit allerlei änderungen als vorgeschichte Parzivals verwendet wurde. auch anderes findet bei P. eine gänzliche oder teilweise erledigung: der ursprüngliche wortlaut des 'lapsit exillis' ist als 'lapis elixir' zu lesen; die verbindung der gralsage mit Anjou findet wahrscheinlich ihre erklärung in der begünstigung der alchemie durch dieses haus; die ursache von dem verluste von Kyots werk ligt in dem alchemistischen charakter dieser dichtung, der nur von einem kleinen kreis eingeweihter verstanden wurde ua. — P. zieht manches aus der alchemistischen litteratur zur stütze heran. er bespricht für das Gahmuretepos mehrere motive aus geschichte und dichtung, die der ursprüngliche dichter benutzt und umgearbeitet haben soll. aber trotz dem überzeugten tone sind die combinationen des vf.s nicht dazu angetan auch andere zu überzeugen, denn das alchemistische material ist nichts weniger als beweiskräftig, und die parallelen für das Gahmuretepos sind zu fragmentarisch und zu weit abliegend, als dass man mit P. sagen dürfte, es bleibe uns sicher, dass 'das Gahmuretepos einer selbständigen secundärquelle, der Anjouchronik, zu verdanken ist' (s. 41).

Zum alchemistischen thema, das P. s. 40 übrigens den ausschliefslichen gegenstand seiner arbeit nennt, muss ich ua. folgendes bemerken:

Nach P. haben Wolframs gral und der alchemistische stein der weisen drei eigenschaften gemeinsam, und muss daher Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sein, denn in keiner anderen graldichtung finden sich diese eigenschaften: beiden wird ver-

jüngende kraft zugeschrieben, durch beide verjüngt sich der phönix, und der name des grals 'lapis elixir' (!) erinnert unzweideutig an den stein der weisen, der ua. auch 'elixir' heifst. grofsen wert legt P. darauf, dass nach der allgemeinen eigenschaft der verjüngung gleich bei Wolfram der phönix genannt wird. — Obgleich P. von anfang an mit dem namen 'lapis elixir' operiert, sind es eigentlich nur zwei gemeinsame eigenschaften, denn das angegebene 'lapis elixir' darf erst eingesetzt werden, sobald wir wissen, dass der gral als stein aus alchemistischer vorstellung hervorgieng. — es scheint P. entgangen zu sein, dass, allerdings sehr vereinzelt und nicht zusammen, in der gralliteratur auch bei dem gral als schüssel verjüngung oder ein vogel erwähnt wird: im Perceval li Galois verleiht die gralschüssel einmal verjüngende kraft, und im Gr. st. Graal wird ausführlich berichtet, wie der vogel serpolion, der seinem wesen nach der phönix ist, sich zu seiner verbrennung auf dem immer glühenden stein pyratiste vorbereitet (s. ua. Zs. 47, 113). es wird übrigens seit der ältesten zeit vom phönix und seiner erneuerung viel wunderbares erzählt, so dass es an sich kein charakteristischer zug ist, dass bei der verjüngung der phönix genannt wird. und aufserdem: die verjüngung die Wolfram von seinem gral berichtet, ist doch etwas anderes als die verjüngung durch den alchemistischen stein: der blofse anblick des grals macht die farbe jung wie in den besten jahren, auch wenn die haare grau werden, durch den anblick empfangen fleisch und bein jugend (469, 24 ff); trotzdem altert man dabei, wie Titurel zeigt und die gralhüter, die als kinder zum graldienst berufen wurden. vom stein der weisen heifst es allerdings schon früh und bis in die späteste zeit, dass er, wie Arnoldus de Villanova (1237—1314) es ausdrückte, 'facit de sene juvenem et omnem expellit aegritudinem', aber doch nur wenn kleine stückchen oder pulver in wasser oder wein gelöst werden und der kranke oder gesunde das 'aurum potabile' trinkt; dann werden sogar die grauen haare wider schwarz. aber Titurel ist alt und 'noch grâwer dan der tuft' (240, 30), und bei allen heilmitteln mit denen man Anfortas behandelt kommt kein 'aurum potabile' oder etwas medicinartiges vom gralstein vor. und abgesehen von diesen paar eigenschaften mit entfernter ähnlichkeit, in welchem glanz steht Wolframs gral, los und unbeeinflusst von allem irdischen! in seltener fülle zeigt er eigenschaften, die sogar einem idealisierten alchemistischen stein, der übrigens kein stein, sondern ein streusel, eine tinctur uä. ist, widersprechen. die kraft von Wolframs gral kommt ausschliefslich vom himmel, jeden karfreitag erneuert sie die himmelstaube, der gral verkündet den himmlischen willen. und wie soll ein alchemist bei der vergleichung seines präparates mit dem gral dazu kommen zu behaupten, dass nur getaufte den gral sehen können, dass nur ein

reine jungfrau ihn heben kann, dass nur jungfrauen ihn in ihrer engeren hut haben? berufen sich doch zu allen zeiten die alchemisten, auch die christlichen, auf die verschiedensten heidnischen persönlichkeiten, die in ihrer kunst das höchste leisteten. und steht es nicht in flagrantem widerspruch mit allem was wir von dem stein der weisen wissen (s. die litteratur unten), wenn wir bei Wolfram erfahren, und nur bei ihm, dass die gralhüter als kinder berufen werden, dass nur der könig verheiratet sein darf, dass öffentlich die jungfrauen nach auswärts vergeben werden, in geheimer weise die ritter, dass die hüter sich templeisen nennen? diesen zügen gegenüber ist doch das wenige was P. als stütze anzuführen vermag — verjüngung, sich erneuernder phönix — zu dürftig. sogar eine noch gröfsere anhäufung von alchemistischem material — P. schöpft meist aus alchemistischen sammelwerken des 16 und 17 jh.s — führt nicht einmal zu der vermutung, ein alchemist könnte den Wolframschen gral mit den eigenschaften seines steines ausgestattet haben.

P. hat s. 23 zu erklären gesucht, warum Kyot, der alchemist, aus der gral s c h ü s s e l einen stein gemacht, denn nötig war dies nicht, da die alchemisten ihren philosophischen stein nicht für einen würklichen stein hielten und ihre mischung in einem gefäfs bereiteten, das sie 'vas mirabile' nannten. die erklärung sieht freilich recht alchemistisch aus: 'inhalt und function der gralschüssel schwankten'; die alchemisten 'bemächtigten sich des juwels und behaupteten [wo?], das mysterium [sc. der gral] sei nichts andres als das vas mirabile, die scutella ihrer kunst, die die alten verborgen hatten. das heilige gefäfs aber ist nichts andres als der stein selbst, dh. das geheimnis des goldes ligt in ihm verborgen'. — P. scheint nicht zu bemerken, dass er bei einer solchen erklärung, wobei er übrigens seine deutung 'lapis elixir' gesichert glaubt, als bewiesen annimmt was er zu beweisen hat. und wir fragen, warum blickt denn bei Kyot-Wolfram niemals der begriff schüssel durch? ich fürchte dass man die erklärung P.s nicht bei einem alchemisten des 12 jh.s suchen muss, sie scheint mir entstanden in einem modernen studierzimmer des zwanzigsten.

'Lapsit exillis' — damit fängt P. seine studie an — sei zu deuten als 'lapis elixir', denn die alchemisten nannten ihren stein ua. auch elixir, und Parz. 469, 8—28 bietet 'den unbedingt zwingenden beweis für unsere auflösung', indem die erneuernde kraft des grals mit dem speciellen beispiel des phönix gegeben wird, wie beim alchemistischen stein. (das beispiel das P. s. 4 aus der litteratur anführt spricht von der verjüngung des menschen, des phönix und des adlers.) sogar KBurdach wird mit in die discussion gezogen, der sich brieflich an Kampers zu derselben deutung bekannt haben soll (s. 3). P. ist 'bei der suche nach orientalischen einflüssen im Parz. unabhängig von Burdach auf

dieselbe deutung gelangt'. — Abgesehen von dem was ich soeben vom gral und vom stein sagte, hab ich gegen die benennung 'lapis elixir' an sich schon das bedenken, dass sie wol kaum aus alchemistischen kreisen herrührt. der lapis philosophorum, lapis philosophus wurde allerdings sehr oft elixir genannt, es wurde sogar unterschieden in grofses elixir und kleines elixir, je nach der kraft (vgl. HKopp Beiträge zur geschichte der chemie Braunschweig 1869, II. stück, s. 449 ff). aber eine combination 'lapis elixir' scheint es nicht gegeben zu haben, auch nicht bei den späteren alchemisten; lapis philosophorum, lapis philosophus sind die verbindungen mit lapis. auch P. ist nicht imstande ein 'lapis elixir' nachzuweisen. dass der lapis auch elixir genannt wurde, genügt nicht. er hiefs auch tinctur, panacee, magisterium usw., aber auch daraus entstanden keine verbindungen mit lapis (vgl. noch zu dem angeführten werk von HKopp dessen Geschichte der chemie, Braunschweig 1844—1847, besonders t. II, s. 160 bis 262, MBerthelot La chimie au moyen âge t. I—III, Paris 1893, und dessen Les origines de l'alchimie, Paris 1885, ferner was P. selbst aus späteren gedruckten sammlungen mitteilt). zudem ist neben einem substantiv lapis sprachlich kaum elixir oder einer der anderen speciellen namen in substantivischer gestalt zu erwarten. weiter muss ich darauf weisen dass, wenn nach P.s erklärung ein alchemist in dem gral sein vas mirabile mit inhalt erblickte, wir wahrscheinlich nicht ein lapis als name erhalten hätten, sondern im anschluss an die gralschüssel ein 'vas' mit irgend einem adjectiv. obendrein ist das einsetzen von 'lapis' für 'lapsit' nichts weniger als sicher. und da P.s beweismaterial nicht einmal ausreicht zu der vermutung, dass Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sei, so kann ich das mit zweifelloser sicherheit gegebene 'lapis elixir' nur eine durch nichts gestützte conjectur nennen.

Aber P. hat noch anderes beweismaterial für die alchemistische beeinflussung von Wolframs gralgedicht. in den auseinandersetzungen die Trevrizent dem Parzival gibt sieht P. hie und da allegorische vorstellungen eines alchemisten. ich greife einen für P.s methode charakteristischen fall heraus. P. hält Parz. 489, 24—491, 28 für in alchemistische bilder eingekleidete technische vorgänge des goldmachens. wenn der planet Saturn heifst es im Parz., seinen höchsten stand erreicht, oder andere sterne hoch über einander stehn und zugleich einander entgegen ziehen, oder bei abnehmendem mond, wird das fleisch des Anfortas kälter als schnee und leidet der könig durch die kälte furchtbare schmerzen. zur linderung legt man ihm die giftige speerspitze in die wunde und zieht sie blutigrot heraus. die glasartige masse, die sich um die speerspitze gebildet hat, wird durch die zwei silbernen messer Trebuchets entfernt. — P. weist mit recht darauf hin, dass die alchemisten, wenn sie einen

chemischen vorgang ihrer kunst darstellen, sich gern in dunkeln allegorieen ergehn. so teilt er s. 27 aus dem sammelwerk Artis auriferae quam chemiam vocant (veröffentlicht 1572) eine erzählung mit, nach welcher ein könig, als er im begriff steht aufzubrechen, durch den zu starken genuss eines trankes schwer erkrankt, durch die behandlung ägyptischer ärzte stirbt, aber durch die kunst alexandrinischer ärzte wider zu voller gesundheit gebracht wird, indem sie ihn reiben, waschen, trocknen, mit pulver und leinöl behandeln usw. und schliefslich unter einblasendem feuer in eine heruntertröpfelnde flüssigkeit auflösen und so ihm zu neuem, frischerem leben verhelfen. am schluss der erzählung wird durch recepte angegeben, dass der könig der stein der weisen ist. P. sieht in der krankheit des Anfortas eine ähnliche allegorische darstellung vom zustandekommen des steins. Kyot hat nämlich sein 'alchemistisches wissen verraten und [zugleich] verdecken' wollen (s. 39). da Saturn der alchemistische name für blei ist und nach alchemistischer auffassung das blei grofse kälte erzeugt, so weist das kaltwerden des Anfortas auf eine alchemistische bleilösung; der speer mit dem gift, der wärme erzeugt, ist die 'virga ferrea', die die alchemisten zum umrühren der blei- und zinnmasse brauchen; das gift ist von der substanz des steins der weisen — der alchemistische stein dürfte auch gift und gegengift genannt worden sein (s. 31 f) —; das blutigrot herauskommen weist wider auf den stein; auch das abkratzen des speeres findet seine analogie bei der bereitung des steins der weisen; der see Brumbane passt gleichfalls in die deutung: Anf. wird dorthin getragen wegen des übeln geruchs seiner wunde, 'der alchemistische ausdeuter sah darin den see vorgebildet, in welchem der noch stinkende rex seiner kunst [sc. der stein der weisen] von allem übeln geruch befreit wird, dh. also eine allegorie für eine bekannte abwaschung der masse' (s. 38). — P. klammert sich an Saturn, aber er lässt dabei unberücksichtigt, dass auch ua. bei Virgil von der kälte erzeugenden kraft Saturns die rede ist (s. Martin z. st.). überhaupt kommt man nicht aus mit der erklärung, dass die sterne alchemistisch aufzufassen seien, also für Saturn, Mars, Jupiter: blei, eisen, gold einzusetzen wäre, und dass Wolfram von dem technischen der alchemie nichts verstand. zu verschiedenen malen erfahren wir im Parzival, dass der hohe stand oder der lauf der sterne dem Anfortas grofse schmerzen verursachen. 483, 12 ff hofft man, dass das gewürz, das aus drachenblut hervorwächst, dem einfluss der sterne und des mondwechsels vorbeugen möge; 489, 24 ff. 492, 23 ff ist es Saturn, 490, 2 ff. 493, 25 ff der hohe stand der sterne, die die schmerzen ins ungeheure steigern, und 789, 4 ff, dh. gegen das ende des Parzival, sind es Mars und Jupiter, die wider schnell zu ihrem ausgangspunct zurückkehrend, den schmerz des königs beeinflussen, gleichsam eine ausführung von 490, 2 ff:

sterne, die so hôhe stênt und ungelîche wider gênt. die ansicht von dem einfluss der himmelskörper auf den menschen ist übrigens uralt. — Gerade eine so verzweifelte deutung, zu der P. greifen muss, zeigt mit, dass zur aufhellung der Parzivalprobleme von der alchemie wenig, vermutlich gar nichts zu erhoffen ist. auch nicht eine einzige stelle vermag P. zu geben, die einem einwandfreien alchemistischen zusammenhang ähnlich sieht. allerdings hat er sich gegen einwände zu sichern gesucht: Wolfram habe den alchemistischen charakter des grals nicht verstanden und auch wol von den technischen dingen der alchemie nichts gewust (ua. s. 7); Kyot habe wol zeigen wollen, dass er eine alchemistische auffassung hatte, aber nach art der alchemisten sich nicht klar und am liebsten allegorisch ausgesprochen; die werke des Flegetanis und Kyot seien verloren usw. aber mit oder ohne sichernden vorbehalt: von dem gral als philosophischem stein kann bei einer beweisführung wie P. sie vorlegt nicht die rede sein. das von ihm aufgebotene material zur begründung weist vielmehr in andere richtung. P.s studie hat das negative resultat: Wolframs gral ist alchemistisch nicht beeinflusst.

Auf das Gahmuretepos geh ich nicht näher ein.

Zum schlusse heb ich hervor, dass P. manches an sich interessante zusammengetragen hat. aber ich vermisse den ruhig abwägenden blick, der das zusammengetragene für den zweck auch richtig zu werten versteht.

Tilburg (Holland). **J. F. D. Blöte.**

Der Borte des Dietrich von der Glezze. untersuchungen und text von **Otto Richard Meyer** [Germanistische arbeiten herausgegeben von Georg Baesecke 3]. Heidelberg, Winter 1915. 118 ss. gr. 8°.

Die untersuchungen M.s berichtigen und ergänzen vielfach die von R. Brendel in der Hallenser dissertation von 1906 mitgeteilten angaben und ergebnisse. das verhältnis des mhd. gedichtes zur antiken erzählung von Prokris und Kephalos ist nachträglich von M. ausführlich Zs. 59, 36 ff und dann von mir ebenda 60, 192 kurz besprochen worden. hier sollen einige die überlieferung und textgestaltung betreffende fragen kurz erörtert werden.

Das gedicht steht in den beiden berühmten sammelhss. von Kalocsa (K) und Heidelberg (P) und in einer Heidelberger hs. (A), die der Augsburger schreiber Konrad von Öttingen in der zweiten hälfte des 15 jh.s angefertigt hat. M. hat erkannt, dass in K der Borte von dem copisten γ in P herrührt, der in diesem codex den copisten β ablöste, den schreiber seines hauptteils und darin auch des Borten. nun meint M., dass der K-text des Borten zwar direct nach P copiert sei, aber unter gelegentlicher heranziehung auch der vorlage von P. ich kann dieser

auffassung das resultat der untersuchungen Zwierzinas entgegen halten, dem ich für die folgenden, das verhältnis von K zu P aufklärenden mitteilungen zu herzlichstem dank verpflichtet bin. Zw. hat festgestellt, dass der ganze codex K vom schreiber *γ* und zwar in den meisten nummern einfach direct nach P copiert worden ist. das für andere stücke sicher beweisbare verhältnis einfacher, directer abhängigkeit wird gewis auch beim Borten geltung haben, wenn mit seiner annahme die erklärung der discrepanzen beider niederschriften sich vereinbaren lässt. Zw. hat mich auch darauf hingewiesen, dass dies würklich der fall ist, dass nämlich die übereinstimmungen von K mit A nur den schein einer unabhängigkeit der copie K von P gelegentlich vortäuschen. in 502[1] ist *erhal* in P durch *dœnte* ersetzt worden, und dieses in K unter der einwürkung des vorhergehnden reimworts durch *erschal.* die fehlerhafte vertauschung der verse 43 f in P muste aber von dem copisten in K bemerkt und corrigiert werden, der, wie feststeht, fast nie gedankenlos abschrieb. dreimal haben dann K und A unabhängig von einander zufällig in gleicher weise gefehlt: mit der vertauschung der verse 428 f im vierreim, mit der entgleisung aus *gevlorieret* 654 in ein unsinniges *er florieret* (nicht *erfl.*; vgl. M. s. 26) unter dem eindruck des schriftbildes *er f-* am anfang der nächsten zeile, und mit der verlesung des *genert* 223 in das durch den sinn so nahe gelegte *gewert.* in diesen drei fällen wäre daher der text nicht nach KA sondern nach P herzustellen gewesen. K kommt somit überhaupt als selbständiger zeuge nicht in betracht. aber auch der wert von A ist ein verhältnismäfsig geringer. allerdings ist dieser text weder aus P noch aus K direct copiert. dies geht, wie M. s. 28 hervorgehoben hat, auch daraus hervor, dass in A mit Konrads v. Ö. orthographischen gepflogenheiten in widerspruch stehnde schreibungen an ein paar stellen erscheinen, an denen P und K die dem Augsburger copisten geläufigen schriftzeichen bieten. seine copie grenzt aber mitunter an eine bearbeitung: er hat vor starken willkürlichen eingriffen sich nicht gescheut und nachweislich sehr gern aus sprachlichen und metrischen gründen geändert. und er ist zu solchen veränderungen geradezu herausgefordert worden, denn hinter dem archetypus steht zunächst eine sprachlich und metrisch sehr ungeschickte, das original vielfach in ganz entstellter form widergebende bearbeitung; vgl. die schlussbemerkung. unter solchen umständen müssen alle sprachlich und metrisch ansprechenden varianten in A unter den verdacht gestellt werden, dass sie correcturen Konrads v. Ö. sind, mit denen freilich gelegentlich auch der wortlaut

[1] zu allen in dieser anzeige besprochenen versen sind auch die erörterungen an den sie betreffenden stellen in dem aufsatz Zs. 60, 153 ff zu vergleichen.

des originals zufällig wider hergestellt worden sein kann. Brendel hat s. 17 in 12 fällen angenommen, dass doch die hs. A mit ihrer glatteren diction und metrik den archetypus widergibt. M. aber hat gewis mit recht an 7 von diesen stellen seinen text dennoch nach PK gestaltet: in der richtigen erkenntnis, dass hier die A-varianten als verbesserungen Konrads zu gelten haben. um solche handelt es sich jedoch auch in 48. 118. 153. 526. 541, wo M. der hs. A gefolgt ist. abgesehen von den schon erörterten fällen 43f und 502 wird man bloſs die lesarten in 462 und 712, wo der wortlaut in PK unverständlich ist, als sichere beispiele für die bewahrung des ursprünglichen nur in A ansehen dürfen. trotz der groſsen willkür Konrads und auch der trennung durch einen zeitraum von über 100 jahren ist ein verhältnis enger verwantschaft zwischen A und P (K) an den gemeinsamen störungen bei der widergabe der reime 669f und 701f und an einem gemeinsamen schreibfehler wie *bitterlich(en)* für *ritterlich* 28 erkennbar. ebenso ist aber auch ein zeugnis nur hiefür die tatsache, dass, während sonst in P (K) *Cunrat,* in A auch *Cůnrat* erscheint, im vers 13 alle drei hss. *Conrat* bieten; die annahme M.s, dass gerade diese schreibung der des originals entspricht, kann mit dem hinweis darauf dass der name hier zum ersten mal begegnet, nicht begründet werden. auch in der ungewöhnlichen widergabe des mhd. *î* in *bîzekeit* 565 durch *e(i)* in P (K) und durch *ai* in A spiegelt sich gewis nur die orthographie des archetypus: der Augsburger schreiber war gewöhnt die meisten *ei* seiner vorlage durch *ai* zu ersetzen, und dies tat er irrtümlich auch bei dem selteneren wort, ohne sich über den lautwert seiner stammsilbe rechenschaft zu geben; M.s ansatz mit *ei* ist an sich unwahrscheinlich und auch unnötig. es ligt nahe mit M. s. 28 die texte P und A als copieen nach derselben vorlage aufzufassen und aus dieser die spuren md. orthographie in A herzuleiten. ansprechend ist auch die vermutung, dass diese gemeinsame vorlage aus Böhmen stammt, ebenso wie P und K mit ihrer für böhmische niederschriften des 14 jhs charakteristischen mischung md. und bair.-österr. orthographie. aber principiell verfehlt erscheint mir der versuch, aus dem md. einschlag in der orthographie des zu erschlieſsenden archetypus dann auch den md. charakter des originals zu folgern. die eine von M. hervorgehobene reimbindung 577 ist als beweismittel dafür ganz untauglich, schon weil *sîn* hier nicht, wie M. glaubt, der ind., sondern der conj. 3 pers. pl. ist. M. bekennt selbst s. 32 mit rücksicht auf die *gân-* und *stân*-reime, dass dem denkmal 'eine eigentümliche mittelstellung zwischen md. und litteratursprache' zuzuweisen sei. aber nur wenige zeilen darnach eröffnet er in dem abschnitt der 'Die sprache des gedichtes' betitelt ist die orthographische hetzjagd nach md. idiotismen in den hss. dabei hat er im eifer einmal auch die überlieferten tatsachen

gründlich übersehen: als 'md. eigenart' des originals wird s. 38 das *-e* der endung bei der adjectivflexion im nom. sing. fem. und nom. acc. pl. neutr. erschlossen, denn '*-eu* < *-iu* findet sich nur zweimal in P: 251 und 822' und 'ist also wol dem copisten zuzuschreiben'. aber nach M.s apparat steht *-eu* in P noch sechsmal: 478? (684). 872. 873. 875 (zweimal), an drei von diesen stellen auch in K; natürlich fehlt es in A, aber es stammt sicher aus dem archetypus und darf im text nicht durch *-e* vertreten erscheinen. die anm. zu 92 und 222 constatiert den 'durchbruch' der md. mda. des dichters, weil zweimal in allen drei hss. der dativ sing. masc. des stark flectierten adj. auf *n* ausgeht; in beiden fällen aber ist *m* vor *man* mit rücksicht auf die euphonie gemieden. es ist überhaupt nur festzustellen, dass in dem offenbar böhmischen archetypus mehrfach auch md. *zu* für *ze* und auch md. monophthonge vorhanden waren. ein schluss auf die dialectische beschaffenheit des originals darf daraus nicht gezogen werden. das md. kostüm, in das M. den text gekleidet hat, kann somit nicht als ein vorzug vor seiner mhd. uniform in vdHagens Gesamtabenteuer erscheinen. dass bei der regelung der lautansätze dem neuen herausgeber in 256 ein *leit* für *lît* passiert ist, sei nebenher vermerkt. im gegensatz zu seiner kühnheit bei der normierung einer bestimmten orthographie steht M.s zurückhaltung gegenüber dem überlieferten wortlaut selbst. abgesehen von der correctur der schon genannten verschreibungen und der beiden störungen bei der widergabe von reimen hat M. den text nur einmal abweichend von allen drei hss. hergestellt: er hat in 208 die conjectur vdHagens *minnenclobe* für *minnenzobel* übernommen. in einer mir vorliegenden einsendung an die redaction der Zs. will M. aber jetzt auch hier an der überlieferung festhalten; ich glaube mit recht, nur möcht ich das in den hss. bewahrte compositum nicht wie er mit dem hinweis auf *zobel* 'leichtfertiges frauenzimmer' DWb. 16 I 5 rechtfertigen, sondern einfach als den 'liebespelz' dem *minnestrick* 274 und den übrigen in dem überlieferten text erscheinenden galanten metaphern für die geliebte zugesellen, unter denen gewis kein obscöner ausdruck sich befindet. an der richtigkeit des von M. im allgemeinen befolgten grundsatzes, dass das vorliegende denkmal im engsten anschluss an P widergegeben werden muss, ist nicht zu zweifeln. für meine behauptung, dass damit aber bloſs eine aufschwellende und entstellende bearbeitung des originalgedichtes reproduciert wird, ist Zs. 60, 153 ff der beweis erbracht.

Wien. **Dietrich v. Kralik.**

F o r s c h u n g e n z u r A r t u s e p i k. I: Ivainstudien von **Rudolf Zenker** [Beihefte zur Zeitschrift f. rom. Philologie, hg. von Alfons Hilka heft 70]. Halle, Niemeyer 1921. XXVIII u 356 ss. 8°.

Vor zwanzig jahren hat Rödiger in den 'Ergebnissen und Fortschritten' einmal klage geführt, dass ein wichtiges romanistisches werk, das in germanistisches gebiet stark einschlug, in den Jahresberichten unerwähnt geblieben sei. die beschwerde hat nichts gefruchtet, und noch heute gehn auf manchem gebiete die studien der romanisten und die unseren unbeeinflusst nebeneinander her. wie s.z. Voretzschs 'Epische studien', so sind auch die untersuchungen Zenkers über die quellen des Hartmannschen Erek im Jahresbericht nicht vermerkt und wol den meisten fachgenossen unbekannt. wir dürfen aber nicht die romanisten geradezu zwingen, solche probleme über unsere köpfe hinweg zu lösen. wenige fragen der frz. litteraturgeschichte haben solchen anspruch auf unser tätiges interesse wie die nach der entstehung der Artusepik.

Im germanistischen lager hat die energische art, mit der WFörster speciell der Mabinogionfrage zu leibe gieng, manchen anhänger gefunden. auf seinen geistes- und temperamentsverwanten keltischen collegen Zimmer gestützt, hat er mit genialem blick für die kunstleistung und artung des individuums dem éinen grofsen dichter die gesamte leistung auf das verdienstconto geschrieben, für die andere eine langandauernde poetische tradition verantwortlich machen wollen. es ist kein zweifel, dass Förster als gelehrter (in universeller bedeutung, keineswegs blofs in der des vielwissers) so ziemlich allen überlegen gewesen ist, die sich nach ihm mit dieser frage befasst haben. dennoch hat er in dieser angelegenheit eigentlich nur einen machtspruch gefällt, und der eigensinn, an dem es ihm keineswegs fehlte, muste ihm widersprechenden argumenten gegenüber gar zu sehr die augen verschliefsen.

Zenker hat sich, wie bekannt, schon lange um die lösung der Mabinogionfrage im entgegengesetzten sinn gemüht; hier nun tritt er, wie in seinem früheren aufsatz über den Erek, mit dem anspruch hervor abschliefsendes zu bieten, es ist sogar von einem mathematisch genauen nachweise die rede. ich muss bekennen, dass ich mich bereits vor der lectüre der Zschen ausführungen mehr der ansicht derer zuneigte, die die Mabinogion nicht mit Förster als abklatsch der romane Chrestiens, sondern als selbständige zweige am baume der keltischen sagendichtung ansehen. ich glaube auch jetzt noch, dass diese ansicht sich halten lässt, selbst nach dem Zenkerschen buche; t r o t z diesem buche. seine ausführungen waren freilich oft nahe daran mich zur Försterschen partei hinüberzuziehen; so kann wesen und vorgehen des advocaten die beste sache ins unrecht setzen.

Das umfangreiche werk Z.s erforderte eigentlich eine seite für seite vorgehnde widerlegung. ich beanspruche für meine recension, wie ich fürchte, ungewöhnlich viel raum, aber soviel denn doch nicht. ich muss mich mit andeutungen und ganz wenigen ausgeführteren beispielen begnügen. dass ich als germanist mit nicht immer vollwertigem rüstzeug dem romanisten gegenübertrete, bedarf nicht erst der entschuldigung, denn es sind meist allgemeine methodische fragen die zur discussion stehn. das ist deshalb vor allem nötig, weil bei Z. das wort methode eine grofse rolle spielt. die sorgfalt und gewissenhaftigkeit seines vorgehens zieh ich nicht in zweifel; im gegenteil hab gerade ich die restlose aufarbeitung der vorhandenen litteratur und die eingängliche erläuterung mancher stelle dankbar empfunden; aber alle peinlichkeit hat den vf. nicht vor dem betreten eines irrweges zu schützen vermocht.

Das buch zerfällt in zwei teile, verwunderlicherweise folgt der nachweis, dass das Mabinogi (Mb) gegenüber dem Yvain selbständigen quellenwert beanspruchen darf, der allgemeinen quellenanalyse der Yvainfabel erst nach; ich habe den eindruck, dass die unbefangenheit des späteren vergleichs zwischen Chr(estien) und Mb dadurch gestört wird. die grundlage der Yvaingeschichte sucht Z. an der hand zahlreicher vorgänger zu reconstruieren; durchweg ist er besonnener als sie und nimmt ihre resultate nur an, wenn er aus eigenem neue stützen für ihre ansicht gefunden zu haben glaubt. es ist ihm aber bei keinem einzigen puncte gelungen, diese älteren hypothesen zur sicherheit oder auch nur zu starker glaubhaftigkeit zu erheben.

Stoffgeschichtliche und stoffvergleichende untersuchungen werden stets darunter leiden, dass ihre resultate nur bedingte, subjective überzeugungskraft besitzen; ich kann mich aber kaum an einen fall entsinnen, in dem ein mangel an objectiver ähnlichkeit zwischen vermeintlich identischen und von einander abhängenden erzählungen derartig verstimmt hätte wie hier. wenn ich lese dass die geschichte der matrone von Ephesus mit der Laudines gar nichts gemein habe, und dann die beiden irischen heldenmärchen (s. 11 ff. 23 ff) auf mich würken lasse, die nun die wahre quelle der Yvainsage darstellen sollen — dreimal hab ich sie durchgehn müssen, um zugestehn zu können, dass von ähnlichkeit überhaupt die rede sein darf! — da könnte ich eigentlich das buch zuklappen und mich damit bescheiden, dass bei untersuchungen solcher art das aneinandervorbeireden offenbar fatum sei.

So schlimm steht es nun aber in wahrheit nicht. Z. ist auf einen ähnlichen abweg geraten, wie er auch schon bei uns manchen guten sagenkenner in die irre geführt hat; er sucht nach einem ausgedehnten märchen- oder sagenschema, das (in diesem fall sogar als ganzes aus zwei teilen) die quelle der ge-

samten vorliegenden dichtung gebildet haben soll, während unsere kenntnis doch nur erlaubt, einzelne sagen- und märchen z ü g e aufzudecken, die sich aus keltischer vorstellung und mündlicher tradition in frz. romane gerettet haben. die methode die er anwendet ist die des Prokrustes: auf das streckbett der quelle wird das romanschema gelegt und was nicht passt abgeschnitten oder zurechtgerenkt. dem zuschauer ist bei diesem schauspiel nicht immer wol.

Es mögen annehmbare hypothesen sein, dass Laudine ein überirdisches wesen, der wahnsinn von ihr verursacht, der löwe ihr abgesandter sei; aber die existenz innerlich ganz anders gearteter keltischer geschichten, in denen sich annähernd ähnliche züge einzeln widerfinden, darf doch nicht als stricter beweis dieser vermutungen ausgegeben werden. am wenigsten rechtfertigt sich die kühnheit die nun auf so schwankem grund ein neues hypothesengebäude errichtet und gar nach den internationalen mythischen grundlagen des construierten keltischen märchens gräbt. ich kann in seiner ableitung aus dem culte der aricianischen Diana und der Kybele nicht das geringste überzeugende finden, halte solche erwägungen auch ganz und gar nicht für nötig. die gewitterquelle, das ist eine vielverbreitete märchenhafte vorstellung, die sich an alle möglichen örtlichkeiten angeschlossen hat. was ist unser guter Mummelsee anders als der deutsche vetter der quelle von Broceliande, und so wenig zwischen dem britannischen und dem Schwarzwald eine directe verbindung zu bestehn braucht, so wenig zwischen jenem und dem haine von Aricia. freilich fehlt dem Mummelsee die quellnymphe; aber sie ist ja auch erst durch moderne hypothesenfreudigkeit an die quelle in der Bretagne gelangt. 'la dame de la fontaine' — diese bezeichnung der Laudine im Mb bedeutet noch lange nicht quell n y m p h e, sondern einfach herrin der quelle. dass die gewitterquelle den eingang in die andere welt darstellte, glaub ich auch und kann es durch das zeugnis des Simplizissimus beweisen. aber wissen wir, ob dem dichter, der die geschichte Laudinens an das quellenabenteuer anschloss, diese beziehung noch lebendig, Laudine ein geschöpf der unterwelt gewesen ist? so ist hier alles brüchig, und keine argumentation hält einem festen zupacken stand. beweise für die existenz eines abgeschlossenen vorchrestienschen romans von Yvain sind schlechterdings auf diesem wege nicht zu erbringen.

Da kann also nur ein letztes helfen: der stricte nachweis dass das Mb gegenüber Chr das ursprüngliche darstellt. dann würde sich wenigstens hinterher noch das eifrige fahnden nach keltischen analogieen einigermafsen rechtfertigen. auch dieser zweite beweis, um es gleich vorwegzunehmen, ist nicht geglückt, zum mindesten nicht mit 'mathematischer sicherheit' erbracht. Z.s vorgehen zeugt auf schritt und tritt von einer höchst un-

gerechten, ja höchst ärgerlichen verkennung Chr.s und einer blinden voreingenommenheit für Mb. selbst wenn man zur anerkennung des stammbaums X / Chr Mb neigt, wird man nicht zugeben dürfen, dass schlechterdings alles in majorem gloriam Mabinogii ausschlägt, und wird einem wegbereiter mistrauen der mit ihm durch dick und dünn geht.

Es ist uns oft gesagt worden, Förster überschätze Chr. mag sein. aber sein fehler in dessen abschätzung ist unter allen umständen geringer als der Z.s. das mafs von verunglimpfung das sich der grofse dichter hier gefallen lassen muss, geht über alles erlaubte hinaus. er erscheint durchweg als törichter, gedanken- und anschauungsloser verschlechterer einer guten vorlage; deren wahrer geist soll uns aus dem ja leidlich logischen, aber ach! so herzlich nüchternen Mb entgegenleuchten.

Gegen solche einwertung muss entschieden verwahrung eingelegt werden; ich darf es als germanist zugleich im namen Hartmanns, der dabei als der gedankenlose in der zweiten potenz erscheinen muss. es kann Z. der vorwurf nicht erspart werden, dass er mit Chr voreilig und verständnislos ins gericht gegangen ist.

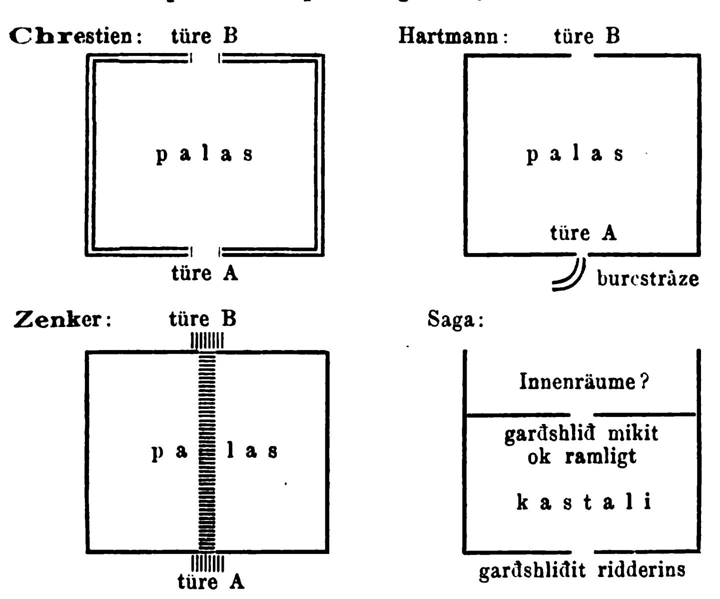
Ich halte mich hier lediglich an die fälle die als hauptstützen der Z.schen argumentationen haben dienen müssen. zunächst — die verwünschte fallgitterepisode! sie hat Förster schon kopfzerbrechen bereitet, und es lässt sich nicht bestreiten, dass er versäumt hat sie völlig zu klären. seine skrupel und die Zenkers erscheinen um so berechtigter, wenn man sieht dass alle drei späteren bearbeiter, Hartmann, Füetrer und der vf. der saga sich auf eigene art abmühen, die situation etwas klarer zu machen. Hartmann hat mit dem meisten glück geneuert, der sagamann am ungeschicktesten, Füetrer am radicalsten.

Der raum ist knapp, so muss ichs kurz machen: die wurzel alles übels ist, dass Z. sich in die vorstellung verrannt hat, Yvain und sein gegner befänden sich in einem engen torweg, der sich nach ein paar versen plötzlich und unmotiviert in eine weite kostbare halle wandle. von einem engen torweg ist aber nicht die rede. ich folge paraphrasierend der erzählung Chr.s in den versen 900ff: die beiden gegner kommen an die pforte des castells, eines weiten stadtartigen burgbaus, beide reiten ein (902), finden die strafsen leer (903f), kommen schliefslich an die türe des palasgebäudes (906; also nicht an ein burgtor, sondern an den eingang in ein einzelstehndes grofses gebäude). die pforte ist hoch und breit (907), hat aber einen so engen eingang, dass zwei nicht zu gleicher zeit hindurchkönnen, ohne dass die fallgattervorrichtung in tätigkeit tritt. der durchgang ist so schmal wie ein begangener fufspfad (907/31). ich versteh das so: die

pforte ist rein architektonisch breit, praktikabel ist aber nur ein kleiner ausschnitt aus ihr. durch die türe können nicht zwei reiter zu gleicher zeit, und das wäre doch jetzt nötig, wo Yvain $^1/_2$ pferdelänge hinter seinem gegner reitet. so muss er den mechanismus der falltüre, den Esclados geschickt zu vermeiden weiſs (932), in tätigkeit setzen. seltsam ungeschaut ist nur der vergleichende hinweis auf einen *santier*, einen fuſspfad, der das breitenmaſs vergegenwärtigen soll. er hat verschuldet, dass Z. die vorstellung von einem fuſspfadschmalen torweg gefasst hat; davon steht aber wie gesagt kein wort da. die rede ist lediglich von der schmalheit des eingangs, will man mit aller gewalt die vorstellung eines pfadschmalen engpasses hineindeuten, so braucht man sich nur die durchschnittliche mauerdicke mittelalterlicher bauten zu vergegenwärtigen: auf die enge tür mochte ein ebenso enger eingang durch die sagen wir 2 m breite mauer folgen; das war dann ein kleiner engpass. wo kam man nun aber hin, wenn man diese schmale passage überwunden hatte? die antwort darauf wird nicht sofort und nicht klar gegeben, und das hat wider zur störung der anschaulichkeit beigetragen. sie muss natürlich lauten: in das erdgeschoss des palasgebäudes, das, wie wir dann hören, zur prunkvollen halle ausgestattet war. auf der anderen seite dieser halle nun befindet sich eine ebensolche türe. Esclados ist jetzt um mehrere pferdelängen voraus, da Yvain ja von seinem verstümmelten ross stürzen muste; so kann er die zweite türe passieren und dafür sorgen, dass der falltürmechanismus auch dort in tätigkeit tritt. der held ist gefangen und sieht aus dem weiten raum mit den zwei engen türen kein entkommen; die fenster sind vergittert und hochgelegen. erst später zeigt sich die geheime tür und das kleine schiebefensterchen, das einen bequemen auslug bietet.

Die baulichen verhältnisse sind also, das geben wir zu, nicht besonders anschaulich herausgestellt, aber von einer inconsequenten oder gar törichten und oberflächlichen darstellung bei Chr. darf keine rede sein. sie ist nun aber geschickt und knapp gebessert von Hartmann, der offenbar auch an dem unanschaulichen *santier* anstoſs genommen hat. kurz entschlossen verlegt er die enge passage vor statt hinter das tor. *Nu was diu burcstrâze zwein mannen niht ze mâze: sus vuorens in der enge beide durch gedrenge unz an den palas: dâ was vor gehangen ein slegetor* (1075—1080). der ausdruck 1128 f, dass Iwein *zwischen den porten zwein beslozzen unde gevangen sei*, mag Z.s vorgefasste meinung bestätigt haben, aber von einem engen gewahrsam, in dem er sich zwischen den zwei türen befand, ist nichts gesagt. der sagamann allerdings scheint sich die situation auf eine Zenker nicht ganz unähnliche weise zurechtgelegt zu haben, aber zu voller klarheit gelangt auch er nicht, wenn er (III 33) sagt: *En skamt frá þeim var eitt mikit*

gardshlið ok ramligt, ok var en þykkvasta hurð fyrir. Um þetta gardshlið reið riddarinn inn, ok at honum in komnum lukðiz hliðit eptir honum. also seine vorstellung entfernt sich hier von dem rel. einfachen bilde, das Chrestien entworfen hat: seine zweite türe ist auch ein e i n g a n g, offenbar in innenräume des palastes, bei Chr. und Hartmann ist sie ein a u s g a n g, die beiden gegner sind in das parterre des palas eingeritten, Esclados reitet d u r c h.



v o r s t e l l b a r ist die halle Chrestiens: quod erat demonstrandum. eine nebensächliche frage: besitzt sie realität, kommt dergleichen vor? es gibt natürlich bewehrte palasbauten, auch solche mit fallgattern an beiden eingängen mögen sich nachweisen lassen. vom standpunct der uns bekannten deutschen architektur würde die einstöckigkeit des palas, die offenbar angenommen wird, verwunderlich erscheinen; aber welche baulichen ungeheuerlichkeiten zwingen uns die Tristanromane in kauf zu nehmen! die geheime tür, das schiebfensterchen — dergleichen mag man ruhig der poetischen licenz oder der märchenatmosphäre zugute halten, in der wir uns im Artusroman befinden. aber merkwürdig: gerade der verfechter des märchenhaften ursprungs unserer dichtung wird zum nüchternsten realisten und rationalisten, wo es sich um die vorstellung der örtlichkeit handelt. warum? weil es Chr und nicht das Mb ist, der uns die etwas verwickelte vorstellung zumutet. es ist aber hier einer der vielen fälle gegeben, in denen sich ein methodischer hauptgrundsatz Z.s glänzend ad absurdum führen lässt: der nämlich, dass das klare, das einfache

und verständige als das ursprüngliche zu gelten habe. nein! selbst wenn Chr. der grofse tor war den Z. aus ihm machen möchte, wäre es ihm unmöglich gewesen, aus einem platten und planen bericht in der art des Mb durch unachtsamkeit und confusion die ortsdarstellung abzuleiten, mit der wir uns haben abmühen müssen. dagegen kann ich mir sehr gut denken, dass auch ein mäfsiger kopf aus einer schilderung wie der Chr.s (ich sage nicht: der Chr.s selbst!) durch energisches ordnen die darstellung des Mb zuwege brachte, deren sämtliche elemente bei Chr ja vorhanden sind.

Mb neuert also; es neuert auch in jenen handlungselementen, die Z. so nachdrucksvoll als echt und gegenüber Chr als ursprünglich ausgibt: örtlichkeit und vorgang gehören aufs engste zusammen. bei Chr tritt Lunete aus der geheimen tür, sobald Yvain gefangen ist. sie gibt ihm den unsichtbar machenden ring, empfiehlt ihm sich auf dem bette zu halten, und geht ab. die gefolgsleute des toten kommen, durchsuchen alles, finden den mörder nicht; schliefslich erscheint der leichenzug, die dame an der spitze, von der Yvain sofort den tiefsten eindruck empfängt. als der zug vorbei ist, werden die türen geschlossen (aus besorgnis, der rätselhaft verschwundene möchte am ende doch noch in der halle sein!), Yvain ist wider gefangen. Lunete weist ihn nun aber seinem wunsche gemäfs zu dem fensterchen, aus dem er Laudine weiter beobachten kann. später erst führt sie ihn in ihr eigenes kabinett, um ihm mehr bequemlichkeit zu bieten.

Z. stellt hier (s. 259) allerlei fragen: 1. warum nimmt Lunete den helden nicht gleich mit in ihr zimmer? darauf ist zu erwidern: Yvain ist unsichtbar. wird er von Lunete entfernt, wozu dann der ring? und wenn er den ring hat, wozu sollte er sich entfernen? aber, so hör ich Z. einwenden, der aufenthalt auch des unsichtbaren in der halle ist gar nicht so unbedenklich. Lunete gibt ängstliche verhaltungsmafsregeln, warum also, können wir widerholt fragen, lässt sie ihn in der halle zurück? und dazu seine 2. frage: warum entflieht Yvain nicht so schleunig wie möglich, nachdem sich der zug entfernt hat? — o der törichte Chrestien (s. 268)! und sein scharfsinniger moderner erklärer, der so fest davon überzeugt ist, dass der 'naive geist' des höfischen publicums und des dichters selbst die 'subtilitäten raffinierter moderner psychologie' nicht kannte (s. 337). muss ich es erst sagen? will nicht Lunete von vornherein Yvain in Laudine verliebt machen? kann Yvain, nachdem er Laudine einmal gesehen hat, überhaupt noch von der stelle?

Angeblich soll wider, im gegensatz zu Chr, im Mb alles in schönster ordnung sein; jawol, in zu guter. ein flachkopf hat die feinheiten der vorlage verwischt, hat Lunete den Yvain sofort ins kabinett führen und zum überfluss noch unsichtbar machen lassen (!), ermöglicht ihm weiter, von dort aus in schöner

sicherheit alles mit anzusehen. das leuchtet vielleicht auf den ersten blick mehr ein. aber wider frage man sich, ob denn die darstellung Chr.s aus der so nüchtern selbstverständlichen des Mb hat erwachsen können! — dass durch secundäre, planvolle änderung eine dem Mb entsprechende platt vernünftige zurechtrenkung zustandekommen konnte, wird uns später noch Z.s kronzeuge Füetrer zeigen müssen.

Fahren wir zunächst fort in der interpretation der schlossscene; da ist denn zum zweitenmal und mit erhöhtem nachdruck klage zu erheben gegen einen Chr.erklärer, der seinen dichter so wenig versteht. kann man sich etwas meisterlicheres, 'psychologisch raffinierteres' denken als die zeichnung der Laudine, dieser gesteigerten witwe von Ephesus? der zorn über die zofe, die ihr gleich den neuen gemahl präsentiert, verraucht ebenso schnell wie bei ihrem vorbild. andere stimmungen nehmen in ihr überhand, ihre phantasie gaukelt ihr den neuen verehrer vor, mit dem sie abrechnung hält in jenem glänzenden, teils episch, teils dramatisch gehaltenen monolog 1734 ff. gedankengang: 1. die quelle ist ungeschützt; 2. Lunete wird ihr sicherlich keinen schlechten und unvorteilhaften rat geben; 3. so ist der mörder eigentlich zu entschuldigen — und nun beginnt sie schon in gedanken ein gespräch mit ihm, in dem sie ihm schliefslich volle verzeihung gewährt. *Et par li meisme s' alume aussi con la busche, qui fume, tant que la flame s' i est mise que nus ne sofle ne atise* (1777 ff). schon ist sie so gespannt auf Yvains anblick, dass fünf tage frist bis zu seiner ankunft sie allzulang dünken (1821). endlich wird der freier ihr zugeführt 1943 ff. seine liebe kommt schnell und rückhaltslos zu wort, die ihre, natürlich, wird klug zurückgehalten. wie raffiniert vor allem der schlusssatz 2040 ff 'wir wollen in jenen saal gehen; da sind meine leute, die mich beraten haben bei dem bedürfnis das sie hier sehen; sie fordern mich auf, einen gatten zu nehmen; ich will es tun, weil es nötig ist. ich übergebe mich nun an euch, denn einen guten ritter und königssohn darf ich als herrn doch nicht zurückweisen'.

Meisterlich! ich sehe Chr. sarkastisch lächeln, als er diese worte schreibt, und die ritterlichen zuhörer verständnisvoll schmunzeln: ja, so machens die frauen! das hat sich aber Chr. wol nicht träumen lassen, dass ein gelehrter erklärer nach vielen hundert jahren die reizenden heuchelreden der Laudine für bare münze nehmen würde!

Z. lässt sich s. 270 A. wie folgt vernehmen: 'ich stelle fest, dass von liebe Laudines zu Ivain vor der vermählung mit keiner silbe die rede ist: sie entschliefst sich nur deshalb ihm die hand zum ehebunde zu reichen, weil Lunete ihr klar macht, dass die quelle eines verteidigers bedürfe, und sie selbst

sich sagt, dass Ivain ihren gatten im offenen, ehrlichen zweikampf getötet und somit keine schuld auf sich geladen hat'.

Ich stelle fest, dass wol selten ein dichter so schmählich verkannt worden ist wie Chr hier, und wünschte vor allem, dass Z. seine 'feststellungen' auf ein besseres fundament gestellt, dh. noch über den v. 2048 hinausgelesen hätte, über den schluss der soeben citierten rede Laudines. die folgende scene ist von Chr wider ganz köstlich entworfen: die gravitätische rede des seneschalls, dann die acclamation der vasallen, die, nach Laudines listigem arrangement, sie alle zu dem geradezu zu drängen scheinen was sie doch von selbst tun will. das wird mit aller denkbaren deutlichkeit ausgesprochen 2109 ff: 'sie lässt sich gerne bitten, bis sie scheinbar wider willen zugesteht, was sie doch getan hätte, wenn auch jeder ihr widersprochen haben würde'. — ist das wol immer noch die pure angst um die quelle? hören wir was Chr. schliefslich noch ganz unverblümt ausspricht: 'die liebe schreibt ihr das vor, wozu sie sich ratschläge erbittet; aber sie hält es für ehrenvoller, wenn sie dazu auch den rat ihrer leute hat' (2139 ff). und verurteilt der dichter nicht deutlich genug die frivolität des ganzen verfahrens, wenn er resümiert: *Ore est mes sire Yvains sire et li morz est toz obliez?* (2164 f). auch der sagamann kann VII 14 eine misbilligende bemerkung über die unbeständigkeit der frauen nicht unterdrücken: *Fyrir þat verðr mörgum vant við at sjá kvenna hverflyndi* (unbeständigkeit).

Also es steht, jener 'feststellung' zum trotz, recht wol bei Chr zu lesen, dass die liebe im spiele ist: *Amors afeire li comande* 2139. ich verarge aber dem interpreten offen gesagt das überlesen dieser stelle längst nicht so sehr — wem ist nicht schon im eifer der darlegung derartiges begegnet? — als die völlige verkennung der feinen unausgesprochenen psychologie Laudines, der unter der oberfläche bleibenden symptome ihrer liebe, oder sagen wir deutlicher verliebtheit, sinnlichkeit.

Ein seitenblick auf Hartmann: längst hat man gesehen dass er veredelt. aber völlig verkehrt wär es zu behaupten, dass erst er die liebe in Laudines herzen hat erstehn lassen. er hat, so könnte man es wenden, die lüsterne verliebtheit der schnell getrösteten witwe in reine, nach der ehe strebende minne umgewandelt. er möchte seine Laudine, die er aus seinem nicht nur galanten, sondern guten herzen heraus neuzuschaffen trachtet, ausdrücklich vor der misdeutung schützen, dass sie nur eine neuauflage der oberflächlichen französischen dame sei. deshalb verkündet er gleich nach dem für Yvain so günstig endenden selbstgespräch der Laudine: *dô was gereite dâ bî diu gewaltige minne, ein rehtiu süenærinne under manne und under wibe.* frau Minne hat sich der Laudine, ihr selbst unbewust, bereits bemächtigt, als sie über Lunetes vorschlag grübelte, und es ist

nicht die echt weibliche lüsternheit die nach einem neuen buhlen verlangt, sondern das hohe liebesmysterium, das sich in ihrer schnellen gemütswandlung kundtut. deshalb kann diese Laudine auch recht gut in dem ersten gespräch mit Iwein der raffinierten ziererei ihrer vorläuferin entbehren und ihre alsbald erwachte herzliche neigung in dem berühmten, reizenden geständnis kundtun: *Ich wil iuch gerne; welt ir mich?* die innerlich viel weniger reine Französin würde das nie gesagt haben; man erinnert sich daran, welchen anstofs Frankreich an dem zöfchen der Minna genommen hat, das sich selbst ihrem wachtmeister anträgt.

Was führte nun Z. zu einer solchen verkennung des dichters, verschloss ihm so beharrlich die augen gegenüber den feinheiten seiner kunst? ein doppeltes vorurteil muss seine interpretation beherscht haben: erstens der glaube an die vortrefflichkeit und ursprünglichkeit des Mb, das in all diesen dingen zwar künstlerisch und psychologisch unter dem nullpunct bleibt, aber wider eine knapp zusammengepresste und ganz logische handlung bietet. zweitens die von Browne übernommene vorgefasste meinung von dem feencharakter Laudines; sie ist ihm eben die 'dame de la fontaine', also muss noch bei Chr. die fürsorge für die quelle sie beherschen und alle erotik ausschalten. aber das irische feenmärchen, das aus lauter postulaten zusammengesetzt ist, ist hier würklich die taube auf dem dach, es ent- und zerflattert, wenn man es anfassen will. der sperling in der hand aber, das ist die 'Matrone von Ephesus'. s. 270, in derselben unglücklichen anmerkung, hebt Z. nochmals in sperrdruck hervor, dass die geschichte von der witwe von Ephesus auf die Laudines nicht habe von einfluss sein können. von einem blofsen einfluss würde ich allerdings auch nicht sprechen, sondern eigentlich fast schon von identität. beide geschichten, so hat Z. schon s. 4 gegen Förster argumentiert, haben nur gemein, dass 1. eine witwe sich bald nach dem tode ihres gatten wider vermählt, und 2. dass eine zofe die partei des helden ergreift. nur? was für charakteristische züge weist denn die herkömmliche matronenhandlung sonst noch auf? etwa den schauplatz in der grabhöhle oder den zug von dem gestohlenen leichnam? das sind nebendinge, die in so und so vielen offenkundigen nachahmungen fehlen! wenn eine witwe bald nach dem tode ihres gatten, lediglich durch die schmeicheleien eines neuen liebhabers verführt, eine zweite ehe eingeht, dann nenne ich die ähnlichkeit mit der 'Matrone' schwach: wenn aber eine zofe den ganzen liebeshandel einfädelt, von der dame erst gescholten und weggejagt, dann zu gnaden angenommen und schliefslich erhört wird — ja dann ist eben völlige übereinstimmung mit der kecken antiken fabel vorhanden. Laudine ist sogar eine gesteigerte witwe von Ephesus insofern, als sie den mörder ihres gatten ehelicht. also lasse man alle versuche des weifswaschens! auch bei Lunete, für die

Z. ebenfalls keinerlei verständnis aufbringt. sie handelt vom ersten zusammentreffen mit Yvain bis zur vermählung des paars nach einem überlegten plan, und muss das später auch ihrer herrin eingestanden haben; denn was hätte sonst die verurteilung zum feuertod für einen sinn? — ich bedaure es sehr, dass Förster sich hat verleiten lassen, in späteren auflagen die von ihm erst richtig erkannte beziehung zu der 'Matrone' zu leugnen.

Der 'quellen'fanatismus Z.s interpretiert aber auch die ferneren geschehnisse ganz einseitig vom standpuncte des Mb aus. er bezeichnet es zb. als das einzig richtige und vernünftige, wenn Owein in der kymrischen erzählung in erster linie sich als beschützer der quelle fühlt und sie drei jahre lang gegen eine menge von angreifern verteidigt; denn Laudine hat ihn ja nur deshalb zum manne genommen! dann endlich fällt es Artus auf, dass der held Owein sich nicht mehr am hofe blicken lässt, und er rüstet ein heer aus, um nach dem verschwundenen zu forschen! zur not mag man diese darstellung ja noch logisch nennen; aber auf wessen seite ist flottheit, geschick, dichterische anschaulichkeit, psychologische wahrscheinlichkeit, auf der des Mb oder vielleicht doch Chr.s, der einfach erzählt: Artus ankunft droht in 14 tagen; deshalb haben die vasallen hauptsächlich zu einer neuen heirat gedrängt? Artus macht sich am bestimmten tage auf, Yvain begegnet ihm an der quelle, nimmt ihn in seiner burg auf, lässt sich dann aber alsbald von Gavain bereden, seine gattin um urlaub zu bitten. der fahrende ritter steckt ihm eben zu sehr im blute, und er fürchtet sich zu verliegen. auch Laudine vermag ihn nicht zu halten, so wenig wie Condwiramurs den Parzival[1].

Diese begegnung mit Artus an der quelle veranlasst Z. zu einem abermaligen vergleich mit einer späten deutschen stoffbearbeitung, mit dem 'Iban' Füetrers. wir müssen, um diesen zu würdigen, nochmals kurz auf die frühere scenenfolge zurückgreifen.

[1] Ich kann auch sonst, wo immer ich die parallele verfolge, mit dem besten willen nicht zugeben, dass Chr hinter Mb zurückstehn soll. man nehme das letzte abenteuer der kymrischen erzählung: 'Yvain als Lunetes champion'. zwei schwere bedenken hab ich gegen Mb: 1. Owein lässt die arme Lunete voller ungewisheit und todesfurcht in ihrem gefängnis zurück, kein wort hat ihr verraten, dass ihr in dem unbekannten ritter ein helfer erstehn wird. bei Chr. lüftet er die maske und gibt ihr dadurch wider lebenshoffnung. 2. Lunete, so erfahren wir im Mb, soll verbrannt werden, wenn nicht Yvain ihr beisteht. Y. ist nun pünktlich zur stelle, die scheinbar unerfüllbarste bedingung, die die heimtückischen gegner gestellt haben, ist also erfüllt. dennoch bittet der unerkannte held, man möge ihn an stelle Yvains treten lassen, und dieses ansuchen wird ohne bedenken erfüllt! das ist doch heller unsinn! bei Chr. ist alles in ordnung: ganz allgemein hat man von Lunete verlangt, sie solle einen kämpfer stellen, ob Gauvain oder Yvain oder wen sonst. auf wessen seite ligt hier wol ungeschick und confusion?

Ich kenne den Iban leider nur aus Z.s proben. diese genügen aber, um mir einstweilen eine ganz andere meinung von dem verhältnis des bairischen malers zu seinen quellen beizubringen. — auch bei ihm führt, wie im Mb, Lunete den gefangenen Yvain sofort in ihr kabinett, von dessen fenster aus der unsichtbare alles gemächlich mitansehen kann. hier wie dort wird also der gleiche geschickte ausweg aus einer unklar geschauten situation der vorlage gefunden. es war nicht schwer ihn zu beschreiten.

Auch an der zweiten für Z. entscheidenden stelle hab ich mich von der benutzung einer Mb nahestehnden nebenvorlage Füetrers nicht überzeugen können; allerdings ist meine skepsis hier erst später erwacht, zunächst schien mir das von Z. angeführte argument s. 275f schlagend. Füetrer stimmt mit Mb gegen Hartmann darin dass der neue quellenbeschützer beim herannahen des Artusheeres Kei und Gawan als gegner vorfindet; mit Chr gegen Hartmann in ein paar einzelheiten des gespräches zwischen Yvain und Artus an der quelle, wobei der hier wie dort zu Laudine vorausgeschickte 'garçon' besonders hervorgehoben werden muss. leider scheint mir das erste argument nicht mehr so belangvoll, seit mir aufgefallen ist, dass Yvain schon früher, Chr 687ff, Hartmann 915, die befürchtung ausgesprochen hat, gerade Gauvain könne ihm *des strîtes vürkomen*, dh. das quellenabenteuer bestehn. es lag also nahe, den Gawan dann würklich an der quelle zum kampfe mit dem ihm noch unbekannten schützer antreten zu lassen; zu einem förmlichen zweikampf zwischen den unerkannten freunden kommt es ja bei Füetrer im gegensatz zu Mb nicht. ein derartiges motiv anzuschlagen — das konnte auch einem bearbeiter in den sinn kommen, der von dem Mb gar nichts wuste und lediglich darauf bedacht war, die erzählung aus eigenem heraus etwas aufzuputzen. dass Füetrer ein solcher war, dass er sich keineswegs mit ganz genauer nacherzählung begnügen wollte, wissen wir zumal aus Z.s nachtrag s. 348, wo die absolute selbständigkeit mancher neuerungen des Baiern betont werden muss. so wird auch jener sendling an Laudine naheliegende neuerfindung des 'Iban' sein. eine systematische untersuchung von Füetrers verhältnis zu Hartmann wäre nicht überflüssig; was Z. vorlegt macht die annahme einer zweiten quelle vielleicht zur möglichkeit, aber sicher nicht zur unbedingten pflicht[1].

[1] der zufall bringt oft merkwürdige übereinstimmungen in ganz unabhängigen bearbeitungen derselben vorlage zuwege. ich habe einmal Mb und die saga parallel gelesen. da fanden sich, von kleinigkeiten abgesehen, folgende übereinstimmungen: 1. die 2. türe, an der das fallgatter niedergeht, ist für beide die eingangstüre zu inneren palasträumen. 2. (ein von Z. zugunsten des Mb hervorgehobener zug) in der episode von 'Harpin de la Montagne' (Chr 3770ff) fordert der riese bei Chr dem ritter seine tochter ab, um sie 'den gemeinen

Dennoch wollen wir noch weiter fragen: wenn Füetrer eine zweite quelle hatte, wie haben wir sie uns zu denken, wo sie zu suchen? kenntnis Chr.s allein würde nicht genügen, es muss ein anderes, auch nicht aus Mb, sondern aus jenem X direct geflossenes vorbild existiert haben. die frage fordert erörterung deshalb, weil sie uns in viel dringenderer weise nahegelegt worden ist von Zenker selbst in seinem aufsatz über den Erec Zs. f. frz. sprache und lit. 45, 47 ff. ich freue mich, am schluss dieser ausführungen über die neueste sorgfältige aber gänzlich verfehlte arbeit Z.s aussprechen zu können, dass ich seine früheren erörterungen über den Erec ernstlicher beachtung für wert halte. ich glaube kaum, dass man mehr an der notwendigkeit vorbeikommen wird, eine nebenquelle für die erste Hartmannsche dichtung anzunehmen. an einen aufenthalt Hartmanns in Frankreich freilich, an eine zweite quelle in französischer sprache denk ich nicht. vielmehr geben Z.s feststellungen zum erstenmal einen greifbaren stofflichen anhalt für die existenz einer vorhartmannschen deutschen Artusepik, wenigstens für einen deutschen Erec. so waren also jene träume von niederrheinischen Artusgedichten doch mehr als träume? kein geringes verdienst des romanisten, wenn er so eine der wichtigsten streitfragen der nachbardisciplin in neuen, zielbewusten fluss gebracht hätte! das könnte ihn darüber hinwegtrösten, dass die untersuchung über das verhältnis des Mb zu Chr und die herkunft der Yvainfabel ohne allen zweifel noch einmal und besser gemacht werden muss.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Die Klage und das Nibelungenlied von **Josef Körner.** Leipzig, Reisland 1920. 71 ss. 5,35 m.

Ausgehend von FVogts bekannten, aufschlussreichen darlegungen in der festschrift z. Breslauer jahrhundertfeier 1911, s. 484—516 und in der Marburger festschrift z. philologenversammlung 1913, s. 137—167[1], untersucht K. die verwickelten wechselbeziehungen zwischen Kl. und Nl. noch einmal im zusammenhang und gelangt — in manchen puncten über Braunes feststellungen hinaus — zu einer im keime widerum von Vogt

burschen seines hauses auszuliefern'. das Mb lässt ihn das mädchen für sich selbst begehren, er zeigt sich 'erfüllt von sinnlicher begier', was Z. viel glaubhafter erscheint. ich kann nun zwar auch hier nicht zugeben, dass die 'völlig unklare' motivierung von des riesen begehren einen nachteil von Chr.s darstellung bedeuten soll; bei ihm ist der unhold wider märchenhaft brutal. im Mb herscht die übliche platte verständigkeit. aber der Nordmann empfindet wie Zenker und ändert X 62 ganz selbständig: der riese droht, so sagt bei ihm der burgherr, meine söhne zu töten, *útan ek gipta honum dóttur mina*. solche übereinstimmungen mahnen zur vorsicht!

[1] unten kurz als Bresl. und Marb. angeführt.

angeregten neuen beurteilung und bewertung der redaction C* für die textgeschichte der beiden gedichte. der erste teil der arbeit (s. 10—51) gilt — von mancherlei abschweifungen abgesehen — dem erneuten nachweis der durchgehenden abhängigkeit der Kl. vom Liede, der zweite der erklärung des umgekehrten verhältnisses.

Nach einigen recht überflüssigen bemerkungen über die aufgaben immanenter kritik fragt K. zunächst nach anlass und zweck der Kl. (s. 5ff). der ungeheuren tragik des Nl., der trostlosigkeit seines ausgangs stand ein grofser teil des publicums verständnislos gegenüber. hier einzusetzen, die wucht der geschehnisse zu mildern, sie dem gaumen weiter kreise mundgerechter zu machen, erschien dem dichter als dankbare aufgabe. in diesem sinne interpretiert K. v. 1—16. ich halte diese auf allzu moderner einstellung beruhende auffassung nicht für richtig. der verfasser wollte in erster linie die neugier derer befriedigen, die wie er nach dem schicksal der überlebenden fragten. das zeugnis des Marners, der die 'liet' von Siegfrieds tod und 'wen Kriemhilt verriet' zu seinen bevorzugten vortragsstücken zählt, zeigt, dass auch in den niederen schichten ein gefühl für die gröfse der heldendichtung lebte, und in verstärktem grade muss das für die höfischen leser des buchepos gelten.

Die eingangsverse der Kl. besagen nur: es ist das redliche bemühen des autors, die unsäglich traurige 'alte' mär in beifälliger weise fortzusetzen und auch widerstrebende (v. 14: *ob ez iemen missehaget*) in ihren bann zu ziehen, dh. auch der fassung, die er vorträgt, freunde zu gewinnen. v. 9—11: *hete ich nu die sinne, daz siz gar ze minne heten diez erfunden* enthalten weiter nichts als die übliche captatio benevolentiae; ähnlich spricht etwa Hartmann von seinem werk im aH. v. 14f: *dâ mite er sich möhte gelieben den liuten.*

Nach kurzer inhaltsübersicht (s. 6—8) mustert K. die ergänzungen und umgruppierungen der Kl. sie entstammen in der hauptsache drei quellen: einmal sollen sie vermehrte sagenkenntnis vortäuschen (s. 10ff). eine zweite reihe von zusätzen erklärt sich aus der absicht, bei der schilderung der letzten kämpfe traditionsgetreu alles licht auf die Burgunder fallen zu lassen (s. 14ff). das dritte und bedeutsamste teil ist in der stellung des verfassers zur schuldfrage begründet (s. 20ff). daran schliefst K. eine erörterung der quellenfiction am schluss des gedichtes, der Pilgrim-strophen des Nl. und eine musterung der Kl. auf interpolationen (s. 28—51). eingebettet in dieses stück sind reichlich weitschweifige excurse über den wandel der epentheorieen in jüngster zeit und das problem der benutzung litterarischer oder historischer seitenquellen in gedichten des mittelalters.

Die ursachen für die vielfachen änderungen und erweiterungen

der Kl. hat K. im ganzen besonnen und richtig entwickelt und so neu bestätigt, dass sie 'eine phantasie über unser Nl. ist, nicht über dessen vorstufen' (so AHeusler Nibelungensage und Nibelungenlied, Dortmund 1921, s. 232). im einzelnen kann ich ihm aber nicht durchweg beistimmen. zwar dass die namenhäufung zt. wenigstens über das lied hinausgehnde sagenkenntnis vortäuschen soll, glaub ich auch. Dancrat aber ist sicher keine contamination aus Dancwart + Herrat, sondern, wie schon Vogt wegen des Boymunt v. 2855[1] Marb. s. 160 vermutete, ein verdeutschter Tankred, wobei ich aber an den berühmten Tankred d. ält. denke (vgl. auch Droege Zs. 58, 16)[2]. denn Tankreds I ererbter reichtum (vgl. Kl. v. 16: *der in diu witen lant liez*) wird schon von seinem biographen Raoul de Caen hervorgehoben (vgl. Le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, ed. baron de Reiffenberg, Bruxelles 1846—48, anm. zu v. 3823). dass ein berühmter name wie Boymunt zur bezeichnung eines rosses herabsinkt, ist nicht verwunderlicher, als wenn etwa der name Isolde auf einen Ungarn in Dietrichs flucht in der form Isolt übertragen wird (WGrimm DHS[3] s. 220). der name von Wolfwins vater Nere stammt m.e. aus dem Rol. v. 4827, das, wie ich noch zeigen werde, die Kl. weitgehend beeinflusst hat (anders HSchneider Zs. 58, 102 f)[3]. *Wicnant* ist möglicherweise analogiebildung zu *Wichart* Nl. 2281, 1. Kl. 1563 (K. s. 12). doch wird der name wol eher aus ungenauer erinnerung vollzogene verschmelzung aus *Witrant* + *Otnant* Rol. 4951 P (*Wittram unde Otrant* A) sein[4]. das dem Nl. fremde motiv von dem nach verlorner schlacht zu Etzel fliehenden Dietrich und der vermittlung Rüdegers zwischen beiden Kl. 1986 ff leitet K. s. 18 f aus mündlicher überlieferung her, aus einer 'in den Donauländern sehr bekannten sage'; s. 33 aber spricht er mit rücksicht auf das zeugnis des Metellus von Tegernsee von einem Dietrichsepos derselben gegend. eindeutigkeit der terminologie im sagengeschichtlichen ist überhaupt nicht seine stärke. davon noch später. mir scheint kein zweifel, dass Kl. und Nl. ein älteres obd. Dietrichsepos gekannt haben, vgl. Schneider Zs. 58, 102 f.

Besonders ausführlich würdigt K. die dritte quelle der erweiterungen, die bemühungen des autors der Kl. um die klärung der schuldfrage (s. 20 ff). er deutet sie im ganzen richtig als ausfluss seines unheldischen weinerlich-frommen naturells. dabei fallen auch gute bemerkungen zum tragischen gehalt des liedes der Etzel der Kl. ist aber bei aller plumpen vergröberung durch-

[1] citate beider gedichte nach Bartsch. [2] nur glaub ich nicht dass die namen der beiden kreuzzugshelden schon aus der vorstufe des Nl. stammen. ein Baiernherzog Boimunt taucht übrigens Kchr. v. 300 auf. [3] ich citiere das Rol. der bequemlichkeit halber nach Bartschs ausg. [4] vgl. als gegenstück die form *Heurodis* < *Herodias* + *Eurydike* im Sir Orfeo ed. Zielke.

aus nicht so unvereinbar mit dem des Liedes (K. s. 25). auch hier hat der könig schon etwas tatenscheues und müdes; erst Hagens hohn str. 2020 lässt ihn halb widerwillig zum schilde greifen (vgl. jetzt Heuslers feine zeichnung Ns. u. Nl. s. 148f). auch legt K. dem verfasser manchen zug zur last der sicher nicht sein eigentum ist, so Etzels verhalten vor Dietrichs und Hildebrands endlicher heimkehr Kl. 4135 ff. genau ebenso schildert die Ths. II 330, 23 ff den abschiedsschmerz des königs, nur lässt sie ihn nicht ganz zusammenbrechen und verblöden. ich sehe in dieser zeichnung der Kl. spuren einer nd. Attiladichtung, die uns noch einmal beschäftigen wird, vgl. WHaupt Zur nd. Dietrichsage, 1914, s. 274 ff.

Etzels vernogierung Kl. 961 ff leitet K. s. 25, anm. 3 gleich FWilhelm Nibelungenstudien I, 1916 (= Münch. archiv h. 7), s. 12 aus dem Serv. Heinrichs vVeldeke her. einleuchtender erscheint mir eine andere deutung, die ich aus mangel an raum an anderer stelle genauer vorgetragen habe[1]. hier nur soviel, dass m.e. die angabe von Etzels glaubenswechsel auf kreuzzugsüberlieferungen beruht, die bereits auf die älteste gestaltung der Herzog Ernst-sage nachhaltig eingewürkt haben, vgl. Bartschs ausgabe s. C XXV ff und KSonneborn Die gestaltung der sage vom H. E. in der altdeutschen lit., Göttinger diss. 1914, s. 6. ich meine im besondern die kreuzfahrt Heinrichs des Löwen v. j. 1172, namentlich den bericht über seinen misglückten versuch, den sultan von Axarat zu bekehren, vgl. Arnold vLübeck (MG. SS. t. 22) I 9. auch die schmähung der götzen und die anerkennung der überlegenheit des christengottes, die Etzels selbstanklage vorausgehn, sind erst als niederschlag zeitgeschichtlicher begebenheiten verständlich. das wird deutlich wenn man Etzels worte Kl. v. 961 ff einer französischen kreuzzugsdichtung, der schon genannten, überarbeiteten fassung des Chevalier au cygne (ed. Reiffenberg), v. 17808 ff, gegenüberstellt. auch darüber genaueres an anderer stelle.

Die berühmte quellenberufung am schluss der Kl. wird mit Vogt als fiction erklärt (s. 28f), die Nibelungias-these abgelehnt (s. 42), im übrigen die möglichkeit der benutzung historischer quellen im Nl. offen gelassen. merkwürdig berührt s. 28 die wendung: 'cleriker und spielleute machten einander um die mitte des 12 jh.s starke litterarische concurrenz', als ob diese erscheinung nicht schon seit Otfrieds vorstofs gegen den laicorum cantus obscenus bezeugt wäre! überhaupt findet sich in diesem abschnitt mancherlei schiefes und direct falsches. der wandel der epentheorieen in der neuern forschung wird auf die nicht sehr glückliche formel: epenentwicklungs-epenschöpfungstheorie

[1] s. darüber oben Zs. s. 283.

gebracht (s. 31 f)[1]. geradezu irreführend ist der ausdruck 'prosaische märchenerzählung', angewandt auf die vorstufen des Nl. (s. 36): es kann sich doch immer nur um die aufnahme vereinzelter märchenzüge, nie aber um das einströmen ganzer märchen handeln. Taverniers hypothese von der identität des am ende des afr. Rol. sich nennenden Turoldus mit dem bischof Turold von Bayeux ist noch keineswegs gesichert, vgl. KVossler Französische philologie, Gotha 1919, s. 48. die 'erstaunliche tatsache', dass die ostgrenze des Passauer bistums nur zwischen 975 und 985 mit den im Nl. angegebenen grenzen übereinstimmte (s. 36), ist längst von Neufert Der weg der Nibelungen (progr. Charlottenburg 1892) s. 15 ff schlagend widerlegt. die einmalige bezeichnung der Nibelungen als *Rînfranken* Kl. 303, hinter der K. s. 39 eine gelehrt-commentierende absicht wittert, stammt mitsamt dem reim: *danken* aus Rol. 7851/52[2], was auch Wilhelm aao. s. 12 angemerkt hat. ebendaher wird der name *Ritschart* Nl. 2281, 1 entlehnt sein, vgl. den *Ritscart von Tortune* Rol. 1183 (*Ritschart* P). (oder wurde das statistenpaar *Ritschart* und *Wichart* hervorgerufen durch die beiden Haimonskinder *Richard, Guichard*?). die starke einwürkung des Rol. auf die Kl., eine frage der K. trotz Vogts vermutung Bresl. s. 511 ff nicht nachgegangen ist, mögen folgende stellen zeigen:

Kl.	Rol.
Kl. 954 f wande ez ist der gotes slac (: tac) über mich ergangen.	Rol. 7023 f er sante sînen slah (: tah) uber sine vîante.
Kl. 1220/22 (des ligent elliu mîniu lant) in jâmer und in vreise. ja ist vil manec weise,	Rol. 2391 f sîniu kint werthent weisen unde nekomen niemer ûzer vreisen.
Kl. 1443 f ein iteniuwes rüefen, vil gremeliches wüefen.	Rol. 1542 f thâ wart michel wuofen, weinen unde ruofen.
Kl. 1488 f lieht alsô die sterne im lûhten steine durch die wat.	Rol. 1551 f gesteine thie vile ethelen[3] lûhten sam thie sterren wither abant.
Kl. 2070 si ligent rehte als ein vihe.	Rol. 5421 si vielen sam thaz vihe ze tale
Kl. 2359 f und sante Michahîle ze genâden ir aller sêle.	Rol. 6919 f theme bevalh er sine sele mit sente Michahele, (auch von Wilhelm aao. s. 12 angemerkt, vgl. noch Roth. 4445/46)
Kl. 4272 ff verspricht Dietrich der verwaisten Dietlinde, für einen mann zu sorgen. hier verrät sich	Rol. 8695 ff gibt kaiser Karl der Alde in gleicher situation dasselbe versprechen.

[1] was die anwendung der kunstgeschichtlichen grundbegriffe H. Wölfflins zur erhellung des stilproblems lied > epos beitragen soll (s. 34), ist mir nicht klar geworden. K. wollte hier wol Walzels methode der wechselseitigen erhellung der künste am untauglichen object erproben. [2] das hat auch Droege Zs. 58, 10 übersehen.
[3] sc. von den gewändern.

die unerträglich philiströse art des verfassers besonders deutlich, dessen Dietlinde sich nach solchen schicksalen so schnell zu fassen weiſs [1].

Zur auseinandersetzung mit Bruiniers gedanken, die namensform *Cremhild* (Lorsch 766) sei ein unumstöſslicher beweis für übernahme des bairischen namens (K. s. 42, anm. 2), verweis ich K. hier nur auf Baesecke Deutsche philologie (Gotha 1919) s. 89. der fall ligt verwickelter als K. annimmt [2].

Den bischof Pilgrim schreibt K. s. 44 schon dem Nl. zu, erklärt aber alle strophen die seiner verwantschaft mit den Burgunden gedenken, für secundär, die verwantschaft selber für erfindung des autors der Kl. ich sehe in der einführung Pilgrims und seinen beziehungen zum königshaus eine huldigung des letzten spielmännischen dichters an seinen gönner Wolfger von Passau und verweise hier nur auf Heusler, Ns. u. Nl. s. 124 f.

Der verfasser unsers Nl. war nach K., der hierin Fischer folgt, 'zweifellos ein geistlicher', eine annahme, die m.e. ein ähnlicher misgriff ist wie seinerzeit Sarans versuch, das Hildebrandslied als christliche Theodicee zu erweisen. begründung fehlt. ich halte K. nur dieses entgegen: was Schönbach und noch eindringlicher Fischer an kirchlichen elementen im Nl. hervorheben, betrifft nur die äuſsere gewandung des werkes, sozusagen das kostümliche, also zugeständnisse an den zeitgeschmack. nur eine einzige gestalt, Rüedeger von Bechlaren, hat christlicher geist, christliche ethik geformt, und darauf allein kommt es doch an. wenn irgendwo, so besagt hier eine wortstatistik garnichts, und unkenntnis der etikette beweist noch nicht gegen einen spielmann als dichter. die einladung an Etzels hof durch zwei spielleute, die Fischer unvereinbar findet mit dieser annahme, sie erklärt sich einfach als überrest aus der vorstufe (s. auch Droege Zs. 51, 177), und an solchen 'überlebseln', mit Heusler zu reden, ist das Nl. doch wahrlich nicht arm. was ein pfaffe aus der urväter hort gemacht hätte, davon gibt ja die Kl., zt. auch der bearbeiter des liedes einen kleinen vorschmack. im übrigen vgl. Heusler aao. s. 96 ff. 107 f. 125 ff u.ö. und Vogt: Französischer und deutscher nationalgeist im Rolandslied und Nibelungenlied (Marburg 1922) s. 17 ff.

In der annahme von interpolationen innerhalb der Kl. geh

[1] in dem bericht der Ths. von Dietrichs heimkehr II 328, 13 ff, der in allem wesentlichen zur darstellung der Kl. stimmt, ist von Rüedegers tochter mit keinem wort mehr die rede. auf vereinzelte entlehnungen aus Rol. in Kl. C allein kann ich nicht näher eingehn.

[2] nur eine bemerkung sei mir hier gestattet: abweichend von Baesecke glaub ich nicht, dass die Nibelungenmutter schon auf der urstufe vorhanden war, und halte Grimhild vielmehr für den ursprünglichen namen der heldin.

ich nicht so weit wie K. so halt ich die vv. 543—586 gegen Vogt und K. s. 46f für echt: widerholung desselben motivs, in diesem falle die verherrlichung der gattentreue um jeden preis, kann doch bei einem so redseligen und ärmlichen poeten der textkritik keine handhabe bieten. K. weist s. 24 selber darauf hin, wie oft zb. der gemeinplatz vorkommt, durch rechtzeitige aufklärung Etzels hätte das verhängnis beschworen werden können. die vielbesprochenen vv. 569/570:

Des buoches meister sprach daz ê:
dem getriuwen tuot untriuwe wê,

bezieh ich auf Nl. str. 1141/42: ermordung des gatten und schatzraub, die taten der untreue, hielten in Kriemhild die schmerzvolle erinnerung wach, 1142, 4:

si was im getriuwe: des ir diu meiste menige giht
(C: *si was triuwen stæte unt tet vil willecliche daz*).

Die vv. 3459—84, in denen Pilgrim Swämmel bittet, auf der heimreise von Worms wider vorzusprechen und ihm genauern bericht zu geben vom untergang der Burgunden, sind ebenfalls ursprünglich. denn der spielmann kehrt ja, der angabe des liedes str. 1495 entsprechend, noch einmal in Passau ein.

v. 4102ff *der in dâ von im sande*
under die Burendenære,
dem sagt er disiu mære,

kann mit 'der' nur Pilgrim gemeint sein (nicht Etzel, so K. s. 49). von Etzel ist erst v 4105f die rede:

sus kom er wider in Hiunen lant.

für die in B Ca überlieferte schlussinterpolation zwei interpolatoren zu bemühen (s. 48), halt ich für überflüssig.

Im zweiten teil seiner arbeit kommt K. auf grund der tatsache, dass keine hs. des Nl. einen reinen Not-text überliefert, s. 71 zu dem ergebnis: 'die Not ist das durch eine heute nicht mehr feststellbare, aber keineswegs grofse zahl von interpolationen verfälschte original des Nl. diese interpolationen stammen aus C*, einer durch aufnahme der Klage-zusätze inhaltlich bereicherten, etwa um 1230 entstandenen umarbeitung'. mit andern worten: sämtliche Not-hss. sind aus einer späten, schon durch C* beeinflussten vorlage abzuleiten. ich knüpfe hier gleich an: Braune hatte noch in plusstrr. von B, abgesehen von der einleitung, rein äufserliche, gelegentliche entlehnungen erblickt, vgl. Beitr. 25, 64f. dass aber bereits die stammhs. der Not-gruppe von der Liedredaction beeinflusst war, kann auch m.e. nach Vogts darlegungen (Marb. s. 152) zur zusatzstr. 1477, die allen Not-hss. gemeinsam ist, keinem zweifel mehr unterliegen. innerhalb der red. C* haben wir dann eben mehrere stadien der umarbeitung anzunehmen, eine notwendige folgerung, die man bei K. vermisst. denn daran, dass Id* vorstufe von C, dh. dem letzten product dieser entwicklung ist, muss mit Braune festgehalten werden.

das beweisen vor allem die organisch fortschreitenden änderungen, die str. 1912 in Id und C erfährt im sinne einer zunehmenden entlastung Kriemhilds, vgl. schon vLiliencron Über die Nibelungenhs. C s. 111f und jetzt Heusler Ns. u. Nl. s. 159f. ich verweise noch auf str. 1585: um die traurige rolle des abtretenden kaplans zu heben, schiebt [I]d schon hinter str. 1583 drei neue strr. ein, was C aber nicht genügt. der bearbeiter streicht die ihm anstöfsige str. 1585 und fügt statt dessen noch zwei läppische eigner erfindung an, in denen Gunther den erbosten geistlichen auf seine rückkehr vertröstet, sowie nur C kurz davor in den plusstrr. 1520, 5—12 den könig die weinende Brünhild trösten lässt.

K.s zweite aus vergleichender betrachtung der handschriftenverhältnisse beider gedichte erwachsene these ist: Nl. C* hat die Kl. noch nicht mitgeführt (s. 60). denn Kl. AB hat sich von einflüssen der bearbeitung C ganz frei erhalten im gegensatz zur textgeschichte des Nl.: wie Nl. C auf die Not, so müste Kl. C auch auf die den Not-hss. beigelegte Kl. eingewürkt haben, wenn sie von anfang an neben Nl. C gestanden hätte. Kl. C kann nach K. erst geraume zeit nach Nl. C entstanden sein, weil sie in der verurteilung Hagens, in der rechtfertigung Kriemhilds ebensoweit über Nl. C hinausgehe, wie dieses über Kl. AB. Als weitere stütze für seine these zieht K. die zusatzverse von Etzels ende 4323—60 in BCa heran, die eine ursprünglich nur B zugehörende interpolation seien; somit müsse Kl. Ca später entstanden sein als Kl. AB, und da Nl. B den Lied-text bereits voraussetze, auch später als Nl. C. als drittes argument dient K. die schlussstr. der Not, die er für unecht, für eine zusammenziehung der beiden letzten strr. von C erklärt.

Ich habe bedenken: 1. Nl. C gibt an feindseligkeit der haltung gegenüber Hagen der schwesterhs. der Kl. nichts nach: eine niedrigere verdächtigung seines charakters als sie str. 2368, 5—8 ausspricht, hat auch Kl. C nicht aufzuweisen, und was Kriemhild betrifft, so geht durch Nl. C innerhalb der grenzen die das einmal festgelegte grundschema des Liedes auch dem änderungstrieb des bearbeiters zog, ein ebenso starker rechtfertigender zug, wie durch den paralleltext der Kl. — 2. Sagengeschichtliche erwägungen, die K. durchweg zu wenig in rechnung stellt, sprechen dafür, dass die schlussinterpolation der Kl. schon im archetypus gestanden hat. v. 4337 und 4340/41 spielen an auf die Ths. II 369—74 breit ausgeführte erzählung von Etzels hungertod in der felshöhle; sie enthalten also älteres deutsches, vermutlich nd. sagengut, das seit mindestens 1200 in Oberdeutschland bekannt geworden sein mag, vgl. WHaupt Nd. Dietrichsage s. 275 und Heusler in Hoops RL I 361[1]. ein trüber widerschein dieser

[1] die v. 4345/46 beruhen dagegen auf verwechselung mit den bekannten fabeleien von Dietrichs ende.



nd. Attiladichtung spiegelt sich in str. 83/84 der grönländ. Atlamál, die noch dem 11 jh. angehören (vgl. FJónsson Den islandske litteraturhist., København 1907, s. 74). der schreiber von A hat diese betrachtungen unterdrückt, um mit der titelzeile 4322 schliefsen zu können. ich komme damit auf Bartschs ansicht ausg. s. XVII zurück. — 3. Nl. str. 2379 hat der dichter die schlussworte der älteren, obd. Not entnommen. ich brauche darauf wol nicht näher einzugehen.

Die zunächst auffallende erscheinung, dass die Not-recensionen beider gedichte in so verschiedenem grade von C* einwürkungen erfahren haben, lässt sich m.e. ganz natürlich erklären. die Kl. bot nicht soviel anlass zu stärkeren eingriffen in den grundtext wie das lied, ein gedanke der bei K. selber s. 58 anm. 4 nur zu flüchtig aufblitzt, weil er, wie oben erwähnt, in irrigen ansichten über den letzten dichter unsers Nl. befangen ist. zwischen original und bearbeitung der Kl. besteht nur ein unterschied des grades, nicht der art, des ethos; beide atmen die gleiche, christlich-sentimentale grundstimmung. ganz anders beim Nl. es kann nicht eindringlich genug betont werden: der überlebensgrofse wuchs seiner gestalten, das riesenmafs ihres noch von heidnischer luft umwitterten heroismus im handeln und dulden, das vereinzelte hereinspielen des übernatürlichen, die gleichgültigkeit gegen kirchliches, das alles muste einen nüchternen pedanten vom schlage des bearbeiters C zu eingriffen bisweilen in das edelste fleisch der dichtung reizen[1]. für den geistlichen stand dieses mannes, eine frage die K. selber einmal schüchtern aufwirft (s. 70), spricht schon allein die art wie er den kaplan einführt (str. 1523, 5 ff: *In den selben ziten was der geloube kranc, doch frumtens einen kappelân, der in messe sanc*) und seinen unrühmlichen abgang hebt. dazu treten dann noch Etzels vernogierung Nl. 1261, 5—8 und Pilgrims auftrag an Kriemhild, Etzel zu bekehren (str. 1330, 2).

Kann man somit die these von der ursprünglich ohne die Kl. überlieferten red. C* fallen lassen, so bleibt doch noch die frage zu beantworten: ist Nl. C vor Kl. C entstanden oder umgekehrt? m.e. spricht die innere wahrscheinlichkeit für die priorität von Kl. C: der weg Kl. AB > Kl. C > Nl. C ist natürlicher als Kl. AB > Nl. C > Kl. C. diese auffassung scheint mir eine stütze zu finden in der art wie Kl. C die angabe von Etzels vernogierung behandelt; sie unterdrückt sie bekanntlich, aber nicht ganz: v. 996: *deich mich anderstunt* (*aber* AB) *bekêren solde* und die ohne AB ganz unverständliche anknüpfung v. 997: *nû hân ich mich unervorht sô sêre wider in verworht* verraten noch deutlich die lücke: C hat somit nachträglich, dh. nach einflechtung der zutat in das Lied str. 1261, 5 ff.

[1] schon Simrock meinte, die zusätze des bearbeiters könnten ihm das ganze gedicht verleiden, vgl. Heusler aao. s. 92.

die parallelstelle gestrichen, dabei aber vergessen, auch das verdächtige '*anderstunt*' zu tilgen; a hat es weggelassen[1]. im übrigen vgl. Vogt zu Utes beisetzung in Kl. C, Marburg s. 159 f.

Auch sonst bleibt im chronologischen noch manche frage offen. warum die Urnot, dh. das original des Nl., vor Wolfram fallen soll (K. s. 65 f), nachdem Fischer durch den ansatz: '1200 hoftag könig Philipps zu Nürnberg' die persönliche berührung zwischen dem Nibelungendichter und dem schöpfer des Parz. und damit das übereinandergreifen der beiden gedichte in hohem grade wahrscheinlich gemacht hat, ist mir nicht klar geworden. die entstehung der Kl. rückt K. im gegensatz zu Wilhelm unmittelbar an das lied heran, was richtig sein wird. man vermisst aber eine auseinandersetzung mit Edzardis vermutung, Freidank habe aus Kl. C geschöpft (ausg. s. 263) und anderseits eine stellungnahme zu Vogts hinweis auf Veldekes Eneit (DLZ. 1912, 3173 ff). überhaupt wird nirgends ein anlauf genommen, auf breiterer philologischer grundlage das seltsam zwiespältige bild des autors der Kl. zu zeichnen, der, aufser aus dem Liede selbst, aus vorhöfischer und höfischer dichtung das armselige bächlein seiner erfindung speist und anderseits in seinem lehrhaft-hausbackenen vortrag schon deutlich zur spruchdichtung hinüberdeutet. K. überschätzt diesen 'reimschmied', wie ihn Heusler aao. s. 91 kurz und bündig nennt[2], erheblich (zb. s. 15).

Alles in allem ist K.s schrift keine entschiedene förderung der forschung, wol aber ein beachtenswerter versuch, die probleme die das ineinandergreifen der beiden gedichte stellt, noch einmal selbständig zu durchdenken. das besondere verdienst der arbeit seh ich darin, dass die bedeutung der red. C* für die textgeschichte des Liedes in das gebührende licht gerückt wird.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

[1] K. hat s. 25 anm. 2 nicht die nötigen folgerungen aus diesem sachverhalt gezogen. [2] vgl. auch Vogt Bresl. s. 511.

---

1. **Sigurður Nordal,** Om Olaf den helliges saga. en kritisk undersøgelse. København, Gads forlag 1914. 205 ss. 8°.
2. **Derselbe,** Snorri Sturluson[1]. Reykjavík, Þór. B. Þorláksson 1920. VIII + 266 ss. 8°.

In die forschung über Nóregs konunga sǫgur ist in den letzten jahrzehnten neues leben gekommen. wenn ich recht sehe, geht es von Halvdan Kohts versuch aus, den gesichtspunct der officiösen geschichtsschreibung für sie geltend zu machen. er steht mit seiner meinung, Snorris auffassung der norwegischen geschichte sei eben die Snorris und von seinen

[1] vgl. Nordal, Snorri Sturluson. brot úr mannlýsingu (Skírnir 90, 225—250).

zeitverhältnissen bedingt, in verbindung; sie treffe nicht den wahren sachverhalt. K.s gedanken (vgl. die sammlung s. aufsätze in Innhogg og utsyn, Kristiania 1921) haben lebhaften widerspruch bei Oscar Albert Johnsen (Hist. tidsskr. [norsk] V 3, 213—232) und Finnur Jónsson (Arkiv f. n. fil. 30, 97—138) und zur ablehnung führende grundsätzliche erwägungen Frederik Paasches (Edda 17, 1—17) über die bedingungen, die die nordische erzählgattung der tendenzschriftstellerei stellte, hervorgerufen. Paasches Kong Sverre (Krist. 1920) ist mir bisher nicht zugänglich gewesen. K.s anregung hat aber auch unmittelbar auf die philologische arbeit gewürkt. Gustav Indrebøs schriften Fagrskinna (Avhandlinger fra universitetets historiske seminar utgit av HKoht, OJohnsen, EBull, 4-de bind, Krist. 1917) und Ágrip (Edda 18, 18—65) gehn mit neuen gesichtspuncten an die quellenkritik und verwenden K.s gedanken kritisch zum gesamtverständnis der werke. auch I.s ausgabe der Sverris saga (etter cod. AM 327, Krist. 1920) steht in diesem strome.

Unabhängig von dieser bewegung arbeitet Sigurđur Nordal. der anteil deutscher gelehrter an der forschung über Nór.,kga.ss. ist ja bisher geringer gewesen als an der über die Islendinga ss. trotzdem fällt es auf, dass in einschlägigen deutschen zeitschriften und büchern seine arbeiten noch nicht zur würkung gekommen zu sein scheinen — in Niedners einleitung zur Heimskringlaübersetzung (Thule) ist ihr einfluss wol zu spüren. es macht sich eben die valuta verderblich fühlbar. ich mache mit besonderer freude auf N.s zwei schöne, arbeitsreiche und gedankenvolle bücher aufmerksam. seinem Snorri Sturluson wünsch ich eine deutsche übersetzung.

1. Die aufgabe der 'kritischen untersuchung über die saga von Olaf dem Heiligen' ist, 'das verhältnis zwischen den verschiedenen darstellungen der geschichte O.s d. H. innerhalb der alten norwegisch-isländischen litteratur zu beleuchten. ... historische würdigung und litterarische charakteristik ligt aufserhalb ihres plans' s. 5. der vf. gibt jedesmal einen kritischen überblick über die bisher geäufserten wissenschaftlichen meinungen, eh er seine untersuchungen vorträgt. sein gebiet umfasst den gesamten stoff von Theodrics Historia de antiquitate regum Norwagiensium bis zu den sammelwerken der verfallzeit.

N. untersucht mit dem blick auf Th.s aussage, dass er keine schriftliche gesamtdarstellung der norw. königsgeschichte gekannt habe, die frage nach den quellen der Hist. de ant. und kommt zu dem ergebnis, dass des vf.s angabe zuverlässig sei; Catalogus reg. Norw. und O.s. legende rechnen nicht. er weist m.e. überzeugend Th.s unkenntnis der ältesten O.s. nach und erklärt richtig die durchlaufenden übereinstimmungen zwischen Ágrip

und Hist. aus benutzung durch Ágr. klarer blick für würklichkeit lässt ihm die bedingungen für die überführung der gelehrten werke Sæmunds und Aris durch handeltreibende und abenteuernde Isländer nach Norwegen als wenig günstig erscheinen. der durch gedächtnis und vortrag gepflegten, gefestigten erzählung traut er gern etwas zu. wenn nichts anderes, so ist die Ä. und die leg. O.s. beweis genug für das leben der einzelerzählung und Styrmis sammeltätigkeit für das der einzelangaben. geschlossene sǫgur von einzelnen königen müssen in der tat sehr deutlich bewiesen sein, ehe an ihr vorhandensein zu glauben ist.

Ágrip, letztes jahrzehnt 12. jh.s, ist als ein wesentliches mittel zur schaffung der erhaltenen Leg.s. in die A. O.s. hineingearbeitet worden. dafür bringt N. den vollgültigen beweis, und es folgt daraus gewis, dass Ágr. nicht im ganzen ein auszug aus Ä. O.s. sein kann; sonst hätte der vf. der Leg.s. eben nicht so viel aus ihm zu holen gehabt. aber dass Ágr. die Ä. O.s. nicht doch gekannt haben könnte, ist daraus nicht zu schliefsen. auch in Mork. ist Ágr. eingeschoben worden; das hat Indrebø in seinem buche Fagrskinna ausführlich dargetan. Th. ist Ágr.s quelle gewesen. sollte die auffallende abschweifung über 'jól' sp. 1, 11—22, die ich im Ágr., nicht im Halfd.þ.sv. Flt. I 564 für ursprünglich halte, ein versuch zur nachahmung der *digressiones* Th.s sein? ob Hist. Norw. oder eine mit ihr sehr gleichartige schrift von Ágr. benutzt sei, entscheiden weder N. noch I.; vgl. Hægstad zu alter und heimat der Hist. Norw. (Edda 12, 118—121). mir däucht es sehr gewagt, für diese anfangszeit der norw. geschichtsschreibung sozusagen ein duplum zur Hist. Norw. anzusetzen. Th.s zeugnis darf nicht entwertet werden. über Ari als teilquelle hält sich N. vom entscheid zurück. inzwischen ist die untersuchung über die quellen des Ágr. durch Indrebø auf ein gleis geschoben worden, das zu fruchtverheifsendem lande führt. er sucht heimisch norwegische stofffassung und -überlieferung. damit wird ein wichtiger factor für das verständnis der Nór. kga ss., der gewis schon früher beachtet worden ist, gebührlich betont. es scheint mir aber, dass in dem von I. gesammelten stoff zwischen stücken abgezweckter (officiöser?) fassung und volkssagen (die wären als *frásagnir* anzusprechen) unterschieden werden muss. die stilbeurteilung muss an die stoffe geführt werden.

Mit der besprechung der ältesten Olafss. (Ä. O.s) tritt N. in das mittelgebiet seiner forschung ein. er lässt die entstehung zwischen 1160 und 1185 offen. vom beschauen der überlieferten bruchstücke aus sucht er das bild der saga und der leistung ihres vf.s zu gewinnen. er stellt sie neben die Olafss. Tryggvasonar des Odd, uzw. auf grund scharf beobachteter und stark hervorgehobener compositionsfehler. N. schreitet mit diesem urteil über die selbstgesteckte grenze seiner arbeit (s.o.)

hinaus. das muste er; aber er scheint mir hier nicht glücklich zu sein. FJónsson (Litt. hist. II 614—617) hat besseren blick, und OAJohnsen Indledning zur ausg. d. O.s.h. cod. Delag. 8 II wird dem vf. der Ä. O.s. entschieden mehr gerecht. die erhaltenen bruchstücke gehören m.e. einer deutlich verderbten recension der saga an. die abschrift aus Olafs legende dem original abzusprechen, ist N. s. 136 selbst geneigt. ein galimathias wie der bei gelegenheit der schlacht *við ána helgu* dargebotene ist einem ersten vf. überhaupt kaum zuzutrauen. und wenn er eine probe von kritik und überlegung wie s. 2, 16—25 abgelegt hat, muss unbedingt hiernach das verständnis seines werkes gesucht werden. N.s prüfung von FJ.s entwurf zur gewinnung der Ä. O.s aus der. Leg.s. läuft im ganzen auf ablehnung der vorgeschlagenen ausscheidungen hinaus, wenn es auch nicht als unwahrscheinlich hingestellt wird, dass einzelne episoden interpoliert sein können. N. selbst stellt fest, dass Leg.s. ihre vorlage kürzt; mir sind in den als interpolationen in betracht kommenden stücken merkmale von kürzung nicht aufgefallen. die ganze frage lässt sich nicht ohne sehr sorgfältige beurteilung des ethos der einzelnen stücke beantworten.

Das schwergewicht des buches s. 97—154 macht, gewis entsprechend der aufgewandten arbeit, die untersuchung über Styrmir fróðis O.s.h. und ihr verhältnis zur Ä. und Leg.s. aus. zunächst soll St.s eigentum aus dem gesamten stoff herausgehoben werden. die *smáir articuli* Flt. III 237—48 geben eine vorstellung von St.s text. dann tritt folgende überlegung ein: Snorre baut seine O.s.h. auf der St.s. aber Flt. wie die übrigen hss. der erweiterten O.s. Sn.s (AM 61 fol., Tómásskinna, Bæjarbók á Rauðasandi, Bergsbók) haben zt. von einander unabhängig St.s buch eingearbeitet. ihre zusätze können durch abzug des Snorrischen werkes von ihren texten gewonnen werden. aber diese subtraction kann nur das geben was Sn. nicht selbst von St. aufgenommen hat, unwichtige einzelheiten, die Sn. verschmäht. über St.s sammelfleiſs erhalten wir auskunft, nicht über seinen geistigen einsatz. ferner: die form der stücke kann verändert sein und ist es zt. nachweislich. unter durchsicht des gesamten, groſsenteils ungedruckten quellenstoffes bringt N. 107 nummern zusammen. das ergebnis ist der mühe wert; es wird sofort klar: Leg.s. und St.s O.s. können nicht in unmittelbarem abhängigkeitsverhältnis zu einander oder zur Ä. O.s stehn. sie gehn beide auf eine bearbeitung der Ä. O.s., die 'Mittlere saga' (M) zurück.

Aus der untersuchung über die wunderzeichen O.s möcht ich auf N.s feine beobachtung hinweisen, dass die legenden die die Ä. O.s. aus volkstümlichem umlauf geschöpft hat, durch ihr interesse für orts- und personenangaben der sagaart näher stehn, als die für das wunder als solches interessierten legenden

Eysteins. gewis mit recht hält N. erneute widerbenutzung der legende bei neubearbeitung der, O.s. durch Styrmi offen. als wichtig für die erforschung der Isl.ss. fällt im weiteren der nachweis heraus, dass die erzählung von Þormóðs übergang zu O. in der Ä. O.s. nicht aus Fóstbr.s. geschöpft ist. sie ist erst für Þ.s ende durch M, und zwar in höchst ungeschickter weise benutzt: vielleicht hat Sn. sie selbständig zu rate gezogen. M. wird m.e. für die grofse masse der einschübe in Ä. O.s. verantwortlich zu machen sein.

In der grofsen O.s.h. (O.H.) sieht N. das erste geschichtswerk Snorri Sturlusons. er hat es nach der rückkehr aus Norwegen auf grund seiner bekanntschaft mit St.s buch und im widerspruch gegen seine zwar sehr stoffreiche, aber unkünstlerische und unkritische art als ersten niederschlag seiner die geschichte O.h.s überschreitenden studien verfasst. dem cod. Holm. 2, 4⁰, der Sn.s arbeit am besten bewahrt, schreibt N. eine reihe von änderungen zu — vor allem die vorsetzung des veränderten Heimskringlaprologes. der O.H. ist er von haus aus nicht eigen. diese behauptung erhärtet N. durch den nachweis, dass der Holm.-prolog überhaupt nur in drei hss. steht, dass zwei andre ihn unabhängig aus Hkr. geschöpft haben und die übrigen vier, die durchaus nicht auf verkürzung aus sind, keinen prolog bringen. im buche über Sn. St. s. 163f wird auf die wertung Aris in O.H.s. 188; Hkr. II 417 als nur möglich hingewiesen, wenn sie nicht schon im prolog geschehen war; in Hkr. ist sie mit O.H. übernommen worden. diese lösung der vielumstrittenen prologfrage ist sozusagen eine erlösung. widerspruchslos wird sie nicht bleiben; N. spricht sich nicht über den letzten teil des Holm.-prologs aus, der nur auf O.H. geht. zum letzten satz des Hkr.-prol.s s. N.s deutung Sn. St. s. 167. die vor- und nachgeschichte in O.H. versteht N. als erste verarbeitung der sammlungen und studien Sn.s; sie wurde bei der ausarbeitung des umfassenden werkes benutzt und geändert. O.H. wurde als mittelteil in das neue werk eingeschoben; so erklärt sich der unverhältnismäfsige umfang der O.s.h. in Hkr.

2. N.s auffassung der O.H. und Hkr. beruht auf seinem gesamtbilde Sn. St.s. es ist höchst wertvoll, dass er dies in einem besonderen buche gemalt hat. ehe er an diese arbeit gieng, hat er allen bibliothekenstaub abgeschüttelt; er schreibt sich das herze frei. und so schafft er ein schönes populäres und wissenschaftliches werk. zwei perioden des geisteslebens Sn.s scheidet er: die des poeten und poetikers und die des historikers. er lehnt also die Müllenhoff-Mogksche vermutung, dass Sn. seine Edda unvollendet hinterlassen habe, ab und begründet das. mit den erfahrungen und studien auf der reise nach Norwegen und Gautland schlägt der wissenschaftlich historische geist seiner tage von Oddi in Sn. durch, und Sn. erklimmt

die vor ihm unerreichte höhe der vereinigung wissenschaftlicher arbeit und kunst. eine ausführliche darstellung der grundkräfte der isl. saga, wissenschaft und ergötzung (*fróðleikur, skemtun*), ihres kampfes, ihres friedens in Sn.s kraft und ihres verfalls gibt N.s auffassung der litt.-gesch. der saga. aber unter der feder verengert sich ihm m.e. das blickfeld auf Nór. kga.ss. für dieses gebiet scheinen mir seine gesichtspuncte glücklich gebildet und verwant. für die entwicklung der Ísl.ss. und die im felde der volkssage liegende vorgeschichte der kga.ss. ist der gesichtswinkel zu eng. Nór. kga.ss. sind von haus aus litterarisch — von einigen nur erschlossenen sǫgur lässt sich das gegenteil nicht behaupten. für sie kommt von vornherein wissenschaft in ganz anderem grade als für die Ísl.ss. in betracht. N.s treffende bemerkungen über die Fornaldarsǫgur drängen auf verwertung für die Ísl.ss.

N. geht an die psychologische erklärung der fassung die Sn. dem stoff gegeben hat; der zweck des buches hindert ihn, mehr als proben zu geben. ich halte diesen abschnitt für den wissenschaftlich fruchtbarsten des buches. da ist fast überall neuland. durch die philologische arbeit müssen erst Sn.s quellen und das aussehen seines textes im verhältnis zu ihnen festgestellt werden. das ist gutenteils geschehen. es ist vorarbeit. was wir wissen wollen ist: welche motive haben Sn. zu seiner gestaltung des textes veranlasst? m.e. kann diese arbeit jetzt in angriff genommen werden. sie wird dauernd im reciprok-verhältnis zur reinen quellenkritik stehn. sie kann nur von der stilkritik unter historischer wertung und litterarischer charakteristik geleistet werden. N.s proben wecken den lebhaften wunsch, dass er uns diese schwere, feine arbeit einmal vorlegen möchte. die beiden besprochenen bücher erweisen seine ausstattung mit den beiden wesentlichen gaben dafür: quellenkritik und verständnis für persönlichkeit.

Kiel. **W. H. Vogt.**

G. G. Gervinus. ein capitel über litteraturgeschichte von **Max Rychner.** Bern, verlag Seldwyla 1922. IX u. 136 ss. 8°.

Dass in den tagen einer so lebhaften discussion über aufgaben und methoden der deutschen litterarhistorie auch die gestalt des begründers der neueren deutschen litteraturgeschichtschreibung zum gegenstande einer an den heutigen bewegungen orientiertes geistesgeschichtlichen untersuchung gemacht werden würde, war zu erwarten; fühlt man sich doch auch in jeder litterarhistorischen vorlesung gradezu gedrungen, Gervinus stellung und einstellung nachdrücklich zu charakterisieren. doppelt erfreulich daher die — bei aller lebhaftigkeit — objective und unabhängige art, in der die neue schrift dem vielangefeindeten gerecht zu werden strebt

Es kommt R. hauptsächlich darauf an, die anscheinende grundparadoxie von Gervinus zu erklären: die deutsche litteratur sei zu ende, von jetzt an habe sich jede begabung der politischen neugestaltung zuzuwenden — und zu diesem behufe schreibt er fünf bände litteraturgeschichte. der anfang wissenschaftlicher deutscher litteraturgeschichte war als abschluss gedacht —. bei solcher erklärung kann natürlich nur geschichtlich vorgegangen werden. und so gelten die beiden ersten capitel, nach der die problemlage zeichnenden einleitung, der persönlichen und der sachlichen vorgeschichte: 'Die gestaltung des weltbildes' und 'Vorläufer und vorstufen'. in jenem wird die jugendentwicklung von Gervinus geschildert, der schon früh im verkehr mit freunden wie Hessemer seine neigung zu selbstbewustem doctrinarismus erkennen liefs, bis zu der entscheidenden einwürkung des so ausgesprochen politischen Schlosser und der daran anschliefsenden ausgestaltung seiner stoisch-energetischen weltansicht; in diesem die linie gezogen, die von Herder zu Wilhelm und Friedrich Schlegel führt, im gegensatze zu den Eichhorn-Bouterwek, von denen sich Wachler woltuend abhebt, vor allem dadurch dass er eine durchgehnde idee hat, dieselbe wie Gervinus: die der nationallitteratur. an Eichhorn-Bouterwek schliefst R. kurzerhand und ungerecht Koberstein an. der unmittelbare vorläufer von Gervinus, wenn auch tief unter ihm stehend, ist natürlich der politische Menzel. die litterarhistorische bedeutung von 'Dichtung und Wahrheit' erscheint nicht genügend gewürdigt.

'Das litterarhistorische programm' von Gervinus (cap. 4) erscheint schon in der recension der beiden litteraturgeschichten von Bohtz und Herzog in den Heidelberger jahrbüchern (1833). schon hier ist die aufgabe des historikers gegenüber der des ästhetikers in scharfer scheidung formuliert, schon hier findet sich das 'gesetz der entwicklung', die forderung der freien unbefangenheit des historikers vor jedem standpunct — höchst wertvoll, auch wenn G. selbst sie so oft nicht erfüllt hat —, das verlangen an die dichter, zu den kämpfen ihrer zeit stellung zu nehmen, ja partei zu ergreifen, und die ganze politische einstellung. schon hier aber auch die neigung den dichter zu schulmeistern, und die geringe fähigkeit, rein künstlerische naturen zu begreifen. schon in dieser ideenreichen schrift, die das wunschbild einer von irgend jemand zu schreibenden geschichte der deutschen nationallitteratur entwirft, steckt der ganze Gervinus. 'über die schulter des historikers blickt der politische patriot'.

Der 'Geschichte der deutschen dichtung' gilt das nun folgende hauptcapitel. (R. hält sich gleich an die 5. auflage 1871, wegen der grundsätzlich gleichen haltung, trotz der erweiterungen und der mitwürkung von Bartsch, nicht an die erste, 1835—42, oder eine der folgenden, etwa die dritte, bekanntlich die beste

— eine übersicht über umfang und etwaige tendenz der veränderungen hätte nichts geschadet). ausgehend von den begleitbriefen des ersten bandes an die brüder Grimm, Gervinus eigenen kurzlebigen Jahrbüchern, den vorreden, der selbstbiographie (1860 geschr.) und den 'Grundzügen der historik' (1837) werden erstmalig die — ja tatsächlich lebenslang dauernden — hauptgesichtspuncte von Gervinus, und das heifst auch die ausgangspuncte für den beurteiler, gewonnen, die sich dann sämtlich in dem nun zu eingehnder untersuchung kommenden grofsen werke widerfinden. in der formulierung R.s: künstlerische litteraturgeschichtsschreibung, ohne die kalte haltung irgend einer gemimten objectivität, unüberhörbare betonung der eigenen erlebenden persönlichkeit, die ihren gegenstand unter dem augenpunct der gegenwart aufnimmt'. oder, um wenigstens die wichtigsten puncte mit Gervinus eignen, so bezeichnenden worten zu geben: 'ich schrieb das werk von vornherein in der tendenz, den Deutschen zu zeigen, dass alle echten lorbeeren, die sie auf dem feld der dichtung zu pflücken hatten, vorläufig eingetan seien; ich schrieb die erste zeile mit der aussicht auf das letzte blatt des werkes' (selbstbiogr.); 'In einem puncte weicht es [das buch] besonders von andern litterarischen handbüchern und geschichten ab: dass es nichts ist als geschichte. ich habe mit der ästhetischen beurteilung der sachen nichts zu tun' (bd. 1, einleitung). und: 'Ich fasse die deutsche dichtungsgeschichte von einer bestimmten seite auf; man kann sie von hundert anderen auffassen, die ebenso richtig und in sich bedeutender sein können. wer mein buch beurteilt, muss es von meinem gesichtspunct aus beurteilen'.

Dies nun tut R. im folgenden, und es ist sehr zu billigen. aber freilich muss er dazu die eröffnenden schlüssel in G.s charakter, seiner weltanschauung suchen, um sein bild des objectes seines werks, der dichtung, sich zu erwerben. und das ist ohne eigne, wenn auch beherschte kritik nicht möglich.

Die untersuchung greift die hauptpuncte heraus. unter den 'grundsätzlichen haltungen' (1) die wichtigste ist die parteinahme für den staat, für das leben und — gegen die litteratur, soweit sie noch jetzt entsteht, dh. gegen die gesamte nachclassische. 'Unsere dichtung hat ihre zeit gehabt'. 'In der Romantik ging unsere dichtung in fäulnis über'. ja er meint, man hätte 'die talente die nun kein ziel haben, auf den staat locken sollen', als ob das würklich dichterischen ingenien gegenüber möglich wäre. und seltsam muss es erscheinen, wenn Gervinus geglaubt hat, nur zur 'selbstermunterung seiner zeit' so gallig haben schreiben zu müssen. aber R. hat recht wenn er sagt: 'man kann leichthin seinen satz 'unsre dichtung hat ihre zeit gehabt' einen irrtum schelten, es bleibt immerhin der irrtum eines grofsen mannes, der davon durchdrungen war, dass die poesie der mensch-

heit keine verwürklichungsfähigen ideale mehr schenken könne', und zur rechtfertigung seines nützlichkeitsstandpunctes auf sein 'weites, in seiner geschlossenheit an gröfse heranreichendes ideensystem' hinweist. seltsam paradox, aber von seinen allgemeinzeitlichen, den nationalen, und den persönlichen voraussetzungen aus verständlich, bleibt G.s eigene wendung zum 'denkenden leben', der geschichtsschreibung, statt zum 'wirkenden', das er so viel höher stellte. das 'denkende' war ihm doch nur ein mittel für das 'wirkende', in hinblick auf die nation, für den theoretiker freilich das einzige — und so ist dieser widerspruch, den er selbst empfand, ein notwendiger.

Der zweite punct den R. näher untersucht betrifft das verhältnis von individuum und epoche bei Gervinus und seine erklärung. nur derjenige individualgeist erregt G.s tiefere aufmerksamkeit, in dem sich der geist der epoche ausspricht, der 'repräsentant des volkswillens und zeitgeistes, eine verkörperte idee' ('Grundzüge der historik'); wobei er unter idee, zeitgeist, das allgemeine geistige lebensgefühl einer zeit versteht, nicht gerade vorzüglich ihre tiefsten und feinsten erkenntnisse. die persönlichkeit wird 'epochisiert', wie die litteraturgeschichte politisiert wird. darum sind Hutten, Luther und Lessing seine lieblinge. der grund ligt in der principiellen einstellung auf die entwicklung der nationallitteratur als eines gesamtwesens, auf das 'wirkende leben', und was schematisierung von epochen mit würkendem zeitgeist und charakteristischer haupttendenz betrifft, in der einwürkung Hegels, die stärker war als G. zugestehn wollte; ich würde diesen punct viel stärker betonen als R. es tut. daneben natürlich in seiner relativ geringeren fähigkeit die gestalt eines dichters zu sehen und herauszuarbeiten, seinem schwächeren verständnis für das specifisch-dichterische und den poeten, wie man an seiner stellung zu den Romantikern, zu Hölderlin und Mörike, aber auch zu Goethe sehen kann. — Aber dies ist ja wider nur die andre seite derselben sache: subtiles verständnis für die einzelpersönlichkeit ist nicht sache des mannes, den die natur ganz auf die erfassung der nationalen, politisch gesehenen gesamtentwicklung hin construiert und mit den organen dafür grofsartig-einseitig ausgerüstet hatte.

Hiermit kommt man schon hinein in die erwägungen die R. beim dritten punct anstellt oder in uns anregt, der 'idee der persönlichkeit'. ausgezeichnet formuliert R. den tatbestand: 'das werk als gehalt, nicht als künstlerische gestalt erkor sich G. als forschungsobject. die notwendige idee einer zeit, repräsentiert durch einen dichter, dargestellt in dessen werken. damit ist aber die idee einer persönlichkeit nicht erschöpfend dargestellt, denn Gerv. bleibt beim blofs gedanklichen stecken; die tiefen triebhaften, imponderabilen kräfte, die das complicierte wesen einer idee in sich begreift, der 'holde wahnsinn' oder das un-

erklärlich geniale in der poesie, das sind himmlische mächte, die er nicht kennt'. aber mit der bloſsen feststellung begnügt R. sich nicht; er betrachtet ihre auswürkungen und sucht den zusammenhang mit dem ganzen.

Im begriff erfasst G. die idee, nicht in der individualtätigkeit. daher meint er alles erklären zu können, mit jenem unfehlbaren rationalismus, der ihm so viel hass eingetragen hat. so muste ihm die lyrik am unzugänglichsten bleiben. sehr hübsch zeigt R., wie G. sich um eine doctrin, ein princip bei der lyrik etwa Goethes umschauen, es sich besorgen muss, um sie zu beurteilen, 'ohne selber mitschwingen zu müssen'. lyrik ist ihm die niederste gattung, die des unentwickelten menschen, der kindheit. ihr höchstes lob ist, wenn sie, wie zt. bei Goethe, dem volkslied gleichgesetzt werden kann. vollkommen consequent, meines erachtens, aus der nationalen, demokratischen, collectiven grundidee gefolgert; daneben wol uneingestandene einwürkung der romantik. 'ein abstrahiertes mittelmaſs' als maſsstab ist bei G. freilich die folge, der allen groſsen lyrikern gegenüber versagt. der dichter gehört ihm immer der zeit an, von ihr bestimmt und wissenschaftlich bestimmbar; alles persönlich-eigene darüber hinaus tritt für G. in zweite linie. aus 'schicksal und natur' ist der mensch mit sicherheit zu entwickeln. so sind denn 'zeiten und verhältnisse' ganz folgerichtig für Gervinus wichtig genug; trotzdem würde er sich der milieutheorie widersetzen; denn milieu, die umgebung, würde ihm nur kleine und unwesentliche dinge zu enthalten scheinen, die der humorlose den gering geschätzten humoristen und pragmatischen historikern überlässt. sein milieu, das ist das 'netz historischer ideen', sie sind das erklärende bei ihm, und ihnen zuliebe sublimiert er alles möglichst ins geistigste. der schüler Hegels wider willen, in gewissem sinne auch der zeitgenosse Rankes scheint mir hier unverkennbar. ist so bei G. alles in der sich entwickelnden zeit verankert, historisch bedingt und bedingend, die dichtung also auch als ein durchaus relatives erfasst, so fehlt, notwendig mein ich, der sinn für das un- und überhistorische, individuelle und ewige des dichtenden schöpfergeistes, das symbol, wie es R. in einem vortrefflichen absatz nennt.

Das dichterideal ist ihm identisch mit dem mannesideal, und notwendig gilt seine sympathie nicht den epikureern unserer litteratur mit ihren 'heiteren grundsätzen' — auch denen muss er noch 'grundsätze' zuschreiben —, sondern den handelnden, tapferen stoikern. auch nicht den werdenden oder den ewig sich bildenden — den festen, gewordenen, zur klarheit über sich gediehenen oder von vorn herein zweifellosen (wie er selbst). Lessing verherrlicht er aus voller seele, Goethe muss er ehren, Schiller liebt er, nicht so sehr den energisch werdenden, als den mann, den Römer, den moralischen idealisten. denn der dichter

wird vor allem als sittlicher wert bestimmt und gewürdigt, und der ethische wert ist ihm immer etwas absolutes, im sprechendsten gegensatz zur historischen relativität des dichterischen bei ihm, genau umgekehrt wie in der moderne, 'charakter' die hauptforderung an den dichter.

Das drama ist die fast einzig manneswürdige kunstform, Lessing, der mann unserer litteratur, unser erster dramatiker, Shakespeare das urbild des dichters, vor allem weil er 'tätiges würken den zeitgenossen mit hilfe der vaterländischen geschichte inspirierte' (wie es Gervinus selber wollte). seine meisterwerke sind nach G.s wort 'wie eine moralische gallerie geordnet'. und Goethe? er hätte noch weit mehr werden können als er geworden ist, wenn er, subjectiv und objectiv, ein vaterland, ein grofses vaterland, gehabt hätte. sehr viel hat Gervinus ihm gegenüber auf dem herzen. wie man sein sollte, wie die jugend sein soll, vorab die dichtende, das hat G. in seinem liebling, Georg Forster, entdeckt, dem 'typus des activisten' (R). die Romantiker, denen er den berühmten anhang widmet, sind ihm fast eine schmerzliche scham. (muste es ihm nicht so sein?) Grillparzer nennt er mit Houwald zusammen. und so kommt er zum letzten blatt, auf das hin er die fünf bände geschrieben hat: lasst die kunst und wendet euch dem leben zu! zimmert euch endlich euren s t a a t!

Was R. jetzt noch bringt, ist mehr rascher abschluss — ausgewählte 'stimmen über Gervinus' (VI); so Vischer, Hillebrand, Treitschke, Ranke, Nietzsche (der dem 'platten und dummen G.' eine Unzeitgemäfse widmen wollte), Grillparzer, Hebbel, in gerechter stellungnahme. —

Was für eine tief merkwürdige erscheinung ist dieser begründer unserer litterarhistorie fast wider willen! eine fülle der berechtigtsten einwände kann gegen ihn erhoben werden, der schlimmste, der von Grillparzer, dass er von kunst, und wie es eigentlich gemacht wird, nichts verstehe: die eiserne geschlossenheit und consequenz des mannes und seines werkes bleibt dadurch ganz unberührt. die eine grofse grundabsicht waltet in ihren consequenzen mit notwendigkeit bis in die einzelnsten stellungnahmen hinunter. aber diese grundabsicht, ist sie nicht selbst paradox und widerspruchsvoll? nicht so sehr als es scheint, wenn man sich nur genügend in die mit überdruss und zukunftsungeduld geladene litterarische und politische atmosphäre der epigonenzeit der dreifsiger jahre vertieft. konnte man da, an einer sehr deutlich gespürten wende der zeiten, nicht sehr wol auf den Gervinusschen gedanken kommen? dass die geste schulmeisterlich ausfiel, ist eine sache für sich, etwas persönliches. würklich erstaunlich bleibt nur zweierlei: die vorstellung dass die nationale dichtung nun gewissermafsen aufhören werde, mindestens in ihrer früheren, allzu hohen inneren und äufseren be-

deutung für die nation, und noch mehr die idee, dass es möglich sei die begabungen von der litteratur weg auf die politik zu locken. aber hat, was den ersten punct betrifft, nicht die entwicklung der folgezeit G. in weitem umfang recht gegeben, insofern als für einige jahrzehnte mindestens aus dem volke der dichter und denker eines der kaufleute und ingenieure wurde, und wahre dichtung tatsächlich in die hinterste reihe der die nation interessierenden angelegenheiten trat? und was den zweiten angeht, so gibt es immer einen grofsen schwarm litterarischer begabungen, die sich ebenso gut der politik zuwenden könnten als der litteratur, und an diese durchschnittsbegabungen, etwa vom grade der üblichen Jungdeutschen, hat Gervinus natürlich ganz vorwiegend gedacht, nicht an die grofsen, denen er nur, mit grund, einen schuss nationalen bewustseins und lebendigen sinn für die geschicke ihres volkes ins blut wünschte. jene mittleren aber waren es gerade, die noch zu G.s zeit in spätromantischen schwärmen die luft frischerer politischer hoffnungen verdichteten und ganz gewis eine gefahr für die nationale politische zukunft bildeten. vgl. selbstbiographie s. 271. 45. 66. 335.

Es war wol auch mehr G.s saure, und, um mit FVischer zu reden, möglichst widerwärtige manier den gedanken auszusprechen, als der gedanke selbst, was verletzte. auch die ästhetisch gestimmten unter den Heidelberger studenten noch der fünfziger und sechziger jahre werden wol gewust oder gefühlt haben, warum sie so oft über die Neckarbrücke nach Neuenheim zogen, um dem strengen manne ihre huldigungen darzubringen. und vielleicht ist die generation die 1918 und die feindesnot der folgenden jahre erlebt hat und erlebt, wider mehr in der lage, die grundintentionen dieses mannes zu verstehn, als es in der zeit der nationalen saturiertheit möglich war.

Gervinus reiht sich, als einer der hervorragendsten, ein in die dichte schar von denkern und dichtern, die mit glühender seele aus dem alten privaten Deutschland in ein neues der öffentlichen interessen, der realitäten, eines nationalen tatsachenstiles auch in der dichtung hinüberwollten und als ihre mittel nur die alten, rein geistigen zur verfügung hatten. G., der sich dem 'denkenden leben', dh. dem bücherschreiben, ergeben muss, um das 'würkende' zu fördern — ironische tragik, dadurch noch ironischer, dass der über die entwicklung bis 1871 grollende demokratische doctrinär, nach den vorliegenden versuchen zu schliefsen, auf dem gebiet praktischer realpolitik keine lorbeeren geerntet haben würde. sind doch seine politischen prophezeiungen fast alle nicht eingetroffen. in seiner schroffen einseitigkeit, in der notwendigkeit und consequenz seiner gesamten geistigkeit von den für ihn unentrinnbar gegebenen voraussetzungen aus hat dieser stoiker, dieser unerträgliche professor, dieser unfehlbare eisenstirnige rechthaber, eine herbe grofsartigkeit, ja gröfse. —

Die notwendigkeit und folgerichtigkeit, mit der G.s grundforderung sein werk wie sein gedankengebäude bis in die verästelung einzelner litterarischer stellungnahmen durchdringt, klar aufgewiesen oder dem weiterdenkenden an die hand gegeben zu haben, ist das hauptverdienst der Rychnerschen arbeit.

Die verbindungslinien von G. nach rückwärts hätten weit zahlreicher gezogen werden können, und wol noch erklärender behandelt — indes findet man dies, oder mindestens weiteres material dazu, schliefslich auch anderswo (vgl. vorwort s. VIII). doch war Schlosser jedenfalls eingehnder zu würdigen; auch die frage zu beantworten, ob Carl Braun, in der s.z. vielbeachteten schrift gegen G., und Karl Hillebrand (Zeiten, völker und menschen II s. 248) recht hatten, wenn sie Niebuhr als vorläufer von G. in anspruch nahmen hinsichtlich der grundthese von der erschöpftheit der deutschen litteratur und der notwendigkeit ihrer politisierung. am schluss hätten die Grillparzerschen einwendungen, gegen die sich vom standpunct einer am kunstwerk orientierten litteraturgeschichte schlechterdings nichts sagen lässt, wol eine eingehndere behandlung verdient. auch die von Hillebrand lassen sich nicht so leicht abtun. und endlich hätte ich in einem buch in dem notwendiger weise so viel kritik am helden vorkommt, gern ein capitel gesehen, in dem die ungeheuren litterarhistorischen verdienste seines werkes zusammenhängend geschildert würden, statt dass dies nur in zerstreuten hinweisen, die eigentlich schon die würdigung voraussetzen, geschähe. das doch durchaus positive werk würde so an innerer consequenz gewinnen. — Einmal ist vf. ein opfer seines eigenen wortspiels geworden: s. 131 z. 8 'gläubiger' statt 'schuldner', was doch wol gemeint ist (zeile vorher dieselben leute 'gläubige' genannt), in einem formal überhaupt etwas verunglückten satze.

Dies letzte und anderes sind natürlich kleinigkeiten. das geistvolle buch bedeutet eine entschiedene förderung.

Wien. **W. Brecht.**

Erfahrung und idee, probleme und lebensformen in der deutschen litteratur von Hamann bis Hegel von **Herbert Cysarz.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1921. XII u. 320 ss. 8°.

Es wird dem ref. nicht ganz leicht, zu diesem buche stellung zu nehmen. einerseits sollte man das messer und die schere des gärtners wegwerfen und nur mit der giefskanne herbeieilen, wo sich, wie in diesem falle, eine so glänzende begabung im keime regt. denn dieses schon wegen der kühnen bewältigung seiner stoffmasse bewundernswerte werk ist nur eine weiter ausgeführte dissertation! anderseits aber häufen sich gerade auf litterarwissenschaftlichem gebiete jene constructiven 'synthetischen' arbeiten, die mit der bisherigen, brüchig gewordenen analytischen

forschungsmethode nun auch deren unantastbare gewissenhaftigkeit und gründlichkeit bei seite schieben. gleichzeitig mit C.s buch ist Fritz Strichs ungemein geistvolle schrift 'Deutsche Klassik und Romantik' (München 1922) entstanden, die in ihren ergebnissen manche berührung mit der vorliegenden arbeit hat und die der verlag als ersten versuch ausgab, die methode Wölfflins auf die litteraturwissenschaft zu übertragen, wiewol meines erachtens der Münchner kunsthistoriker gerade in diesem buche viel von seinem geist und seiner darstellungskunst und nur wenig von seiner glänzend fundierten methode finden wird. so wie das buch von Strich geht das von C. ja nicht mit der mode. der verfasser hat sich überall die ergebnisse der specialforschung, wenn auch nicht immer die besten und neuesten, zu eigen gemacht, wie ihn auch glücklicherweise kein horror vor historischer betrachtungsweise dazu verführt, die dinge mit einemmal in ein licht zu stellen das sie vielleicht gar nicht vertragen. dennoch ist der überschuss an geist und kühnem wagemut auch für C.s arbeit nicht immer vorteilhaft gewesen. sie verrät eine nervöse unruhe, sowol in der durchdringung des oft wol nur flüchtig zusammengelesenen materials, wie auch in der stilistischen darstellung. allzuhäufig lässt sich der verfasser vom einfall regieren. im drange, möglichst rasch lange entwicklungsreihen zu übersehen, die verschlingung geistiger complexe in führende linien aufzulösen und die ergebnisse scharf pointiert und antithetisch zugespitzt vorzutragen, kennzeichnet C. litterargeschichtliche erscheinungen zuweilen mit schnoddrigen schlagwörtern, die einem forschen leitartikler, aber keinem gelehrten anstehn. manchmal gleiten wir ganz in den bereich übler zeitungsphrasen hinab: 'Günther war der erste gewesen, der auf dem Parnass einer weihrauchumwölkten, scharfsinnigen poetenzunft wider ein lied aus frohgemuter kehle geschmettert ...' (s. 8). anderseits überfrachtet der verfasser in einer nicht genug zu rügenden freude an fremdwörtern und lastzugartigen wortcompositionen seinen bis zur schwerverständlichkeit zusammengedrängten stil mit dem 'symbolgewebe der zeitgenössischen philosophie' (vorwort s. X). so wird die lectüre des buches stellenweise zu wahrer qual. da treten einem satzgebilde in den weg, deren schwerfälligkeit zu ihrer charakterisierenden kraft in keinem verhältnis steht: 'In Gerstenbergs individualismus verbinden sich die früchte des Hallischen und Herrnhutischen pietismus mit dem genialischen einheitsenthusiasmus des allen begriffskrücken entwachsenen persönlichkeitsbewustseins' (s. 38). je weiter man in C.s buch vordringt, desto rascher verliert man den faden des grundgedankens, der zu dem vom verf. erstrebten typologischen bild der weltanschauung führen soll. diesen grundgedanken bildet das verhältnis von erfahrung und idee im geistesgeschichtlichen werden des jahrhunderts von Hamann bis Hegel. die vielgestaltigkeit

seines begriffes 'erfahrung' setzt C. leider nur in der leicht zu übersehenden anmerkung des vorwortes (s. VI) auseinander. schon dass sich die darstellung bald auf lebensformen bald auf kunstformen bezieht (s. VII), trägt nicht zu ihrer übersichtlichkeit bei. auch scheint die etwas merkwürdige gliederung des stoffes, bei der ein abschnitt die charakteristik einer ganzen richtung und der andere wider nur die einer bestimmten persönlichkeit bringt, oft nicht so sehr im stofflichen bedürfnis begründet zu sein, als in der persönlichen anteilnahme des verf.s an diesem und jenem gegenstand und in der günstigen vorbedingung, die eine reichlicher fliefsende specialforschung gerade für die bearbeitung des einen oder andern abschnittes bot. so wenig leider auch aus diesem umfangreichen werk für die der litteraturwissenschaft unbedingt nötige typologie der künstlerischen f o r m herauskommt, C. besitzt zweifellos auch für diese fragen volles verständnis (vgl. seine ausführungen auf s. 38f u. 110). vor allem aber erhebt sein ungemein feines einfühlungsvermögen manche seiner charakteristiken, wie zb. die Jean Pauls und Hölderlins, zu dem allerbesten was bisher über diese dichter gesagt worden ist. nur sind diese charakteristiken meist wider gar nicht recht auf den grundgedanken der arbeit abgestimmt, weshalb sich C. widerholt genötigt sieht, den leser darüber zu belehren, wie weit aus dem dargebotenen das wechselnde verhältnis von erfahrung und idee erhellt.

Das I capitel 'Die befreiung des natürlichen' schildert uns in allgemeinen zügen die geistige haltung im zeitalter der aufklärung, das schon keime zu individualistischen krisen und naturalistischer umwälzung in sich birgt. wer einen grofsen sprung tut, muss einen weiten anlauf nehmen. entdeckungsfahrten wie sie C. unternimmt dürften nicht erst am wüstensaum der rationalistischen epoche beginnen, sie müsten zum mindesten im seelischen gestrüpp des 17 jh.s ansetzen. dann wird nicht mehr so einseitig wie bisher Hamanns auftreten als erster schöpfungstag für ein moderneres verhältnis zu leben und kunst erscheinen, sondern es werden sich vorbereitende regungen auch schon in dem so vielverzweigten geistesleben der deutschen barockzeit entdecken lassen. die immer mehr sich verändernde stellung der litteratur- und geistesgeschichtlichen forschung zum 17 jh. scheint C. entgangen zu sein. was er zur charakteristik des barocks vorbringt beweist, dass ihm bisher die reichen seelischen energieen gerade dieser epoche geheimnis sind. es fehlt daher auch für die schilderungen seines I cap. der rechte hintergrund. man verkennt Hallers stellung zum barock ganz, wenn man das neue in der kunst dieses dichters darin sucht, dass er in einer 'körnigen, stockend-ringenden sprache alle glätte und correctheit, das erbe der galanten zeit, zugunsten des bewegtern, prägnantern ausdruckes' preisgegeben habe (s. 9).

C. bemüht sich in der anakreontik des Halberstädter kreises ansätze zu einer realistischeren kunstauffassung zu finden, aber übersieht vollständig den fortgeschrittenen realismus eines Weise, Reuter und Henrici. es würde zu weit führen, im einzelnen zu zeigen, wie oft hier C. in die falsche kerbe haut und wichtiges zu gunsten von unwichtigem übersieht. aber bei dem polyhistorischen gehalt des buches weifs ref. nicht, ob der verfasser von der philosophie oder litteraturgeschichte herkommt. jedenfalls ist sein philosophisches wissen tiefer verankert als sein litterarhistorisches.

Festern boden gewinnt C. erst in seinen ausführungen über die Schweizer ästhetik, die aber, wie es scheint auf grund von Servaes nun doch schon überholter schrift, die zukunftsträchtigen keime dieser richtung weit überschätzt. der realismus in der kunst der Bremer Beiträger wird übersehen, auch die von Bieber so vorzüglich beleuchtete stellung Adolf Schlegels zu Batteux. — Das 'gewissen' der aus rein rationalistischen bindungen zur freiheit drängenden litteratur dieser zeit ist Lessing, von dem s. 19—22 eine charakteristik gegeben wird, die freilich nichts wesentlich neues bietet, aber die grenzen von Lessings begabung sehr gut umschreibt und mit recht seine kraft als eine lebensnotwendigkeit für die erwachende originallitteratur erkennt. neue regungen im geistigen leben Frankreichs und Italiens bereiten auf Rousseau vor, den 'ersten apostel des individualismus' (s. 25).

II cap.: 'Von Hamann zu Herder': eine vorzügliche charakteristik Hamanns spricht der gefühlseinstellung dieses universalisten und sensualisten eine stärke zu, die genügte 'einen ganzen kosmos zu tragen', betont aber auch, dass der formwille des Magus an der 'untersten objectivationsstufe' haften bleibt (s. 28). merkwürdigerweise wird in der charakteristik Gerstenbergs, mit dem die einfühlung in die litterarische kritik kommt, der 'Ugolino' gar nicht erwähnt! in Herder begegnen sich einwürkungen Hamanns mit denen solcher persönlichkeiten die C. 'herolde classischen geistes' nennt: Shaftesbury, Winckelmann, Mengs, Hagedorn: alle übergangserscheinungen. bei Shaftesbury noch keine saubere scheidung zwischen form- und substanzästhetik, bei Winckelmann neben einer in die zukunft weisenden berührung mit dem plotinischen schönheitsbegriff formelle analogieen zur aufklärungsästhetik. so gelangen wir zu Herder. treffend wird hervorgehoben, dass dessen werk in der totalität einer lebensäufserung, nicht in der objectivität einer zweckerfüllenden leistung (s. 56) besteht. im übrigen aber enthält dieser abschnitt kaum etwas was über KSiegels (Herder als philosoph, Stuttgart 1907) weitaus klarer entworfene zeichnung von Herders geistiger structur wesentlich hinausführte.

III cap.: 'Formen und formeln der Geniezeit'. durch Herders auswertung und abrundung des universalismus gewinnt der in-

dividualismus erst festen boden zu freier entfaltung. 'Die Werther und Läuffer leben dem pfahlbürger ihren naturüberschwang und ihre conventionsledige leidenschaft handgreiflich vor. diese litterarische figur wird culturtypus ...' (s. 69). solche sätze zum beweis dafür wie C. oft ganz flüchtig heterogenes unter einem generalnenner zusammenrafft und verallgemeinert! sehr fruchtbar an ebenso geistvollen wie feinen bemerkungen sind die ausführungen über den geniebegriff (s. 73—82), den C. nicht nur an Young anknüpft, sondern für den er, gestützt auf gute specialarbeiten, auch schon bei Platner und dem jungen Kant ansätze findet. die 'Kritik der urteilskraft' bringt dann nochmals einen geniebegriff, der dem der Stürmer und Dränger verwant ist. etwas überraschend wird von da der übergang zu Hemsterhuis unausgeglichener weltanschauung gefunden (s. 80f). nun wird das ringen nach naivetät und natürlichkeit von der Anakreontik durch den Sturm und Drang hindurch verfolgt in den etwas allzurasch zugreifenden charakteristiken von Schubart und Bürger (s. 83). was sonst noch von der realistik der Stürmer und Dränger gesagt wird, bleibt doch allzusehr an der oberfläche haften.

Hier hat in C. der geistreiche feuilletonist wider einmal den forscher erschlagen. wenn der verf. den eigentlichen hohen stil der Stürmer und Dränger mit dem modernen expressionismus, nicht aber mit dem naturalismus der neunziger jahre vergleichen möchte, so kann ihm ref. im hinblick auf die hymnendichtung und die fragmente des jungen Goethe beistimmen, aber bei Lenz nicht, trotz des 'kupierten stils' (der doch beim Maler Müller noch stärker hervortritt!). Klinger wird leider in diesem zusammenhang gar nicht genannt. gerade er aber muss meines erachtens als unbewuster revolutionär gegen die erstarrende eindruckskunst des Sturmes und Dranges aufgefasst werden. denn dass sich in dieser epoche auch tendenzen finden die denen des 'consequenten naturalismus' verwant sind, hätte C. das beispiel HLWagners zeigen müssen, den er freilich in seinem buche nicht einmal erwähnt!

Mit einem sprung sind wir dann bei Georg Forster (87f), dem merkwürdiger weise Heinse angereiht wird, von dem wir hier eine feinsinnige charakteristik erhalten, die ohne frage den glanzpunct des sonst nicht allzuhoch stehnden abschnittes bildet. von den activen genies wendet sich C. den 'passiven' zu (Jacobi, Moritz, Claudius und den Stollbergen). Lavaters weltbild bleibt außerästhetisch, hat aber als lebensform typische bedeutung für eine der wichtigsten wendungen in der geistesgeschichte des 18 jh.s (s. 94). Lavater und Jacobi sind übergangserscheinungen, die gegenüber den andern Stürmern und Drängern annäherung an das classisch-romantische ideal zeigen. im allgemeinen aber gilt, dass im vorclassischen zeitalter erfahrungszusammenhang

und ideenverknüpfung immer wider gegeneinander auftreten. erst bei Goethe vollzieht sich reine ineinsbildung von erfahrung und idee, ohne dass dabei das eine mathematisiert oder das andere naturalisiert würde. aufserordentlich reich an neuen, fruchtbaren gedanken ist die geistvolle charakteristik Jean Pauls (s. 107—116), der C. als 'kreuzweg' erscheint, von dem verbindende linien führen zur 'gegenständlich symbolisierenden classischen' wie 'progressiv ausschöpfenden romantischen' richtung (s. 115).

IV cap.: 'Die deutsche Hochrenaissance' (s. 117—167). die lebensenergieen des naturalismus werden hier mit den reifsten hervorbringungen der verstandescultur vermählt und die moralischen tendenzen der aufklärung zum weltproblem erhoben. Cysarz mustert nun zunächst die entwicklung Goethes unter dem gesichtspunct des verhältnisses von erfahrung und idee. dem jüngling ist die charakteristische kunst die einzig wahre. seit Italien aber tritt in des dichters auffassung die typik beherschend in erscheinung. seine kunst wird ihm jetzt als spiegel des weltganzen bewust, seine erfahrung ist nun idee, lebensgesetz aller welt. während bei Kant idee über erfahrung und begriff steht, glaubt Goethe auf dieser stufe seine idee nur durch beobachtung aus dem object gewonnen zu haben und wird erst von Schiller darauf aufmerksam gemacht, dass es sich dabei um etwas spontan der beobachtung hinzugefügtes handelt. Schillers 'idee' gehört wider dem Kantschen vernunftbereich an. das einverständnis beider classiker geht nun dahin, die idee zu symbolisieren. jetzt wird für Goethe gesetz, dass sinnliches material und vernunftgestaltung ununterbrochener wechselwürkung bedürfen. als den gipfel von Goethes reifster bildung betrachtet C. Iphigenie, Tasso, Herrmann und Dorothea. dieser epoche voraus geht bei Goethe der naturalismus, auf sie folgt allegorisierende abstractheit.

Aufserordentlich fruchtbar an anregenden ideen ist der umfangreiche abschnitt über Schiller. hier kann auf diese über Schillers schaffen vielfach neues licht verbreitenden ausführungen nur verwiesen werden. was C. besonders über das dramatische ethos Schillers sagt und über die befähigung dieses dichters zum volkserzieher (s. 152 ff), gehört nach ansicht des ref. zum besten des ganzen buches. — Wie Schiller strebte auch WvHumboldt nach einheit des moralischen charakters, doch zeichnet ihn vor Schiller ein stärkeres einfühlungsvermögen aus, das ihn auch allmählich der kunstauffassung Schellings nahebringt. auch Hölderlin wird von C. in die hochrenaissance einbezogen, 'unbedingt' als der classische lyriker. die züge die diesen dichter mit der Romantik verbinden, werden zwar nicht verkannt, doch scheint dem ref. hier Strich in seinem buche das romantische in Hölderlin viel feiner herausgefühlt zu haben als C., und zwar auch in der lyrik des dichters (Strich s. 99). mit Strich in

widerspruch aber kommt C., wenn er s. 161 Hölderlin alle titanische hybris abspricht (vgl. Strich s. 54 f).

V cap.: 'Die Romantik'. sie wird von C. als kategorie, naturbegriff und system erfasst. die Romantik erscheint dem verf. als eine grofse gesamtkrisis, wie ja auch Strich ihre tendenz zum chaotischen betont. durch den intuitionismus der Romantiker werden allenthalben die schranken niedergerissen, die die transcendentalphilosophie errichtet hatte (172). sehr geistvoll was C. dann ausführt über das classische zwischenreich des 'schönen scheins' und die romantische oberwelt, sowie über den unmittelbaren und deductiven weg, auf dem sich die Romantiker mit dem absoluten in verbindung setzen (s. 174 ff). der kern jedes romantischen stilprincips ist nicht, eine bestimmte idee in ihrem sinnlichen körper zu zeigen, sondern die eine, göttliche idee an einer bestimmten stelle der würklichkeit. treffend auch die feststellung, dass Kant auf kritischem, die Romantik auf platonischem standpunct steht. eingehend wird dann der begriff des universalismus und des progressivismus auseinandergesetzt, der dynamische charakter des romantischen denkens und der darin eine so bedeutsame rolle spielende entwicklungs- und organismusgedanke beleuchtet. die weitern ausführungen beschäftigen sich mit der synthese von natur und intelligenz in der Romantik. 'Die romantische idealität ist nicht scheindurchdringung, sondern ganz natur und ganz instinct zugleich. instinct und geist werden zu einem kosmischen parallelismus von erfahrung und idee vereinigt' (s. 205). daraus ergibt sich auch gegenüber dem Sturm und Drang ein neuer geniebegriff. nicht ganz mit recht, wie ref. glaubt, hält C. die schon längst festgestellten unterschiede in den beiden geniebegriffen für 'psychologisch überschärft', wenn man ihm auch darin wird beistimmen müssen, dass zwischen dem geniebegriff in Goethes Prometheus und in andern erzeugnissen des Sturms und Dranges immer noch eine kluft besteht. C. prüft nun das verhältnis der Romantiker zur genialität des naiven und stellt Novalis mit Schelling zusammen, weil beiden die intuition des einen, umfassenden lebensvorganges 'alpha und omega des denkens' ist (s. 216). Schleiermacher wird in seinem denken als Romantiker charakterisiert, der aber auch verwantschaft mit dem kriticismus und classicismus hat, und dessen individualismus die eigentliche überwindung des 18 jh.s in sittlichkeit und gesellschaftslehre bedeutet. s. 224 interessantes über das fruchtbarwerden des individualitätsbegriffs im drama des 19 jh.s. ein weiterer abschnitt verfolgt den durch die Romantik angeregten historismus in seiner entwicklung, doch zeigt sich gerade hier wie auch im schlusscapitel des buches, dass C. nicht mehr imstande ist, die nahezu unübersehbaren und noch wenig durchgearbeiteten stoffmassen unter seinen synthetischen gesichtspuncten zu meistern. der leser wird hier stellenweise einem

wahren trommelfeuer von namen und schlagwörtern ausgesetzt. recht unvermittelt wird in diesem zusammenhang auch Kleist behandelt, über dessen verhältnis zur antike aber C. manch feinsinniges zu sagen weifs (s. 248 f), und dessen dramatischen stil er aufserordentlich lebendig charakterisiert.

VI cap.: 'Die zwei letzten stufen des idealismus'. als vorstufe für Hegel construiert sich C. eine 'klassisch-romantische', wo der allorganismus und spiritualismus der Romantik aufs tiefste von den synthetischen energieen des classischen menschen durchwürkt ist. eine unumgängliche materiale voraussetzung für diese epoche wird die bedeutung des religiösen. damit wendet sich C. den romantischen conversionen zu, besonders der Friedrich Schlegels, die er aus einer gewissen ermüdung an der progressivität der romantischen weltanschauung erklären möchte. in sehr dankenswerter weise befasst sich der verf. einmal eingehend mit dieser letzten lebenszeit Friedrichs, und neben Schlegel wird auch Solger ausführlich behandelt, der die fuge ist 'zwischen der identitätsphilosophie Schellings und der dialektik Hegels' (s. 266). es folgt dann die eindringende darstellung von Hegels system selbst, und den schluss des werkes bildet ein panoramischer überblick über das geistige leben in der nachromantischen epoche und in der des Jungen Deutschland, entworfen unter dem gesichtspunct der auswürkungen der Hegelschen philosophie und der durch sie hervorgerufenen gegenströmungen.

Bei aller inneren unausgeglichenheit, häufigen unklarheit und unübersichtlichkeit, bei allen ungenauigkeiten und constructiven gewaltsamkeiten doch ein buch, das niemand ohne reichste belehrung und anregung aus der hand legen wird, und dessen verfasser jedenfalls zu den grösten hoffnungen berechtigt.

Halle a. d. S. **Ferdinand Josef Schneider.**

---

(1) Uhland, leben, dichtung, forschung von **Hermann Schneider.** [Geisteshelden (Führende geister) 69. u. 70. bd.] Berlin, Ernst Hoffmann & co. 1920. VIII u. 527 ss. 8°.

(2) Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter von **Hermann Schneider.** gedruckt mit unterstützung der Preufs. Akademie der wissenschaften [Palästra 134]. Berlin, Mayer & Müller 1920. VI u. 130 ss. 8°.

Eine umfassende, wissenschaftliche würdigung Ludwig Uhlands, des menschen, dichters und gelehrten, war der letzte, leider nie verwürklichte wissenschaftliche plan Erich Schmidts; er selbst hat noch im verein mit Julius Hartmann die kritische ausgabe der gedichte besorgt (Stuttgart 1898 in zwei bänden), und der schwäbische arbeitsgenosse hat ihm kostbares material durch die ausgabe der tagebücher (2. aufl. Stuttgart 1898) und die vorbereitung der briefsammlung (erschienen seit 1911 in Stuttgart

in 4 bänden) dargeboten. Hermann Schneider hat nun in verhältnismäſsig kurzer zeit, wol vorbereitet durch eine reihe von einzelstudien über U.s forschung und dichtung, die schwierige aufgabe bewältigt, die persönliche und die ganze lebensarbeit des mannes zu einem wolabgerundeten und in allen wesentlichen zügen zutreffenden gesamtbilde zu vereinigen.

Sch. hat das handschriftliche material in Tübingen und Stuttgart samt allen erreichbaren gedruckten quellen verschiedenster art sorgfältig durchgearbeitet und sich in der einschlägigen litteratur auch auſserhalb des engsten, durch sein thema gezogenen kreises umgesehen; er entwirft mit geschickter hand farbige bilder aus der politischen und gelehrten geschichte Württembergs und umreiſst mit raschen und sicheren zügen die menschliche und dichterische silhouette von Imm. Bekker und Josef von Lassberg, Fouqué und Chamisso, Kerner, Schwab und Rückert; er schöpft durchweg aus dem vollen und beurteilt alles einzelne aus dem gesichtspunct des ganzen. dabei kann es freilich nicht ausbleiben, dass mancher leser und kritiker (wie sich seit dem erscheinen der biographie gezeigt hat), der von der einen oder andern seite her an Sch.s darstellung herantrat, diesen oder jenen zug vernachlässigt zu sehen glaubte, der für das ihm persönlich vorschwebende bild des dichters und des forschers U. besonders charakteristisch war. aber solche 'hervorstechenden' züge verblassen tatsächlich, sobald wir den ganzen U. zu erfassen und in seinen rahmen hineinzustellen versuchen; der mensch, der poet und der gelehrte in U. verlangen gleichermaſsen ihr recht und müssen sich, wenn man nicht den einen hinter den andern zurückdrängen will, notwendig in ihrer würkung auf den leser gegenseitig beeinflussen, ja beeinträchtigen. dieser von grund auf 'einfache mensch' (im moralischen sinne des wortes) ist eben doch, rein psychologisch genommen, gar keine so 'einfache erscheinung'! und ein versuch die fäden aufzudecken, die eine seite seines wesens mit den andern jeweils verbinden, rückt nicht bloſs manches dunkle ins licht, sondern auch manches strahlende in tieferen schatten. man merkt Sch. auf schritt und tritt das bemühen an, ausgleichend zu würken und jeder seite in U.s wesen und schaffen das ihrige zu geben; aber dieses deutliche bestreben nach besonnenem abwägen und unparteiisch-kritischer haltung bringt eine gewisse trockenheit mit sich, die sich bei einer reinen dichterbiographie oder bei der darstellung eines reinen gelehrtenlebens wol eher hätte vermeiden lassen. am freiesten bewegt sich Sch., wo er sich im wesentlichen berichtend verhalten konnte, vor allem U. als politiker gegenüber, den zuletzt W. Reinöhl (1911, Tübinger dissertation) mit aller erwünschten documentarischen genauigkeit geschildert hatte. immerhin hat Sch. auch hier die ganz eigentümliche haltung des conservativ-demokratischen 'altrechtlers' scharf und mit einem gewissen

humor umrissen, hat auch eine reihe traditioneller schiefheiten und abgestandener legenden zerstört. es war nicht leicht, von hier die fäden zu den wissenschaftlichen, geschweige den künstlerischen leistungen U.s zu spinnen, deren darstellung zudem noch durch die biographisch-chronologische anlage des buches einigermafsen auseinandergerissen wird. hier muste immer auf die letzten formkräfte der persönlichkeit zurückgegangen werden, und vielleicht hätte es sich empfohlen, von den ausstrahlungen her schon früher auf ihren kern durchzustofsen als in dem schlusscapitel; hier bringt Sch. eine ganze reihe treuer und feiner beobachtungen (etwa über U.s religiöse haltung), die er aber in der eigentlichen darstellung nicht recht ausgewertet hat. sicherlich wäre ein tieferes eingehen auf jene geistespsychologischen betrachtungen von nutzen gewesen, mit denen W. Dilthey und seine schüler für jede künftige biographik eine gesicherte grundlage geschaffen haben; heute wären etwa E. Sprangers 'Lebensform' (3. aufl., Halle 1922), auch wol H. Nohls typisierungsversuche (Stil und weltanschauung, Jena 1920) mit erfolg zu verwerten — werke freilich die Sch. bei der abfassung seiner arbeit noch nicht zugänglich sein konnten und deren anwendung auf litteraturgeschichtliche fragen überhaupt noch viel nachdenken und kritik erfordern wird.

Wenn irgendwo so wird es uns bei U. klar, dass in einer rechten unverkümmerten kernnatur alle jene 'lebensformen', dh. alle jene wertsetzungen irgendwie vorhanden und auch tatsächlich würksam sind, in denen sich das geistige leben der europäischen culturmenschheit entfaltet: U. ist nicht nur als forscher ein 'vertreter' des theoretischen, als dichter einer des ästhetischen typus, er wird als guter hausvater der ökonomischen, als abgeordneter der politischen, als warmherziger, immer hilfsbereiter, wenn auch wortkarger und äufserlich oft mürrischer freund der socialen seite des lebens gerecht, und hat ein lebendiges verhältnis zur religion, wenn auch nicht zur kirche. aber auf allen diesen zuletzt genannten gebieten betätigt sich U. doch mehr gelegentlich, sie greifen ihm nicht an die seele; und selbst in seiner politischen mitarbeit kommt eigentlich viel mehr der sittliche verteidiger des 'alten guten rechts' als der geborene 'machtmensch' zum ausdruck, wie denn auch alles eigentlich diplomatische rechnen mit gegebenen möglichkeiten U.s sache nicht war. ganz und gar mit dem herzen dabei ist er doch nur als dichter und als forscher. aber Sch. hat ganz sicher recht mit seiner feststellung, dass U. auch keine kritische gelehrtennatur im eigentlichen sinne war: er umfasste die germanische philologie, oder was ihm besonders nahe lag, eben vorzugsweise mit dem gemüte, gerade wie die religion und im wesentlichen auch die politik. auf allen diesen gebieten spricht der dichter, nur sozusagen in wechselnder verkappung, mit. nicht wie bei Goethe

wo die wissenschaftliche tätigkeit im engern sinne, 'der betrachtung strenge lust', oder die rein administrative tätigkeit sich zwar mit der künstlerischen gelegentlich nahe berühren, sie aber doch auf weite strecken ablösen und ihr geradezu das gegengewicht halten. U.s lebensgang vollzieht sich nicht unter stärksten polaren spannungen und immer widergewonnenen harmonieen — weshalb ihn auch Goethe niemals richtig gewürdigt hat. das verhältnis des dichters und des gelehrten in ihm ist nicht ganz einfach zu beurteilen, und doch will es verstanden sein, wenn wir dem ganzen mann gerecht werden wollen.

Was den dichter angeht, so zeigt Sch.s analyse, die vielleicht nicht immer die letzten künstlerischen werte herausholt, dafür aber die biographische einstellung wahrt, wie schwer sich U. aus allerlei abhängigkeiten zu eigenen schöpfungen durchgerungen hat, wie er nach kurzem liederfrühling wider verstummt, um dann nach jahren noch einmal, nun aber mit auffallender vertiefung, formaler läuterung und verselbständigung als der gefeiertste sänger des damaligen Deutschland hervorzutreten; wie er sich aber auch dann wider auf ein verhältnismäfsig enges gebiet beschränkt und nachher seiner muse nichts mehr abzwingt, sobald sie nur 'ihn in ruhe lässt'. U.s dichterkraft hat nichts hinreifsend-überwältigendes; sie gestaltet sein ganzes leben nicht um, sie bricht mehr gelegentlich und innerhalb gewisser grenzen hervor — und doch verlässt ihn die poetische einstellung niemals ganz, und doch gehört U. im letzten grunde der 'ästhetischen lebensform' im sinne E. Sprangers an. wie stark sein religiöses verhalten von seiner phantasie mitbestimmt war, hat Sch. am ausgang seines buches richtig betont. weit bedeutsamer aber sind die beziehungen zwischen dem dichter und dem forscher. naturen mit einer verhältnismäfsig geringen oder mit einer sozusagen intermittierenden dichterischen begabung pflegen ganz ausgezeichnete übersetzer, nachdichter und kritiker poetischer werke zu sein: wir denken etwa an Herder und die brüder Schlegel. und widerum besteht ein grofser unterschied zwischen diesem typus und jenen echten forschernaturen, denen ein secundäres dichterisches talent innewohnt, das sie zu umfassenden darstellungen von künstlerischer geschlossenheit und leuchtkraft befähigt: wir brauchen nur an die grofsen geschichtsschreiber aller zeiten zu erinnern und nur darauf hinzuweisen, dass man in neuester zeit gerade von der historiographie (und biographie) her in die geheimnisse der künstlerischen menschendarstellung einzudringen versucht hat. eine solche gestalt ist U. nicht! er ist nicht der dichterisch ausgestattete, geborene gelehrte, sondern der dichter der sich in wissenschaftliche fragen vertieft; der sich, mit aller redlichkeit die ihm als menschen eigen ist, um stramme methodische zucht bemüht, aber schliefslich sein bestes doch eben da leistet, wo er als dichter auf

dichterisches stöfst, wo er ihm verwantes herausarbeiten kann. U. vertritt, wie Sch. fein und treffend entwickelt, neben Jacob Grimm dem grammatiker und Lachmann dem kritiker den typus des litterarhistorikers (noch besser vielleicht: des kritikers der älteren deutschen dichtung), doch hat er es nie zu einer umfassenden, voll ausgereiften litterarischen darstellung gebracht. ihm fehlte als künstler wie als gelehrten die gabe massen zu gestalten: er blieb der meister der kleinkunst, der stimmungsvollen, von feinen persönlichen werten getragenen einzeldarstellung. nur innerhalb seiner eigenen, persönlichen schranken vermochte er die höchste pflicht des interpretierenden philologen zu üben: das 'verstehen' im Diltheyschen sinne. jenseits dieser schranken und überhaupt in seinen späteren jahren, wo die frische, unmittelbare einstellung der jugend nachliefs, wo die rationalen züge in U. stärker hervortreten, versuchte er es mit den problemen der wissenschaft auf andere weise: er suchte verstandesmäfsig zu 'erkennen', wo er sich früher liebend eingefühlt hatte. kein wunder dass er hier schiffbruch erlitt, dass er bei kalten constructionen und schalen allegorieen endete, und vor allem jede herschaft über den stoff verlor. es entspricht also doch wider den biographischen verhältnissen, wenn Sch. die wissenschaftliche altersschriftstellerei U.s von derjenigen seiner meisterjahre abtrennt: umso kräftiger leuchtet nun dasjenige hervor was wir an U.s früheren prosaschriften schätzen, vor allem die Waltherbiographie und die besten teile der sagengeschichtlichen vorlesungen.

Aus einer eindringenden sonderuntersuchung Sch.s[1] geht freilich mit überwältigender sicherheit hervor, dass die eigentlich sagentheoretische methode U.s für immer überwunden ist und sein muss, soweit man überhaupt hier von methode sprechen will, während seine ästhetischen und ethischen würdigungen der mhd. epen ihren wert als ausdruck einer künstlerischen persönlichkeit behalten. die 'entwicklung' seiner forschungen auch auf diesem gebiete bedeutet einen abstieg vom 'verstehen' zum 'erkennen-wollen', zum ängstlichen haschen nach einer exoterischen 'bedeutung' der sagengebilde, dh. zur anwendung wesensfremder principien auf einen stoff der durchaus nur mit seinen eigenen mafsen zu werten ist. ganz ähnlich ergeht es dem mythologen U., dem Sch. ebenfalls eine sonderstudie gewidmet hat[2]. auch hier überwiegt zunächst die 'physikalische' methode, die bei aller einseitigkeit eine fülle von feinen und geistreichen erklärungen zeitigt, doch bricht schon in der heute

[1] Uhland und die deutsche heldensage von H. Schneider (= Abhandlungen der Kgl. preufs. Akademie der wissenschaften, jahrgang 1918, phil.-hist. klasse nr 9. Berlin 1918).

[2] H. Schneider, Der mythus vom Thor. Archiv für d. stud. d. neueren sprachen bd. 143, s. 165 ff und bd. 144, s. 1 ff.

noch geniefsbaren abhandlung über den 'mythos von Thor' gelegentlich 'die allegorisierend-geistige deutung' durch, die seine schrift über 'Odin' unerträglich macht.

Aus U.s geringer kraft zur gestaltung grofser massen und seinem mangel an eigener, seelischer dynamik im sinne kräftiger polarität erklärt sich auch sein fast völliges versagen auf dramatischem gebiete. Sch. hat diese gründe weniger betont, hat aber mit einer anerkennenswerten offenheit die schwächlichkeit auch der erfolgreichsten bühnendichtung U.s, des 'Herzog Ernst', zugestanden. nur scheinbar besteht hier ein widerspruch gegen die tatsache dass U. würksame bühnenbilder zu stellen und den schauspielern dankbare rollen oder besser dankbare scenen zu schreiben wuste. zur stimmungsvollen ausgestaltung einzelner teile, zur sympathischen und selbst für augenblicke kraftvollen darstellung einzelner gestalten war der lyriker, war der balladendichter durchaus imstande; aber so gut ihm das 'mimische' liegen mochte, von einer grundsätzlich dramatischen einstellung mit ihrer unablässig bohrenden, im gegensätzlichen schwelgenden dialektik ist bei dem manne keine rede, dem eben das 'negative', das problematische auch im leben fehlte.

So gipfelt denn auch Sch.s darstellung des dichters U. in der kritik seiner lyrik. die biographische einstellung des verfassers und U.s eigene, sehr allmähliche entwicklung zur künstlerischen selbständigkeit bringen es mit sich, dass von einer durchgreifenden gesamtcharakteristik des poeten abstand genommen wird, obwol die einzelnen abschnitte des buches erhebliche ansätze zu einer solchen bringen, und dass auch die analyse der einzelnen werke hinter der eigentlich litterarhistorischen und besonders stilgeschichtlichen darstellung zurücktritt. für die behandlung der jugendlichen anfänge U.s und der ersten periode seiner mehr selbständigen dichtung, also für das 2., 3. und 6. capitel der lebensbeschreibung, kann der verf. die ergebnisse seiner breiteren und genaueren untersuchung über 'Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter' verwerten. auch diese arbeit darf sich das verdienst zuschreiben, mit einer ganzen reihe veralteter, aber von einem buche zum andern mitgeschleppter, auch in H. Maynes dissertation (Berlin 1889) noch nicht überwundener anschauungen gründlich aufgeräumt zu haben. freilich wird manches von dem was Sch. hier mit strenger beschränkung auf seinen gegenstand ausführt, jetzt erst im lichte der biographie recht klar und verständlich. man muss den jungen U. in seiner etwas welt- und gegenwartsfremden, verträumten art, mit seinen rauhen formen und seiner zarteren innerlichkeit kennen gelernt haben, um das merkwürdig weiche, sentimentale bild des mittelalters zu verstehn, das er sich, unter dem einflusse Saxos und Ossians, oder dem noch stärkeren L. Wächters aufbaut und mit einer fülle von typischen motiven und wendungen ausführt, wobei

er an den kräftigeren, blutvolleren zügen seiner gewährsmänner fast geflissentlich vorbeigeht. neben diesen quellen treten heldensage und volkslied weit zurück, soweit es sich um das mittelalterliche weltbild seiner frühen balladendichtung handelt. auch jene vorbilder aber kommen eben nur für die stoffelemente des weltbildes in betracht; nach sinn und geist erscheint U.s 'romantik', soweit man von ihr reden will, als eigenes gewächs, als ausgeburt der sehnsucht nach einer verschwundenen herrlichkeit, neben der die gegenwart zunächst trübe und prosaisch erscheinen muss. die bekanntschaft mit echten dichtungen des mittelalters hat die bejahung der vorzeit dann stärker betonen lassen als die verneinung der gegenwart, hat das 'düstere nebelgrau' in ein 'intensives himmelblau' umgefärbt, hat aber doch U.s dichtung zunächst nur gesunden lassen, ohne sie zu vertiefen. von dem romantischen sehnen ins unendliche, von romantischer ironie und grundsätzlicher problematik, von einem gehalt der alle formen sprengte, von einer 'progressiven universalpoesie' ist bei U. keine rede. was er mit den romantikern teilt, ist nur die gläubige hingabe an das deutsche altertum, dessen werte aber für ihn weit greifbarer, irdischer sind, dessen erscheinungen nicht symbolisch in unergründliche tiefe und unerreichbare ferne weisen.

Der gehalts- und stoffanalyse lässt Sch. im 2. capitel eine eingehnde musterung der altertümlichen formelemente in U.s jugendballaden folgen. hier vor allem galt es mit überkommenen phrasen aufzuräumen, und wir dürfen Sch.s ergebnisse in allem wesentlichen als überzeugend ansprechen. also: der durchgehnde gebrauch sprachlicher wendungen 'die den gedichten den charakter des treuherzigen verleihen sollten, während sie in wahrheit auf den leser manieriert, unlebendig, erkältend würken', ist eine langandauernde jugendkrankheit, für die tatsächlich nicht das 'Wunderhorn', sondern die ältere volksliedfreundliche bewegung, vor allem die englisch-nordische gruppe in Herders 'Volksliedern' verantwortlich zu machen ist. Schillers lehrer Seybold dürfte den vermittler abgegeben haben. auch Wächter scheint auf diese sprachliche künstelei eingewürkt zu haben, stärker als die Göttinger balladendichter. neue sprachelemente mittelalterlicher art bringt dann das studium von Tiecks 'Minneliedern', ein stärkeres überwiegen der archaischen elemente setzt erst seit 1805 mit der lectüre des (aus Herders bibliothek erworbenen) 'Heldenbuches', des 'Wunderhorns' und der Nibelungen ein. das ergebnis für U.s dichtung ist eine 'geradezu unerträgliche affectiertheit'. erst allmählich lernt er sich freier bewegen und beginnt mit hilfe eines weitschichtigen materials selbst 'volkslieder', vor allem im balladenton, zu schreiben, schafft sich auch für übersetzungen aus dem mittelalter eine eigene sprache, ein möglichst mhd. klingendes neuhochdeutsch. dass Fouqué auf diese dich-

tungen irgend welchen maſsgebenden einfluss geübt habe, wird mit guten gründen gegenüber der allgemeinen ansicht verneint. die entwicklung beider dichter verläuft ohne tiefere berührungen. bei U. führt sie ganz allmählich zu einem freieren verhältnis zu den vorbildern: vom nachläufer wird er zum nachahmer und schlieſslich zum congenialen nachbildner.

Diesem befreiungsprocess, dem eigentlichen ausbau des balladenstils, gilt das 3. capitel der darstellung. U. archaisiert nun nicht mehr aus princip, sondern hat eine fülle von altertümlichen sprachlichen stoffelementen zur verfügung, mit denen er ganz frei im sinne des jeweiligen themas verfährt. so gelingt ihm denn mit einigen typischen zügen des mhd. epos die schauerlich-tragische ballade von 'Des Sängers Fluch', wie mit einigen anlehnungen an das volkslied das humoristische (nach meiner anschauung geradezu ironisch gemeinte) stücklein vom Rechberger[1].

U.s spätere dichtung von 1829 und 1834 charakterisiert Sch.s biographie wesentlich als gedankendichtung; ihre feine, liebenswürdig-abgeklärte art, ihre reine formvollendung, ihre ungesuchte volkstümlichkeit, die sich von aller plattheit fernhält, alles wird mit groſser liebe gekennzeichnet. noch stärker dürfte freilich hervorgehoben werden, dass das körnchen lebensweisheit, das U. so gern in diesen gedichten anbringt, immer mehr angedeutet ist, und oft mehr gesucht werden muss, als dass es sich mit überwältigender bildkraft dem leser aufdrängte. es ist übrigens bezeichnend, dass U.s erstaunlicher fortschritt gegenüber seiner jugenddichtung durchaus nur auf dem gebiete der gedanklichen vertiefung und formalen vollendung zu suchen ist; von wesentlich neuen problemen oder gar von dichtungen gröſseren ausmaſses ist auch jetzt keine rede. vielmehr scheinen U. auch die groſsen pläne die er nun als forscher hegt, zwischen den händen zu zerflieſsen, und selbst die kleinen abhandlungen die er gelegentlich abstöſst, bringen zumeist langatmige erörterungen ohne festes ziel. leider gilt das auch von der groſs angelegten, aber unvollendeten und in den vorliegenden teilen nicht durchweg genieſsbaren abhandlung über das volkslied. auch was die sammlung der Volkslieder selbst angeht, muss Sch. als ehrlicher kritiker die üblichen lobsprüche herabstimmen und uns vor blindem vertrauen in die philologische zuverlässigkeit der texte

[1] der beschränkte raum verbietet es, auf einzelheiten einzugehn, obwol an mancher stelle fragezeichen zu setzen wären, ohne dass dadurch die gesamtergebnisse des buchs berührt würden. ich glaube nicht, dass der vers: *denn was er sinnt, ist Schrecken* usw. notwendig an Rosengarten 32 sich anlehnen muss, möchte auch für die form der ballade vom 'Weiſsen Hirsch' nicht die 'Zwei Schelme' des Wunderhorns verantwortlich machen. in dieser ballade vom nussbraunen mädchen haben wir es doch im wesentlichen mit einem zweiteiligen schreit-rhythmus (unter gelegentlicher auflösung) zu tun, bei U. mit einem ganz offenbaren dreiteiligen reit-rhythmus.

warnen, so sehr U. gerade in dieser hinsicht das 'Wunderhorn' überragt. aber auch hier verfuhr er eben mit den zeugnissen der vergangenheit als poet oder als poetisch gestimmter betrachter deutscher vorzeit, wie der lyriker und balladendichter U. als treuer, ehrenfester, doch wesentlich von gefühlswerten bestimmter betrachter des lebens vor uns steht. bei dem alternden tritt dann eine rationalistische unterströmung gelegentlich grell hervor, weil er sein verstandes- und gefühlsleben nicht restlos zur einheit zu verschmelzen gelernt hat. aber was uns U. als menschen und schriftsteller wert macht, und was ihm seine stelle in der geschichte unserer dichtung und unserer forschung sichert, das ist eben seine wahrhaft poetische einstellung gegenüber der natur und gegenüber der deutschen vergangenheit.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Studien zu Heines 'Reisebildern' von **Erich Loewenthal** [Palästra 138]. Berlin und Leipzig, Mayer & Müller 1922. 172 ss. 8°.

Die arbeit L.s gilt im wesentlichen dem teil von Heines schaffen der im III. bd. der Elsterschen ausgabe vereinigt ist. cap. 1 zeigt bei behandlung der vorbilder insbesondere eine in solcher fülle noch nicht bemerkte gruppe von verbindungslinien zu Cervantes, während die beziehung zu Thümmel, Irving und Lichtenberg mehr als ausdruck verwanter geistesstructur dargetan wird. auf die neuerdings von Schuster und Wolff herangezogenen satiren des Horaz geht L. nicht ein. aus der betrachtung von H.s stellung zu volkslied, märchen, sage (cap. 3) liefse sich sein gebrochenes verhältnis zum volkstümlichen schärfer erfassen. der hinweis Frantzens auf ein mutmafsliches niederländ. vorbild der ersten Loreleistr. (Neophil. 3, 131) hätte erwähnung verdient. das wichtigste sonderergebnis bringt cap. 4 mit dem überzeugenden nachweis der quelle für die Holländersage — Hundtwalckers 'Bruchstücke aus Karl Bertholds tagebuch' (Berlin 1826) — und der originalität von H.s dramatischer skizze. nicht glücklich scheint nur, wenn bei erörterung des erlösungsmotivs die deutschheit von H.s idee der treue betont wird. ein ähnliches misverständnis ligt vor, wo L. in den worten über den 'warmen, treuen tod' (III 238) eine einschränkung des 'hymnus auf das leben' (136 f) findet. abgesehen davon dass all solche 'einfälle' rein impressionistisch 'aneinandergereiht' sind (III 382), haben die worte über den tod im zusammenhang einen recht fatalen beigeschmack. hier wie im Holländermotiv sieht H. das positive in der ästhetischen bezw. erotischen sphäre, nicht in der ethischen.

Aus dem reichhaltigen 2. capitel 'Gedankenkreis und inhaltliche tendenzen' sei hervorgehoben der nachweis dass die

von Elster misverstandenen cap. XIII des 'Buchs Le Grand' Bernhards 'Kurtzgefaste curieuse historie derer gelehrten'... (Frankfurt 1718), zum teil wörtlich, zu grunde ligt, dass H.s haltung gegenüber religiösen fragen stärker als man schon wuste, und bis ins einzelne hinein, von Voltaire bestimmt ist, dass die politisch orientierte begeisterung für eine 'religion der freiheit' den einheitspunct des durcheinander verschiedenster motive bildet, dass und wie Heines abneigung gegen Maſsmann vor der persönlichen berührung in München entstand. — Die ergänzung nach der seite des ethos, die dies capitel ermöglicht, deut ich an, indem ich L.s beobachtungen über das verhältnis der 'Reisebilder' zu Brentanos philistersatire vervollständige. zunächst lässt sich die annahme, dass H. dies schriftchen nicht in Paris, wo er auf die satirische kupfertafel anspielt (IV 263), sondern schon in Berlin kennen lernte, durch folgende erwägung stützen. Heine schreibt aao. 'Ich sah mal eine karikatur, die eine Fichtesche gans vorstellt. sie hat eine so groſse leber, dass sie nicht mehr weiſs, ob sie die gans oder die leber ist. auf ihrem bauch steht Ich = Ich'. in der tat lautet die aufschrift aber A = A, und nr 2 der 'Erklärung der kupfertafel' in der philisterabhandlung zeigt, dass die satire nicht gegen Fichte gerichtet ist, von dem es vielmehr kurz vorher heiſst, er habe 'siegreich gefochten' (I 509; vgl. auch 506), sondern gegen 'die philosophierenden philister'. anderseits zeigt der angeführte satz, dass Heine die 'Erklärung' gelesen hat. ich möchte danach weitergehn als L. und behaupten, dass Heine in Paris Brentanos abhandlung nicht mehr in der hand gehabt hat. ihre nachwürkung in der philistersatire der 'Reisebilder' hat L. zutreffend hervorgehoben. dass sie sich beträchtlich weiter erstreckt, mag ihm entgangen sein, weil seine einstellung zu einer gliederung des 2. capitels führte, die zwar einzelne schichten gut abhebt, aber auch manche zusammenhänge zerschneidet; ich verweise nur auf folgende parallelen, die gerade nach dem was L. für H.s arbeitsweise gezeigt hat, wichtig sind: E(lster) III 17, A(melung-Viëtor) I 486; E III 526 ff, A I 493 ff (zustand des deutschen theaters); E III 99, A I 483 (Goethe); E III 22, A I 500 (Prometheus); E III 426, A I 470 (Ham). aber während neben den verwanten zügen Heines mit Hegel und Voltaire auch die abweichungen von L. klar herausgearbeitet sind, hat er die tiefgehnden unterschiede zwischen Heines und Brentanos philistersatire, die für eine nähere bestimmung der 'tendenzen' ergiebig sein würden, nicht berücksichtigt, und in dieser einseitigkeit ligt eine gewisse gefahr, insofern das litterarhistorische bild durch aufzählung nur der verbindungslinien getrübt wird (das gleiche gilt von der parallelisierung der 'Harzreise' mit Eichendorffs 'Taugenichts'). es handelt sich dabei weniger um die antisemitische haltung Brentanos als um centrale fragen. sehr richtig hebt L. hervor, dass 'für Heine

der gegenpol des philisters nicht der student, sondern der dichter ist', aber er übersieht dass Brentano am gegensatz zum studenten ausdrücklich festhält. dabei nimmt Brentano nun den begriff des studenten 'im weiteren sinn eines menschen, der in der erforschung des ewigen, der wissenschaft oder Gottes begriffen ..., der anbetung der idee' (I 482). an diesem punct lässt sich manches für die unterscheidung der zwei litteraturperioden gewinnen, die Heine in seiner anzeige von WMenzels 'Deutscher litteratur' am gegensatz dieses werkes zu FSchlegels 'Geschichte der alten und neuen litteratur' zu klären sucht, und damit zugleich für die charakteristik Heines. ein weiterer gegensatz ligt in der art wie die beiden dichter sich in einem besonderen capitel über die verbindung des tragischen mit dem komischen äufsern: Heine fasst sie verstandesmäfsig, pessimistisch, satirisch (III 161 f), Brentano begreift sie als ehrfurcht vor dem 'allertiefsinnigsten', über das man 'von herzen lachen könne, aber nicht von verstand' (I 461 ff). Heines haltung zur welt ist eben im grunde negativ, wenn auch L. in der satire spuren positiver tendenzen aufgezeigt hat, zb. in dem was er mit glücklichem terminus Heines popularphilosophie nennt. aber auch diese spuren sind doch stärker skeptisch getönt als es in L.s darstellung den anschein hat; ich denke etwa an die lehre von der seelenwanderung. eine runde bejahung, wie sie in Brentanos boehmisierenden gedanken über 'Gott und die schöpfung' zum ausdruck kommt (I 464), fehlt bei Heine gänzlich. das würkt sich überall aus; man vergleiche etwa die auffassung Brentanos von der trinitätslehre (465) mit Heines sarkasmen (III 17; 153), oder Brentanos verwendung des bildes 'ihr heilgen geistes lichter' in den schlussversen der philisterabhandlung mit Heines bekanntem 'ritter von dem heilgen geist'. daher würkt manches aus der abhandlung wie ein spott über die gesinnung der 'Reisebilder', so die sätze über die Deutschen (492), über die 'alten sitten, ... wappen, schilder' (502), über das ah ça ira als 'actives philistertum' (484 f). auch die von L. nicht ganz richtig verstandene ideenbegeisterung H.s (vgl. Boucke Euphorion 16, 121. 131. 451) und die nur kurz gestreifte naturdichtung in den 'Reisebildern' würde noch manches für diese frage ergeben.

Das schlusscapitel (5) rundet das bild von der arbeitsweise des dichters ab. es zeigt seine sensibilität, die auf anderen gebieten ja bekannt ist, auch gegenüber litterarischen eindrücken, zugleich aber seine fähigkeit, eine staunenswerte menge fremder anregungen zu verarbeiten und sie, selbst wo er sich an den wortlaut anschliefst, doch dem eigenen organisch einzuverleiben.

Göttingen. **Günther Müller.**

Conrad Ferdinand Meyer und das kunstwerk seiner gedichtsammlung von **Walther Brecht.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1918. XVIII u. 233 ss. 8°.

1882—84 hat WScherer im 3—5 bande des Goethe-jahrbuchs 'Über die anordnung Goethescher schriften' gehandelt und insbesondere den verschiedenen sammlungen der gedichte eine eingehnde besprechung gewidmet. er betonte dass Goethe auch in der anordnung seiner werke immer künstler ist, der nicht pedantischen zwang, sondern künstlerische freiheit walten lässt, und wies bis ins einzelne nach, wie schon die zusammenstellung der gedichte in den 'Schriften' von 1789 in ihren gruppen einen wolüberlegten gang erkennen lässt — 'von kindlichen spielen, von jugendlichen freuden und schmerzen durch rastlosigkeit, durch lebens- und liebessturm zum frieden' —, und wie für die 'Neuen Schriften' von 1800 rubriken geschaffen wurden, die in der ersten Cottaschen ausgabe mit geringen zusätzen und veränderungen beibehalten, in den beiden bänden der zweiten durch neue rubriken ergänzt, auch noch für die ausgabe letzter hand mafsgebend blieben: 'verwantschaft des motives, der form, des stiles hält benachbarte stücke zusammen. allmähliche übergänge vom nahen zum fernen, vom bekannten zum geheimnisvollen führen bedeutende gedanken mit sich'.

Allzuviel nachfolge hat Scherer auf dem von ihm mit bewuster methode betretenen gebiet nicht gefunden. Brecht, der ihn nicht nennt, aber natürlich kennt und doch wol ihm die hauptanregung verdankt, hat den reiz empfunden, den auch hinsichtlich ihrer zusammenstellung die gedichtsammlung CFMeyers ausübt, in dem wir heut einen der vornehmsten dichterischen repräsentanten einer zeit sehen, die als arm an poetischen talenten gilt, deren reiche cultur wir aber vielleicht bald schmerzlich vermissen werden. 'gestern', sagte Gottfried Keller einmal zu AFrey, 'hatte ich einen schönen nachmittag; ich safs wider stundenlang über CFMeyers gedichten. ich bin überzeugt, das publicum weifs diese feinheit und grazie noch lange nicht nach gebühr zu würdigen' (Erinnerungen an GKeller[3] 33). schon die eigenartigen, zunächst befremdlichen und scheinbar schlecht zu einander stimmenden überschriften fordern zum nachdenken heraus und zeigen, dass der dichter, der dem publicum im jahre 1882 in einer völlig ausgereiften, gleichwol in den späteren auflagen von 186 auf 229 nummern angewachsenen sammlung ein 'universales lebensdocument' vorlegte, in eine welt der rätsel führen will, die ihn selbst beschäftigt hat und die er nun andern nahe bringen möchte. Brecht hat die mit glücklichem blick erkannte, nicht leichte aufgabe mit grofser einsicht und umsicht gelöst. er dreht und wendet sein problem nach allen seiten und weist überzeugend nach, dass CFMeyer mit einer künstlerischen überlegung zu werke gieng die ihresgleichen sucht.

Moser und Kraeger haben seinerzeit das verhältnis der verschiedenen fassungen der gedichte eingehend erörtert (vgl. Anz. XXIX 268 ff). B. legt die abschliefsende fünfte ausgabe von 1892 zugrunde und berichtet über die andern in dem dritten seiner einleitenden capitel zunächst nur kurz. voraus geht ein erstes allgemeines capitel, in dem das verschiedene verhalten einzelner moderner lyriker gegen die compositionellen forderungen lediglich andeutend besprochen wird, und ein zweites specielleres, das sogleich mitten in die gedankenwelt Meyers hineinführt. eine 'antithetische natur' nennt B. den dichter, die zur harmonie strebt, und er bringt die grofsen ihn bewegenden probleme auf die formeln: 'gegensatz der fülle und strenge'; 'gegensatz der germanischen und romanischen art' ('das nord-südliche problem'); 'gegensatz des humanistisch-ästhetischen und des reformatorisch-ethischen princips'; 'princip von Meyers abnorm langsamer entwicklung'. erschöpfend ist das nicht, soll es natürlich auch nicht sein. ich möchte insbesondere für das was an letzter stelle berührt wird lieber sagen: gegensatz von leben und tod; denn unter diese umfassendere formel scheint mir zu gehören was B. meint. Meyers langsame entwicklung[1] ist ja gewis ein sehr wichtiges biographisches factum, aus dem mancherlei abzuleiten ist. aber ich kann nicht finden dass es ein 'problem' ist, das den dichter zur zeit der entstehung der meisten gedichte beschäftigte und sich in ihnen widerspiegelt. aber dass Meyer erst in einem alter zur production und damit zum genuss des lebens kam, wo der gedanke an alter und tod sich einzustellen pflegt, hat es mit sich gebracht, dass der gegensatz von leben und tod, blühen und welken, entwicklung und verfall sich ihm immer wider aufdrängte. er spielt auch in die composition seiner gedichtsammlung mit hinein. auch das was B. gelegentlich als 'problem der verjüngung' bezeichnet, gehört unter diese formel.

Das vierte, 150 seiten (s. 26—175) umfassende capitel bildet nun den eigentlichen kern der arbeit. B. untersucht was jede abteilung zusammenhält, und bemüht sich die stellung der einzelnen gedichte innerhalb derselben, ihre verbindungen nach vorn und hinten festzustellen. die resultate lässt er in tabellen mit sorgsam gewählten stichworten überschauen. so hat er etwa für die abteilung 'Stunde' richtig erkannt, dass die gedichte nach

[1] beiläufig. auch Brecht betont s. 19 unter anderm: 'erst gegen vierzig bekam er einen spärlichen bartwuchs', wozu Frey, CFMeyer sein leben u. s. werke' s. 305 zu vergleichen ist: 'dass er erst gegen das vierzigste jahr hin einen richtigen (!) schnurrbart bekam'. um nicht falsche vorstellungen aufkommen zu lassen, muss doch darauf hingewiesen werden, dass dem siebenundzwanzigjährigen (der sich damals mit heiratsgedanken trug) die mutter nach Lausanne ein rasiermesser nebst streichriemen schickt mit der ermahnung, zum reinigen ja nicht wider wie früher taschentücher zu verwenden (bei Frey s. 69).

der jahreszeit geordnet sind und von lenz bis neujahr reichen. in der zugehörigen tabelle schneiden sich mit den sechs hauptrubriken, welche die vier jahreszeiten nebst 'Auftakt' und 'Schluss' ergeben, 16 unterrubriken mit überschriften wie: Verjüngungsproblem des alternden; Baumgedichte (Baum und alternder mann, ausklingen des verjüngungsproblems); Waldgedichte (wald und seele); Waldseegedichte (ruhe und unruhe der seele: stillschöner abend, beklommener abend); Verbindung mit göttlicher hilfe auf nächtlichem lager; Lebensstimmungen, sich entwickelnd (schwermütig-dumpfe abendstimmung und einziger trost; volle beruhigung in spätabendstimmung, ausklang) usf.

Im einzelnen kann man natürlich abweichender meinung sein. schon Scherer hat bemerkt, dass betrachtungen dieser art zuweilen über das ziel hinausschiefsen und absichten vermuten die der dichter nicht würklich gehabt hat. 'in der kunst werden mit den hauptzwecken oft nebenzwecke erreicht, an welche der künstler selbst von vorn herein nicht dachte, die ihm nachträglich zum teil auffallen, zum teil aber auch nicht zum bewustsein kommen mögen. die betrachtung des späteren liebhabers wird dann immer im sinne des künstlers handeln, wenn sie alle vorteile seines verfahrens aufdeckt; aber sie kann sich nicht anmafsen, haupt- und nebenzwecke, bewustes streben und zufälliges erreichen überall zu scheiden. die mannigfaltigkeit möglicher beziehungen schmückt alle kunstwerke. auch in der poesie folgt man der führung der linien mit entzücken; und wer will sagen, welche schönheiten die wir entdecken, der künstler selbst gesehen und gewollt hat. wir dürfen ihm jedoch darin eher mehr als weniger zutrauen. denn mühelos wird in der kunst selten etwas erlangt, und hinter jeder schönheit des kunstwerkes darf man in der regel einen gedanken des künstlers vermuten'. ich glaube zb. nicht, dass B. richtig und erschöpfend erklärt, wenn er meint, die überschrift 'Stunde' sei 'in dem prägnant antiken sinne der hora' zu nehmen, 'der tages- und jahreszeit bedeutet'. Meyer hat in dem (der abteilung 'Liebe' zugewiesenen) gedicht 'Ohne Datum' die 'Stunde', den immer fliehenden augenblick und ein sie überdauerndes ideales gut, die treue der schwester contrastiert: *Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort, Den keine mir entführt, in deiner Treue! Sie ist die alte wie die ewig neue, Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut, Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens, Sie ist der Segen, der beständig ruht Auf allen Augenblicken meines Lebens*[1]. der gegensatz von zeit und ewigkeit, also von tod und leben schwebt dabei wenigstens leise

[1] Meyers bemerkungen im briefwechsel mit Rodenberg s. 319 darf man nur die tatsache entnehmen, dass diese dritte strophe dem gedicht ursprünglich fehlte. die harten bemerkungen über die schwester sind nur als ausfluss der krankhaften stimmung zu bewerten in der der brief geschrieben ist.

vor[1], wie die folgenden verse zeigen: *Ich hemme die beschwingten Rosse nicht, Ich freue mich mit jedem neuen Licht, Das Feld gestreckten Laufes zu durchmessen, Ein fernes dunkles Gestern zu vergessen, Ich fliege — hinter mir versinkt die Zeit — Im Morgenstrahl verjüngten Strebens!* an das 'Hora ruit' ist zweifellos auch bei der überschrift 'Stunde' gedacht. beweisend dafür ist mir 'Das Heute' als schlussgedicht unserer abteilung in der ausgabe von 1882. es zeigt im bilde, wie das 'Heute' zum 'dunklen Gestern' wird: *Das Heut ist einem jungen Weibe gleich. Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich* usw.[2]. die abteilung hat aber später ein neues, 1882 noch fehlendes schlussgedicht erhalten: 'Unter den Sternen', das erst die notwendige ergänzung dazu bietet und den gegensatz der ewigkeit gegen die rastlos schwindende zeit klar hervorhebt. die 'Sterne', 'die ewigen Lichter'[3] versinnlichen 'die heiligen Gesetze', an die der rastlose, in der sonne kämpfende sohn der erde, solange er kämpft, nicht recht zu glauben vermag. erst wenn in dem brünstigen ringen 'nach eines Zieles Ferne' ein ermatten eintritt, wenn 'die Pfade dunkeln', wenn — anders ausgedrückt — der tod seine schatten zu werfen beginnt, werden sie sichtbar, und erst dann wird 'der Tag', das rastlose leben ('die Stunde') 'richtbar' — vor dem tribunal der ewigkeit. dieser gegensatz von zeit und ewigkeit durchzieht denn auch in der tat die ganze abteilung[4]: immer wider regt das erlebnis der stunde zum nachdenken über die ewigkeit an. aber ich glaube, 'Stunde' meint hier denn doch in erster linie die genossene, durchkostete, mit bewustsein erlebte stunde (*Gönne den verliebten Faltern die Stunde,* sagt in der

[1] vgl. über Mathilde Escher: *Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefasst hatte ..., blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt, des Ewigen* (Frey[3] 114).

[2] Gestern — heut — morgen stellt Meyer gern neben einander: Die Hochzeit des Mönchs, Novellen 2, 23 = s. 34 *Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen.* vgl. *Seliges Gestern und Morgen und Heute, Herr, dir die Rose von Newport bedeute!*

[3] vgl. Die Hochzeit d. Mönchs, Novell. 2, 34 *Die ewigen Lichter, ob sie nun unsere Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorres und Antiopes, die göttliche Fackel schwang.*

[4] der gegensatz wird an Rom angeknüpft in dem 1864 entstandenen, bei Frey, CFMeyer[3] 126 abgedruckten gedicht, demzufolge Meyer in Rom 'den Ernst des Lebens', 'den Sinn des Grofsen', 'der Gedanken reichen Hort' gewann. vgl. die zweite strophe: *Sacht tritt zurück in seiner Schwestern Reih'n Das ungeduld'ge, ruhelose Heut, Und keine Welle flutet mehr allein Im tiefen Strom der Zeit. — Den Augenblick verewigt ihr,* lässt der dichter Michelangelo zu seinen statuen sagen, in dem 1865 entstandenen gedicht, *Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod Im Schilfe wartet Charon mein, Der pfeifend sich die Zeit vertreibt* vgl. 'Papst Julius': ... *Charon, aus dem Sonnenlichte Weg ins Schilf mit deinem Boot!*

Hochzeit des Mönchs der Sarrazene Abu Mohammed). was sie ihm geboten hat 'in dieser Flucht und Flut', ist in der so überschriebenen abteilung vereinigt, und zwar zu hause am Zürcher see, in den normalen verhältnissen des lebens, während dann die folgenden abteilungen 'In den Bergen' und 'Reise', wie B. zeigt, in die unter besonders glücklichen umständen verlebten zeiten, die feiertage des lebens in den Alpen und im ausland versetzen. (wie das was 'die gunst der stunde' bot, zum liede wird, berichtet 'Liederseelen'). das schöne 'Morgenlied' (*Mit edlen Purpurröten Und hellem Amselschlag, Mit Rosen und mit Flöten Stolziert der junge Tag*), das die abteilung eröffnet, deutet an, dass es auch stunden und tage ganz andrer art gibt, solche die ungenossen verrauscht sind; von ihnen soll hier nicht die rede sein: *Hinweg, du dunkle Klage, Aus all dem Licht und Glanz! Den Schmerz verlorner Tage Bedeckt ein frischer Kranz.* der genuss der stunde, die volle ungehemmte lebenslust aber hat ihren besonderen ausdruck gefunden — freilich indem der dichter nur als zuschauer erscheint — in den beiden wundervollen, den eigentlichen höhepunct bildenden erntegedichten 'Erntegewitter' und 'Schnitterlied', denen B. vollauf gerecht wird. die meisten gedichte ruhen ja auf verklärenden reminiscenzen.

Die anordnung der abteilung 'Liebe' scheint mir für Meyer besonders charakteristisch. dass der dichter die einzelnen stücke dieser abteilung absichtlich so gemischt hat, 'dass der leser nicht erkennen kann, auf wen sie sich beziehen', hat auch B. gesehen. aber ich würde stärker betonen: nicht blofs weil er sein liebesleben neugierigen blicken entziehen wollte, sondern auch aus freude am fabulieren, weil er das bedürfnis fand, das was ihm das eigene leben an poetischen einzelheiten geboten hatte, als stoff für eine selbständige erfindung zu verwerten. gerade auf diese abteilung, die GKeller besonders rühmte, trifft am meisten der eine der beiden Meyerschen aussprüche zu, die B. seinem buch als motti vorangestellt hat: *Je ne suis pas du tout un 'artiste'. Au contraire, je n'écris que toutes les fois, qu'un fait moral me frappe ou même m'a ébranlé, sans doute en effaçant dans l'œuvre d'art tout ce qui pourrait être trop individuel.* auf die beiden einleitenden gedichte, das als avis au lecteur an die spitze gestellte 'Alles war ein Spiel', welches das einzelne erlebnis der biographischen beurteilung durchaus entziehen will: Omnia ludus — et seria omnia (wie wir ergänzen müssen), und das stimmunggebende tiefsymbolische 'Zwei Segel', folgen zunächst (auch für den ganz unbefangenen leser deutlich erkennbar) der mutter und schwester geltende gedichte: eine art präludium. mit düsteren klängen setzt der dichter ein. 'Hesperos' und 'Das begrabene Herz' sind stark retrospectiv. sie erzählen von den schmerzen welche die liebende mutter um den sohn erlitten, 'Hesperos' mit dem sehnsuchtsruf *Mutter, Mutter, komme wieder!* — Aber es

kommt schon hier nicht so sehr auf die personen, nicht so auf das erlebnis des dichters als solches, wie auf das 'fait moral' und seine allgemein menschliche bedeutung an. 'Ohne Datum', durch besondere untertitel ausdrücklich auf die schwester bezogen, lässt, wie schon bemerkt, die liebe als etwas über die 'Stunde' hinausweisendes erscheinen; deshalb aber sind auch die ihr geltenden gedichte in einer besonderen abteilung vereinigt, die zwischen den dem individuellen leben und den der menschheitsgeschichte geltenden ihren platz gefunden hat. von der empfangenen liebe spricht der dichter zuerst. damit ist dann aber der übergang zum folgenden gewonnen, wo von erwiderter liebe die rede ist. 'Liebchen' tritt auf, und 'Die Ampel' kündet mit überwältigend schöner symbolik, welche erhellung sie dem leben des dichters gebracht hat. diesen übergang hat B. besonders hübsch herausgearbeitet. 'Unruhige Nacht' mit dem abschluss *Nun weist es sich bei Tagesschein, Was drin geschafft die Rangen, Sie haben mir im Herzensschrein Dein Bildnis aufgehangen!* hält den angeschlagenen scherzenden ton fest, ja verstärkt ihn und deutet bereits vor auf die lieder beglückter liebe. aber gleich das folgende 'Der Kamerad' paart — ein lieblingsthema — liebe und tod, immerhin noch halb scherzend, und das den munteren ton voll wider aufnehmende 'Spielzeug' erzählt, wie liebchen im spiel vor das ländliche heim die kirche stellt, worin ich denn doch nicht blofs mit B. den schalkhaften gedanken finde, dass der weg zu dauernder liebe über die kirchliche trauung führt, sondern den tieferen, erst durch diese anordnung — freilich nur spielend — angedeuteten, dass das liebesglück nur mit religiöser bindung, mit dem ständigen ausblick auf die ewigkeit dauerhaft ist. deshalb hat es auch nichts überraschendes, dass hier der scherz plötzlich abbricht und der Clelia-cyclus eingeschoben wird, die einer toten geweihten gedichte, die, wie es das letzte von ihnen ausspricht, für den dichter nicht tot ist, weil eben die liebe nicht stirbt. für den leser der über die biographischen verhältnisse nicht unterrichtet ist, wird nun aber damit geradezu der anschein erweckt, als gehörten auch 'Die Ampel', 'Unruhige Nacht', 'Der Kamerad' und 'Spielzeug' mit in diesen cyclus hinein ('Der Kamerad' dient als brücke): losgelöst von des dichters realen erlebnissen erzählt diese ganze gruppe von einer in scherz und spiel beglückend angeknüpften liebe, die der tod der geliebten vor der zeit getrennt hat — und doch nicht getrennt hat. mit 'Ihr Heim' setzt eine neue zweite gruppe ein, indem die folge der der gattin gewidmeten gedichte, biographisch betrachtet, lediglich fortsetzt, was durch den Clelia-cyclus unterbrochen wurde; auch hier aber sind den wenigen volles liebesglück atmenden gedichten 'Ihr Heim', 'Liebesjahr', 'Weihnacht in Ajaccio', 'Schneewittchen' andre angefügt, die von einem scheiden und räumlichem getrenntsein sprechen, das keine

geistige trennung bedeutet, gedichte deren beziehungen wir nicht kennen: 'Hirtenfeuer', 'Lass scharren deiner Rosse Huf', 'Dämmerung'. widerum sind, gewis nicht ohne absicht, die realen verhältnisse verwischt, und es ist ein ganzes entstanden, aus dem der unbefangene leser etwas den individuellen erlebnissen gar nicht entsprechendes herauslesen muss, nach dessen höherer und allgemeinerer bedeutung wir aber zu fragen haben. ich denke also, wir dürfen nicht übersehen, dass der novellist Meyer hier geschaltet hat, und auch das darf nicht übersehen werden, dass der zug zum tragischen, der für Meyer in so hohem grade charakteristisch ist, bei der anlage auch dieser lebens- und liebesnovelle zur geltung kommt. für den philologen verdient dabei angemerkt zu werden, wie geringen biographischen wert liebesverhältnisse haben können, die sich aus einer gruppierung von gedichten ergeben. nicht alles ist ein 'spiel', wol aber das ganze. — Das tiefsinnige gedicht 'Die tote Liebe' bildet endlich den abschluss beider so entstandenen gruppen von liebesliedern: die tote liebe ist in wahrheit die auferstandene, die unsterbliche liebe. wenn sich, so wag ich die gedanken des dichters zu deuten, im leben jedes einzelnen das schauspiel von knüpfung und lösung zarter verhältnisse widerholt, mag tod, mag räumliche trennung die unvermeidliche lösung bewürken, es gibt ein etwas das alle lösungen überdauert.

Spiegelt die 2—5 abteilung Meyers verhältnis zur natur und dem was ich kurz die naturereignisse im einzelleben nennen möchte, so gelten die 6—9 abteilung seiner stellung zur welt der geschichte; sie enthalten, wie es B. s. 186 ausdrückt, Meyers 'historische culturphilosophie'. 'Götter' führt in die welt der antike, 'Frech und Fromm' in die des mittelalters, 'Genie' in die der renaissance, 'Männer' in die der reformation. aber sehr hübsch zeigt B., wie sich bei Meyer zwei principien mit einander verschlingen: mit dem chronologischen ein gedankliches, indem der dichter mit den begriffen antike usw. nicht blofs die vorstellung eines bestimmten zeitabschnittes, sondern, wie billig, eines bestimmten ideengehaltes verbindet. dabei scheint mir 'Götter' anzudeuten, dass uns der dichter in ein zeitalter und eine anschauungsweise führen will, in der die naturgebundenen ideale, mit leidenschaft ergriffen, gutes und schlimmes würken [1], 'Frech und Fromm', dass der natürliche und der sittliche mensch mit einander ringen [2]; 'Männer' weist auf das bewuste erfassen des sittlichen ideales. aber ich gesteh denn doch nicht voll zu verstehn, und auch von B. nicht recht darüber belehrt zu sein, was Meyer mit der überschrift 'Genie' sagen will. das wesen

[1] schwebt Vischer Aesthetik I 165 vor?

[2] 'frech' etwa in dem sinne wie 'frevel', wie im 'Erntegewitter', wo von einer 'frevlen Maid' geredet wird, auf die individuelle kraft pochend. s. Schweiz. Idiotikon I 1271 u. 1286.

des genies kommt eigentlich nur in den Michelangelo-gedichten zum vollen ausdruck. B. bemerkt nun gewis mit recht, dass es bei der zuweisung der einzelnen gedichte an die abteilungen auch nicht ganz ohne zwang abgegangen sei, und s. 148 meint er, 'Die Conquistadores', 'Don Fadrique' und 'Die Schweizer des Herrn von Tremouille' gehörten nur insofern in diese abteilung, als sie renaissanceleben spiegeln. das sind aber doch immerhin 3 von 14 gedichten, und wenn wir die ausgabe von 1882 zugrunde legen, gar 3 von 11 und wenn man auch noch das ursprünglich schliefsende gedicht 'Auf Ponte Sisto' abrechnet, in dem noch einmal die 'Stunde' ihr recht erhält, von 10, weit über ein viertel, fast ein drittel! 'Genie' scheint also demnach hier in einem erweiterten sinn gebraucht zu sein. meint Meyer einfach den naiven zug zur gröfse, jener 'grandezza', die nach Macchiavells discorsi I 27 von jeder tat die 'infamia' ausschliefst?[1]. eine gewisse monumentalität haben ja auch die spanischen conquisitadores, mit denen Columbus in die neue welt eindringt, und man wird sie auch dem Don Fadrique nicht absprechen, der tänzelnd in den Hades eingeht. aber man wird doch tiefer schürfen müssen, und Meyer mag etwa gemeint haben, dass in einem individuum, ihm selbst unbewust, in besonders auffallender und ästhetisch würksamer weise in die erscheinung trete was Hegel den 'Weltgeist' genannt haben würde, sei es auch nur in einem bestimmten moment. auch die Schweizer des herrn von Tremouille, die ihre kanonen selbst die berge hinaufschleppen, offenbaren den geist einer neuen zeit; sie sind gleichsam mit dem 'weltgeist' im bunde. Benvenuto Cellini, dem Meyer ein charakteristisches momentbild gibt, rechnet Goethe einmal zu den 'geistigen flügelmännern', 'die uns mit heftigen äufserungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen zügen in jedem menschlichen busen eingeschrieben ist'. ich weifs nicht, wieweit Meyer in den gedankengängen der Hegelschen philosophie zu hause war; ganz fern wird sie ihm nicht geblieben sein: schon FrThVischer konnte vermitteln, dessen ästhetik Meyer gelesen hat. auf die wahl des ausdrucks selbst mag französischer sprachgebrauch eingewürkt haben, wo ja *génie* nicht selten so angewant wird, dass wir es mit 'geist' übersetzen müssen (*le Génie du Christianisme* usf.). — das problem des gegensatzes von tod und leben kommt übrigens auch in dieser abteilung zum ausdruck, die der 1882 noch fehlende grandiose 'Chor der Toten' abschliefst, der sich zu 'Auf Ponte Sisto' ähnlich verhält wie 'Unter den Sternen' zu 'Das Heute'.

[1] Jac. Burckhardt, Die cultur der renaissance I 14 anm. 3 spricht von dem 'verein von kraft und talent', 'der bei Macchiavell *virtu* heifst und auch mit *sceleratezza* verträglich gedacht wird, zb. Discorsi I 10 bei anlass des Sept. Severus'. auch das liefse sich allenfalls mit 'genie' widergeben.

Brechts fünftes und sechstes capitel können die resultate zusammenfassen, sowol nach der subjectiven seite, indem nun erst hier das eben schon angedeutete verhältnis der einzelnen abteilungen zu einander eingehend besprochen und die composition als ausdruck der problemwelt Meyers gewürdigt wird, wie nach der objectiven, indem auch die künstlerische leistung beleuchtet wird. das schlusscapitel macht sozusagen die probe aufs exempel, da jetzt von der fünften, bisher allein berücksichtigten auflage auf die früheren ausgaben zurückgegriffen und gezeigt wird, wie die später entstandenen gedichte in das 1882 entworfene schema eingefügt sind.

Eine reihe wertvoller einzelbemerkungen findet sich zerstreut, so dass das buch in verbindung mit den arbeiten von Kraeger und Moser, die es an feinfühligkeit und sorgfalt weit übertrifft, recht wol als die willkommene grundlage eines commentars zu Meyers gedichten betrachtet werden kann. es zeigt sich wider einmal, wie ernste philologische arbeit letzten endes auch dem ästhetischen genuss dient. wenn die vorrede andeutet, dass uns eine betrachtung wie die vorliegende in zwiefacher hinsicht bereichern werde: in dem verständnis der seelischen structur des dichters und 'vielleicht darüber hinaus im verständnis gewisser gesetze des lyrischen schaffens überhaupt', so tritt der zweite gesichtspunct freilich sehr zurück. ein paar zusammenfassende bemerkungen wären erwünscht gewesen.

Jena. **Victor Michels.**

LITTERATURNOTIZEN.

Bergbau in der vorzeit I von **Julius Andree.** bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn und salz in Europa. mit 27 textabb., 179 tafelabb. und 3 tabellen [= Vorzeit, nachweise und zusammenfassungen aus dem gebiete der vorgeschichtsforschung, herausgegeben von Hans Hahne, band 2]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. kl. 4°. — Das buch ist eine erweiterte neubearbeitung des aufsatzes des verfassers in Hahnes '25 jahre siedelungsarchaeologie' (Mannusbibliothek 23). aber aufser dem dort behandelten bergbau auf kupfer und salz ist auch ein besonderer abschnitt dem wichtigen abbau des feuersteins und den meist freilich wenig sicheren funden die auf vorgeschichtliche zinnwäscherei und zinnbergbau hinweisen gewidmet. alles durch die fachlitteratur bekannt gewordene material ist sorgfältig zusammengetragen und wird durch viele, meist ausreichende und klare federzeichnungen illustriert. auch das ganze in diesen gruben gefundene handwerkszeug wird eingehend behandelt und im bilde vorgeführt. das gute litteraturverzeichnis ermöglicht bequemes nachprüfen und weiterstudium. für tagbau auf feuerstein kann ich eine ziemlich ausgedehnte station bei der ferme 'zum guten Alten' westlich Masnières bei Cambrai hinzufügen,

die dort durch unsere schützengräben angeschnitten wurde; die aufgenommenen pläne sind aber in der tankschlacht bei Cambrai verloren gegangen. das Andreesche buch kann als eine bequeme. gründliche und klare zusammenstellung unserer kenntnisse über die vorgeschichtlichen bergwerke, für die vor allem durch die schöne, reich ausgestattete publication der salzburgischen bergwerke von Kyrle und Klose (Österreichische kunsttopographie band XVII) das interesse sehr gewachsen ist, warm empfohlen werden. in einem anhang sind auch die dürftigen tatsachen die eine bergmännische gewinnung von kalkspat, ocker und bergkristall in Frankreich und Belgien bezeugen zusammengestellt.

Walther Bremer.

Germanische fibeln unter berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes von **Erich Frischbier.** [Mannusbibliothek nr 28.] mit 1 abb. und 14 tafeln. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8°. — Die arbeit ist eine Hallenser dissertation, die aus Hahnes schule hervorgegangen ist, und behandelt die typologische entwicklung der germanischen und keltischen fibeln der römischen kaiserzeit im anschluss an den Pyrmonter brunnenfund. dieser wichtige fund von etwa 230 fibeln wurde 1863 bei der neufassung des Pyrmonter mineralbrunnens zusammen mit einem bronzenen römischen schöpfgefäſs, 3 silberdenaren (Domitian, Trajan, Caracalla) und einigen anderen gegenständen gemacht, und er ist schon häufig behandelt worden. auch Almgren (Studien über nordeuropäische fibelformen, 1897), auf dessen untersuchungen alle späteren arbeiten über die kaiserzeitlichen fibeln aufbauen, hat diesem funde schon einen besonderen kurzen abschnitt gewidmet. die Pyrmonter spangen, die in viele museen zerstreut wurden, gehören den verschiedensten typen an. so eignet sich dieser fund ganz besonders zur grundlage für typologische untersuchungen. dabei kommt der verf. zu teilweise auſserordentlich wichtigen ergebnissen und führt uns in einer langen reihe von puncten weiter als Almgren, so dass man das buch als eine der wichtigeren neuerscheinungen auf dem gebiete der kaiserzeitlichen archäologie bezeichnen muss. nur hätte man wünschen mögen, dass F. sich einer gröſseren straffheit in der äuſseren form der darstellung befleiſsigte. fast alles hätte sich weit knapper und weniger weitschweifig sagen lassen. gerade Almgrens buch konnte ihm da zum vorbild dienen. auſserdem ist nicht zu leugnen, dass F. der formentwicklung der fibeln mit einer so starken liebe und gründlichkeit nachgeht, dass sie bisweilen an haarspalterei grenzt. doch vermag das den groſsen wert der meisten resultate die er seinem material abringt nicht zu schmälern. nur einiges wenige kann hier hervorgehoben werden.

Die kaiserzeitlichen fibeln teilen sich in zwei gruppen, deren jede an den mittellatènetypus sich anschlieſst, die erste an den

mit unterer, die andere an den mit oberer sehne. der formwandel der gewandhaften vom mittellatène- zum spätlatènetypus wird treffend als der übergang von der schmiede- zur gusstechnik charakterisiert. aus der ersten gruppe wird zunächst der untersehnige spätlatènetypus, dem das formal älteste stück des Pyrmonter fundes angehört, in seiner entstehung auf das Ostalpengebiet festgelegt und sehr glaublich den Boiern zugeschrieben. erst nach der einwanderung der Markomannen in Böhmen kommt diese form kurz nach 9 v. Chr. zu den Germanen. aus dieser Boierspange entwickeln sich die schüsselfibel und der Nauheimer typus einerseits, und im gebiete der Langobarden an der unteren Elbe die eingliedrige armbrustfibel mit breitem fufs anderseits, die bis in das 2 jahrhundert hinein in mode bleibt. von dieser frühkaiserzeitlichen armbrustfibel — nicht, wie man bisher annahm, von einer der untersehnigen spätlatèneformen — ist nach F. die in den rheinländischen gräbern der kaiserzeit allgemein verbreitete legionsfibel abzuleiten. damit ist ein neuer wichtiger chronologischer punct gewonnen worden, denn die eingliedrige armbrustfibel kann erst um 50 v. Chr. ins Rheinland gekommen, die legionsfibel füglich erst in dem darauf folgenden jahrzehnt dort entstanden sein. dazu stimmt das spärliche vorkommen der letzteren im Hofheimer lager und ihre häufigkeit in Neufs. so ergibt sich als sicher, was schon Dragendorff erkannt hatte, dass die zwei Halterner spätlatènefibeln, durch deren falsche typologische einreihung man diese legionsfibel bis in die augusteische zeit hinaufrücken wollte, nichts mit diesen zu tun haben können. wenn diese legionsfibel kurze zeit auch in Pannonien bräuchlich wird, so bringt F. das mit grofser wahrscheinlichkeit mit den bekannten legionsverschiebungen nach der niederwerfung des aufstandes des Saturninus im jahre 89 in zusammenhang. für die formentwicklung der zweiten reihe kaiserzeitlicher fibeln, der mit oberer sehne, stellt F. im anschluss an eine m.w. zuerst von Kostrzewski (Die ostgermanische kultur der spätlatènezeit s. 19) gemachte beobachtung fest, dass man keltische und germanische formgebung fast überall scheiden kann. die zurückgebogene lage der sehne, bei der die ganze spiralrolle aufserhalb des fibelbügels ligt, ist für die Kelten, die zurücknahme der spiralrolle, bei der der bügeldraht vor beginn der windungen einen knick nach innen beschreibt, für die germanischen spangen dieser art bezeichnend. in der fortführung dieser gedankengänge ergibt sich ein neues wichtiges resultat, dass nämlich der typus der spätlatènefibel mit oberer sehne germanischen ursprungs ist, und dass die im keltischen gebiet auftretenden typen dieser art in den einzelnen entwicklungsstadien vom Germanenland beeinflusst sind. von dieser spätlatèneform stammen die drei wichtigsten gruppen der römischen zeit ab, die eingehend behandelt werden: die balkenfibeln (und augenfibeln), die kräftig profilierten fibeln

und die fibeln mit zweilappiger rollenkappe, während die kniefibeln (Almgren V serie 9) direct an das mittellatèneschema anknüpfen. alle diese genealogischen zusammenhänge sind in einer tafel verzeichnet, die aber inzwischen übersichlicher als beilage zu einem vortrage F.s im 3. ergänzungsband des Mannus taf. VII erschienen ist. wie man sieht, ermöglichen die typologischen untersuchungen F.s eine reihe wichtiger chronologischer und ethnologischer schlüsse. **Walther Bremer.**

Studien zur mittelalterlichen keramik von **Konrad Straufs.** mit 37 abb. und 4 tafeln. [Mannusbibliothek nr 30.] Leipzig, Kabitzsch 1923. 48 ss. 8°, grz. 2,50. — Kaum ein gebiet der deutschen altertumskunde ligt so sehr im argen wie das der mittelalterlichen keramik. dem vorgeschichtsforscher, der sich für sein gebiet der grofsen wichtigkeit der tohnware für chronologische schlüsse und culturelle zusammenhänge klar bewust ist, erscheint sie zu modern, dem kunsthistoriker zu unbedeutend, und auch der historiker hat sich kaum jemals ernsthaft bemüht, ihre wortlose sprache zu verstehn. nicht einmal bei den ausgrabungen hat man sich immer die mühe gegeben, die reste mittelalterlichen tohngeschirrs zu sammeln. erst in allerneuster zeit ist das anders geworden. namentlich SLoeschcke in Trier hat das verdienst, die chronologie der mittelalterlichen keramik energisch in angriff genommen zu haben (Jahresber. d. Prov.-museums Trier 1916/7 s. 63f, Trierische Heimatblätter I 1922 s. 5f. 138f. 172f), und auch Luthmer in Cassel hat reiches material für diese fragen gesammelt. Str. legt jetzt einen versuch einer chronologie der ostdeutschen keramik vom 12—16 jh. vor. die culturelle beeinflussung des ostens durch den westen, die schon in der slavischen keramik deutlich ist, tritt seit der germanisierung besonders klar hervor, und es ist sicher, dass bei genauerer durcharbeitung der keramik auch auf die wege der widergermanisierung des ostens neues licht fallen wird. die materialsammlung, die den ersten teil der vorliegenden arbeit ausmacht, ist sehr reich, gibt aber natürlicher weise nur einen willkürlichen ausschnitt wider; leider ist sie wenig übersichtlich, so dass zb. der Ketziner töpfereifund zweimal behandelt ist. umso klarer ist der zweite teil, der die formentwicklung und die haupttypen der einzelnen jahrhunderte behandelt. durch begleitfunde fest datierte gefäfse geben dabei die stützpuncte. auch in den gefäfsen spiegelt sich das formempfinden der einzelnen zeiten wider, von den romanischen kugeltöpfen zu den schlanken gotischen bechern mit oft wellig ausgedrücktem fufs und den meist reich decorierten und glasierten renaissancevasen. hoffentlich ist dieser wertvolle beitrag nur ein anfang zu weiteren arbeiten des verf.s auf dem dankbaren und schönen gebiet. dem herausgeber der Mannusbibliothek aber muss man dankbar sein, dass er auch der von allen seiten stiefmütterlich behandelten mittelalterlichen hauskeramik in seiner sammlung einen platz eingeräumt hat. **Walther Bremer.**

Die germanischen stämme und die kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen kaiserzeit von **Erich Blume.** II. teil: Material. aus dem nachlass herausgegeben von Martin Schultze. [Mannus-bibliothek hrsg. von prof. dr G. Kossinna, nr 14.] Würzburg, Kabitzsch 1915. XIII u. 212 ss. gr. 8⁰. — Die vorliegende veröffentlichung zeugt von der gründlichkeit mit der ihr verfasser sein im titel genanntes buch vorbereitet hat. wir sehen hier das material auf dem sich jenes aufbaut, bis auf einige vom herausgeber vorgenommene zusätze und berichtigungen von B. selbst zusammengestellt. mit wehmut blättern wir in diesem fundkatalog, der uns das bild des so hochbegabten, durch ein tückisches schicksal uns entrissenen jungen urgeschichtsforschers vor augen führt und uns überdies in seiner ausstattung daran erinnert, was für veröffentlichungen vor 8 jahren noch möglich waren. **R. Much.**

1. **Maurice Cahen,** Études sur le vocabulaire religieux du vieux-scandinave. La libation [Collection linguistique publiée par la société de linguistique de Paris IX.] Paris, Champion 1921. 325 ss. 8⁰. — 2. **Ders.,** Le mot 'dieu' en vieux-scandinave [Collection etc. X]. ebda. 81 ss. 8⁰. — 1. Von einem französischen linguisten, der sich in Skandinavien mit den nordischen sprachen und litteraturen vertraut gemacht hat, wird hier der ganze mit dem trinken zusammenhängende wortschatz des skandinavischen eingehend untersucht und besprochen: mit beständiger beziehung auf den religiösen hintergrund aller trinksitten. das buch ist in seiner breiten ausführlichkeit auch für den laien interessant und verständlich, aber deshalb doch auch für den fachmann nicht wertlos, schon wegen des reichen zusammengetragenen materials. besonders auf den abschnitt 'Le toast' und das dort über die ablösung des älteren *full* durch jüngeres *minni* beigebrachte sei hier verwiesen.

Die sachen mit denen die wörter zusammenhängen interessieren den verf. sichtlich weniger, von den religiösen gesichtspuncten abgesehen. aber auch von seinem standpuncte aus hätte er sich vielleicht mit der geschichte vom Kvasir befassen dürfen, in der ein streiflicht fällt auf einen altertümlichen, durch kauen — wahrscheinlich einer stärkehaltigen wurzel — hergestellten rauschtrank und auf dessen gemeinsame bereitung durch friedenschliefsende parteien. auch mit den etymologieen beschäftigt sich C. nicht sonderlich und einmal recht unglücklich, wenn er *laga* in *laga drykkja* 'einen trank bereiten', das doch nichts als das bekannte anord., schwed. *laga,* dän. *lave* 'bereiten' ist, von *lǫgr* 'liquide' ableitet und durch 'mouillier (le molt)' umschreibt. doch ist diese entgleisung keineswegs für das buch und seinen recht vorsichtigen verf. kennzeichnend. — 2. In derselben art beschäftigt sich C. in der zweiten schrift mit den nordischen worten für den begriff 'gott', besonders ausführlich was ihre

formelle seite, den genuswechsel, die flexion und das verhältnis der formen *goþ* und *guþ* zu einander betrifft. von den poetischen ausdrücken wird *regin, rǫgn* mit recht im sinne von 'gott' als gemeingermanisch angesprochen; das auch westgerm. verstärkende *ragin-* hat ursprünglich jene bedeutung, wie schon das seitenstück anord. *týframr* 'sehr tapfer', das mit *týr* zusammengesetzt ist, zeigt. auf das eigentlich etymologische geht C. auch hier nicht näher ein, obwol es interessante fragen in sich schliefst. so wäre es von religionsgeschichtlicher bedeutung, wenn sich nachweisen liefse, dass idg. *deivo-* zunächst nur ein singular ist und 'himmel, himmelsgott' bedeutet wie in lat. *sub dīvo.* und gott *guda-* 'das angerufene wesen' macht den eindruck eines deckwortes, eingeführt, weil man aus frommer scheu oder abergläubischer furcht die eigentlichen namen für gott und götter aufserhalb des cultactes nicht auszusprechen wagte. gar nicht behandelt ist das wort *āss,* das allerdings meist den angehörigen eines göttergeschlechts im gegensatz zu einem andern bezeichnet; aber die *æsir* sind daneben doch auch die götter schlechtweg. **R. Much.**

Archäologische erläuterungen zur Germania des Tacitus von **Georg Wilke.** mit 74 abbildungen im text. Leipzig, Curt Kabitzsch 1921. 84 ss. gr. 8⁰. — Es war ein recht glücklicher und schon durch die einseitigkeit und unzulänglichkeit aller Germaniacommentare gerechtfertigter gedanke, einmal das zusammenzutragen, was die bodenforschung zum verständnis und zur ergänzung und berichtigung des taciteischen berichtes beisteuern kann. auch die durchführung ist lobenswert für einen ersten versuch, trotz den nicht zu verschweigenden schönheitsfehlern die ihm noch anhaften, wozu ich vor allem die ausführungen über das vorgeschichtliche alter der runen rechne. am meisten auszustellen ist vielleicht an dem was W. aus germanistischer fachlitteratur in gutem glauben herübernimmt, und dafür trägt er selbst den geringsten teil der verantwortung. *Leudisio* und *Maguso* sind sicher falsch construierte namenformen, von den verfehlten deutungen abgesehen, und auch die erklärung 'der männermordende' für den beinamen *Halamardus* des Mars ist nicht glaublich. das wort *segel* ist zwar ur- und gemeingermanisch, aber wahrscheinlich doch eine alte entlehnung aus dem keltischen, das dasselbe wort besitzt. was sich der verf. unter entbitterten eicheln vorstellt, dh. was für ein verfahren zur entbitterung ihm dabei vorschwebt, bedürfte näherer ausführung. die im südlichen Europa zur menschlichen nahrung verwendeten eicheln entstammen einer anderen eichenart, bedürfen einer entbitterung nicht und können für eichelnahrung in Nordeuropa nicht sprechen. diese und andere kleine mängel fallen aber nicht ins gewicht gegenüber dem nutzen den die schrift zumal in der hand des mittelschullehrers stiften kann, und angesichts der zahlreichen bei einem grofsen teil der gebildeten eingewurzelten irrtümer, die sie berichtigt. **R. Much.**

Kulturgeschichte der urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 nach Christi geburt) von **Rudolf Goette.** Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1920. 274 ss. gr. 8⁰. — Es handelt sich bei diesem buche, das auf seinem äufseren umschlag den noch unzutreffenderen titel 'Kulturgeschichte der Urgermanen' führt, in würklichkeit um eine geschichtsdarstellung, bei der aber allerdings das culturgeschichtliche mit gröfserer ausführlichkeit behandelt wird als es gewöhnlich geschieht. dabei tritt der verf. mit besten absichten und ohne vorurteil an seine aufgabe heran und hat sich, wie die auf jeden fall dankenswerten litteraturangaben zeigen, nicht wenig mühe gegeben. es zeigt sich aber bei ihm wie bei manchem andern, dass in den anfängen deutscher geschichte keiner sich zurechtfindet oder gar zum wegweiser taugt, dem germanistische schulung abgeht. es sind vielleicht in wenigen fällen eigene irrtümer die er vorträgt; aber in ungezählten andern findet er veralteten, längst überholten aufstellungen der fachlitteratur oder ganz dilettantischen meinungen gegenüber nicht den richtigen standpunct. so sind ihm, um nur einige beispiele anzuführen, die Embscher nach den Ampsivariern, Quakenbrück nach den Chauken, Hersfeld (*Heroluesfeld*) und Herbstadt (*Herolfestat*) nach den Herulern benannt. begreiflicherweise leiden unter solcher schwäche mehr die ersten abschnitte des buches, die der vorzeit und frühgeschichtlichen zeit gewidmet sind, als die späteren, für die litterarische quellen reichlich fliefsen. das werk würde im ganzen sehr gewonnen haben, wenn dem verf. für jene gebiete die sich seinem verständnis zum teil entzogen, ein sachkundiger berater zur seite gestanden hätte. **R. Much.**

Die Germanen und das christentum von **Walther Classen** [Das Werden des deutschen Volkes 4. heft]. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt a.-g. 1920. 184 ss. 8⁰. — Schon die inhaltsangabe dieses büchleins mit drei hauptabschnitten 'die Völkerwanderung und die Heimat', 'das Frankenreich', 'das deutsche Volk tritt in die Welt' lässt erkennen, dass sein titel zu seinem inhalt schlecht passt. es bietet uns wesentlich eine darstellung geschichtlicher ereignisse, verliert aber dabei mitunter ganz bewust den boden der quellenberichte unter den füfsen und sucht durch einschübe im stil des historischen romanes über dunklere zeitläufte hinweg und dem interesse des lesers näher zu kommen. wie frei der verf. dabei verfährt zeigt sich zb. s. 138, wo er ein altsächsisches salamanderreiben schildert. von dem innerlichen verhältnis der Germanen zum christentum erfahren wir recht wenig, und nur jener strom des Germanentums wird überhaupt näher ins auge gefasst, der in das deutsche volkstum mündet. wissenschaftlichen wert wird der verf. für seine arbeit selbst nicht beanspruchen. aber deshalb könnte er doch das gotische vaterunser ohne vier störende fehler wider-

geben, brauchte nicht Herma*nn*arich, Go*th*en, Greu*th*ungen, *Ther*vingen, Bal*t*en, *Lo*ngobarden zu schreiben oder die käsebereitung von den Baiern in die Alpengegenden einführen zu lassen, die sie selbst dereinst im osten als nachbarn der Finnen gelernt hätten. am besten und einwandfreiesten sind die ganz in das gebiet der geschichte fallenden, in warmem ton geschriebenen abschnitte, die Karl und Otto dem Grofsen gewidmet sind.

R. Much.

Valtýr Guđmundsson, Islandsk grammatik, Islandsk nutidssprog. København, Hagerup 1922. VIII u. 191 ss. 8°. — Für die bewältigung des neuisländischen ist man seit kurzer zeit gut ausgestattet, begreiflicherweise durch arbeiten von Isländern. ref. erinnert sich der zeiten wo er dem dürftigen bändchen von Carpenter etwas abzugewinnen suchte, und wo es ums wörterbuch ganz schlimm bestellt war. jetzt haben wir V. Guđmundsson für ein grammatisches lehrbuch zu danken von ausnehmender reichhaltigkeit. es ist als 'praktisches lehrbuch' gedacht, befriedigt aber die wissbegier des gelehrten benützers. sprachgeschichtlich will es sich im ganzen nicht einstellen. der vf. verteidigt sein mehr descriptives vorgehn insbesondere in der beugungslehre. man würde ihm darin noch mehr zugeben: die nominalbeugung liefse sich wol kräftig vereinfachen, wenn man die herkömmlichen achtcasus-schemata wegwürfe und nur die wandelþaren casus durchspräche (bei den masc. auf *-(u)r* dat. gen. sing., nom. acc. plur. usw.).

Zwischen geschichte und beschreibung sucht auch das capitel über die 'Lautübergänge' (22—45) zu vermitteln, und da ergeben sich denn schon bedenklichere formulierungen: *lýsa* 'von' *ljós*; *liggja* unter *g-k*-umlaut; *gista* 'für *gesta*, von *gestur*'; *copn* als progressiver labialumlaut; *sveppur* als schwächung des *ō* vor doppelconsonant; *rita* als 'sporadische' vocalkürzung vor einzelconsonant; *annan* für *annar-an*; *finna* 'für *finda* für *finþa*' u.v.a.m. solche dinge rechtfertigen sich nicht aus dem bedürfnis des nichtlinguisten. wie man einen lautstand unter dem gesichtswinkel des lautwechsels behandeln kann, zeigt Pauls Mhd. grammatik.

Der abschnitt über die aussprache verzichtet ausdrücklich auf articulatorische beschreibungen, geht aber auf all die mannigfaltigkeit ein (zb. für geschriebenes *g* elf aussprachen) und gibt eine vorstellung von den schier entmutigenden schwierigkeiten der neuisländischen lautform. zu *d* trag ich nach, dass zwischenvocalisches *d*, in *Vídalín*, für mein ohr ungehauchtes *t* ist; und zu *o* frag ich, ob V.G. die aussprache *u̯ō* in offener silbe nicht anerkennt, die dem ref. auf seiner zweiten reise (1913) oft auffiel: *Sku̯ōtar, lu̯ōkađ*; ziemlich wie ital. *uo* in *buono, fuoco*. freund Bj. M. Olsen wollte damals auch nichts davon wissen.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Nellie Slaytton Aurner, Hengest, a study in early english

hero legend (University of Iowa Studies, Humanistic studies, vol. II nr 1). published by the university, Iowa city 1921. 76 ss. 8⁰ u. 44 ss. tabellen. — Was der untertitel in aussicht stellt, einen beitrag zur heldendichtung, enthalten nur die elf seiten 56 ff. die vf. verficht hier die einheit des kentischen eroberers Hengest mit dem rächer des Hnæf in der dichtung; aber nur so dass diese erlebnisse beim Friesenkönig Finn in die vorbritische zeit des eroberers fielen: die beidseitigen taten oder erzählmotive stünden also unabhängig da, nur dass Hnæfs rächer, als Sachse, mit seinem (dänischen) herrn nicht gleichen stammes sein dürfte, was die vf. darin bestätigt findet dass er, der 'outsider', bei der rache an Finn zurücktrete. in diesem und andern puncten kann ihr bild von der sagenhandlung schwerlich überzeugen. die gleichsetzung der zwei namensvettern ist nicht wahrscheinlicher geworden. zeitgenossen brauchen sie n i c h t zu sein (Anz. XLI 32), und dass 'charakter und situation' übereinstimmten, kann man doch würklich nicht behaupten.

Alles übrige durchgeht ausführlich die chronisten- und litteratenerfindungen, die sich an den geschichtlichen Hengest ansetzten bis herab ins 17 jahrhundert, auch die fabeleien friesischer gelehrter um 1600. die vf. spricht von einem 'growth of the Hengest legend'. es handelt sich um sage von dem schlag wie sie bei den ungarischen chronisten oder bei Aventin steht. ohne jeden belang sind auch diese federschnörkel nicht, aber eine kennzeichnung der einzelnen verfasser ergäbe sich doch nur aus einem breitschnitt, der ihre stellung zu der g e s a m t e n vorgeschichte aufwiese. eine arbeit die inzwischen Matter in einem dicken bande angestellt hat (Englische gründungssagen, Anglist. forschgen h. 58).

Arlesheim. **A. Heusler.**

P a r a d i s u s a n i m e i n t e l l i g e n t i s (Paradis der fornuftigen sele). aus der Oxforder hs. cod. Laud. misc. 479 nach E. Sievers abschrift herausgegeben von **Philipp Strauch** [Deutsche Texte des Mittelalters bd. 30]. Berlin, Weidmann 1919. XL u. 170 ss. 8⁰. — Es handelt sich um jene sammlung von 64 predigten (1—31 sermones de tempore, 32—64 sermones de sanctis) oder besser predigtabrissen (denn es ist kein zweifel, dass die predigten selbst alle länger waren und in der widergabe des sammlers einem kürzenden princip unterlagen) aus der Thüringer mystik, dem predigerkloster zu Erfurt, von denen einige schon von Sievers (Zs. 15, 373), Preger, Zuchhold veröffentlicht waren. von meister Eckhart selbst rühren nach dem index des sammlers 31 her, die übrigen von namhaft aufgeführten predigern aus seiner umgebung, über die man nun neuerdings bald einmal zusammenfassendes sagen muss. die hs. (s. Priebsch I 148 nr 147) ist kein original, sie stammt aus dem Mainzer Karthäuserkloster auf dem Michelsberg (Erfurt gehörte ja zu Mainz), zeigt

westmd. mundart des 14 jh.s, durch deren kurze, sorgfältige analyse Strauch einen wertvollen beitrag zu einer md. grammatik in mhd. zeit liefert, die uns leider noch immer fehlt. Str. erhöht den wert der ausgabe durch eine bibliographie der einzelnen predigten, soweit sie sich ermitteln liefs, und durch die mit hilfe von KBihlmeyer und MGrabmann verfassten quellen- und citatennachrichten aus patristik und scholastik. aber es fiel mir schon früher bei der Notkerforschung und dann wider bei Schönbachs vielfachen studien auf, dass man aus diesen feststellungen schon schlüsse auf die wissenschaftliche schulung der autoren ziehen zu können glaubt, als ob sie nicht aus zweiter und dritter hand, aus commentaren udgl. hätten schöpfen können (s. übrigens eine einschränkende bemerkung Strauchs in diesem sinn auf s. XXIX).

H. Naumann.

Frühneuhochdeutsches glossar von **Alfred Götze** [= Kleine Texte für vorlesungen und übungen hg. von Hans Lietzmann nr 101]. 2 stark verm. aufl. Bonn, Marcus & Weber 1920. XII u. 240 ss. 8⁰. — Die zweite auflage dieses überaus nützlichen glossars darf bei allen die frühnhd. schriftsteller im urtext lesen einer noch freundlicheren aufnahme sicher sein als die erstausgabe. zwar kann und will auch die neue, um mehr als 100 ss. vermehrte auflage so wenig erschöpfend sein wie die erste; aber ein vergleich nur weniger spalten bezeugt, wie weit G. diesmal über den gelungenen ersten wurf bereits hinausgekommen ist. und wenn künftige auflagen das begonnene fortsetzen, dann wird der vf. die in angriff genommene aufgabe, die im bestande der einschlägigen hilfsmittel bisher vorhandene lücke auszufüllen, bald restlos gelöst haben. ausmafs und auswahl des künftig noch aufzunehmenden wortschatzes, besonders des seltnen, zt. nur einmal belegten, lassen sich nicht leicht bestimmen: hier können nie alle wünsche in erfüllung gehn. werden indessen seltne wörter und würkliche oder vermeintliche ἅπαξ εἰρημένα aufgenommen, dann wüste namentlich der germanist auch gern den genauen beleg. wenn die einrichtung des buches die mitteilung solcher belege bisher verbot, so möcht ich anregen, ob G. uns nicht eine erweiterte, nur für den fachmann bestimmte parallelausgabe schenken möchte, die überdies auch raum gäbe für knappe historisch-grammatische und wortkundliche bemerkungen. ein verzeichnis der lücken auf die ich im glossar stiefs muss ich mir an dieser stelle aus gründen der raumnot versagen.

G. Bebermeyer.

Frühneuhochdeutsches lesebuch von **Alfred Götze.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1920. IV u. 140 ss. 8⁰. — Auch mit diesem buch hat G. einen glücklichen wurf getan und dem akademischen unterricht ein ebenso bequemes wie brauchbares hilfsmittel geschenkt. sollen frühnhd. übungen erspriefslich sein, dann müssen sie den studenten mit der sprach-

entwicklung des gesamten zeitraums, mit dem ganzen reichtum der mundartlichen verschiedenheiten und litteraturgattungen vertraut machen. ein solches verfahren stöfst nun heute mehr denn je bei der textbeschaffung auf schwierigkeiten. wer sich aber damit begnügen wollte, solchen übungen nur den einen oder andern leicht zugänglichen text zugrunde zu legen, müste von vornherein auf eine umfassende behandlung der probleme verzichten. diesen schwierigkeiten will Goetzes lesebuch abhelfen. der wert eines solchen hilfsmittels steht und fällt mit der art der auswahl und anordnung. die brauchbarkeit des vorliegenden lesebuchs hat sich mir in übungen praktisch aufs beste erwiesen. die getroffene auswahl nach den erwähnten gesichtspuncten scheint mir im ganzen gut gelungen. für die sicher zu erwartende 2 auflage möcht ich jedoch einige vorschläge zur nachprüfung äufsern. einmal halt ich dafür, die anfangsgrenze um ein volles jahrhundert, also bis in die mitte des 14 jh.s etwa, zurückzustecken, denn schon jene periode hat für den entwicklungsprocess der zur gemeinsprache führt besondere bedeutung. sodann ist das ostmitteldeutsche zugunsten des südwestdeutschen zu kurz gekommen: namentlich das böhmische und schlesische jener frühzeit fehlt ganz. davon sollten aber einige wenige handschriftliche proben dem gesamtbild nicht fehlen. auch der abschnitt 18 (Luther) müste noch mehr ausgebaut werden; denn wenn wir auch in dem reformator nicht mehr den schöpfer der nhd. schriftsprache feiern wie einst, die durchgreifende würkung seiner sprache sichert ihm nach wie vor eine centrale stellung in der sprachlichen bewegung. deshalb müsten auch als gegenstück zu den aufgenommenen vorlutherischen bibeldrucken einige proben aus der flut der nachdrucke der Lutherbibel gegeben werden. **G. Bebermeyer.**

Jim an' Nell von W. F. Rock, eine studie zum dialect von Devonshire von **Hans Wiegert** [Palaestra 137]. Berlin, Mayer & Müller 1921. 344 ss. 8⁰. — Die dialekte in England beruhen trotz der geographischen umpflanzung vom festland zum inselland auf der geschlossenen stammesansiedlung. die erste nachhaltige erschütterung ihrer herschaft als eines gesprochenen und geschriebenen mediums erfolgt durch die Londoner schriftsprache und deren verbreitungsfactoren (buchdruckerkunst, gedruckte hochenglische bibel und verwantes). eine neue, in ihren folgen voraussichtlich viel radicalere existenzbedrohung der dialekte bahnt sich seit dem ende des 18 jh.s an: neue erfindungen — beginnender industriestaat — rückgang der landwirtschaft — industrialisierung landwirtschaftlicher bezirke (so Lancashire) oder entvölkerung durch umsiedlung innerhalb Englands neben auswanderung; — folgen: ausbau des verkehrswesens — gesteigerte freizügigkeit zu zwecken des geschäfts, der erholung, des vergnügens, die beiden letzteren durch modern-sociale strömungen

ständig fortschreitend; — durch mechanisierung der production in verbindung mit vermehrtem und verbessertem elementarunterricht, riesenhafte verbreitung schriftsprachlicher litteratur einschl. der durch kurze entfernungen und glänzende verkehrsmittel überall erstaunlich schnell gelieferten und infolge der starken politisierung eifrigst gelesenen zeitungspresse. — durchwürfelung der sprachträger sowie beeinflussung durch die neue sprachliche umgebung und das gedruckte hochenglisch trübten so allmählich die reinheit der dialekte oder brachten sie gar zum verschwinden. — Der krieg hat durch das staatliche eingreifen (wehrpflicht, hilfsdienstpflicht, rüstungsbedarfsgesetze) ähnlich, aber zumeist wol nur mit vorübergehndem ergebnis gewürkt. wesentlicher in ihren folgen sind wahrscheinlich seine nachwürkungen durch neue umsiedlung und auswanderung.

Der rückgang der dialekte führte in England zunächst im zusammenhang mit englisch-conservativer pflege des hergebrachten, der gelegentlichen romantisch-nationalen widerbelebung des altertums und neuerdings mit landsmannschaftlichen bestrebungen zu volkskundlich-litterarischer oder gesellschaftlich-humoristischer pflege der dialekte. auf das dilettantische folgte erst, wie stets in England, das wissenschaftliche (theoretisch-historisch vor allem durch Ellis und Wright, praktisch und mit hilfe der neuen erfindung geeigneter sprechapparate namentlich durch Moorman in Leeds). vor dem kriege konnte sich trotz schwierigkeiten bezüglich volkstum, entfernung, kosten an der wiss. erforschung auch die deutsche anglistik beteiligen, und die vorliegende arbeit ist ein glied in dieser nun wol durch die not der zeit abreifsenden kette. der vf. hat im sept. 1913 studien an ort und stelle gemacht und durch vier grammophonaufnahmen (Doegen, International talking machine co., jetzt Lautamt der preufs. Staatsbibl.) weiter basiert. eine wertvolle bibliographie der dialect-litteratur und eine litt. betrachtung des dichters W. F. Rock werden der methodischen erörterung vorangestellt. es folgen die texte mit phonetischer transcription und hochenglischer übertragung. das 4. cap. bringt die leselehre, das 5. das lautgeschichtliche. die schwierigkeit solcher dialektuntersuchungen ligt teils an den dialektträgern und ihrer zuverlässigkeit, teils an dem forscher, teils an der deutung der laute, auch auf grund der plattenaufnahmen und der richtigen einstellung bei der vorführung. wir sind also von vielem abhängig was nur zum teil und nicht überall nachzuprüfen ist, und müssen zunächst einmal überhaupt für die gebotene leistung dankbar sein.

Greifswald. **Heinrich Spies.**

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 45. jahrgang (1922), redigiert von Adolf Schullerus. Hermannstadt, Krafft 1922. (IV u.) 92 ss. 8⁰. — Mit hoher freude begrüfsen wir das forterscheinen

dieser altbewährten zeitschrift unter der neuen fremdherschaft und ersehen auch aus dem jüngsten jahrgang, dass das volkstum unserer fernen stammesgenossen ungebrochen, ihr geistiges leben und wissenschaftliches streben so rege wie je ist. das bezeugen die litteraturberichte, der bericht über die 64. generalversammlung des vereins, die erste seit dem ausbruch des krieges, das bezeugt der wissenschaftliche inhalt des heftes, das neben allerlei kürzern mitteilungen und miscellen zwei gröfsere abhandlungen von allgemeinem interesse bringt. GMüller und ASchullerus behandeln (s. 1—15) jener den begriff, dieser den namen *Siebenbürgen*, eindringend und keine schwierigkeit verschweigend, aber gerade dadurch höchst lehrreich: der name bezeichnete früher nur einen teil des landes 'Transilvania'; er erscheint auf das geschlossene von Deutschen bewohnte territorium beschränkt, ohne dass doch seine entstehung mit dem gebiet des Sachsenlandes in zusammenhang stünde; die bedeutung der sieben 'burgen' (castra) bleibt nicht völlig aufgeklärt, und ebensowenig ihr verhältnis zu den sieben 'stühlen' (sedes). — noch wichtiger ist der aufsatz von AScheiner, 'Echte mundart', nach dem Siebenbürgisch-sächsischen wörterbuch (s. 33—46. 57—79), den sich kein benutzer dieses idioticons entgehn lassen darf. er erläutert warum dort nicht von 'reiner mundart' die rede ist, wie so natürlich auf altdeutschem boden, sondern eben von 'echter mundart'; unter ihr ist die 'kernige bürger- und bauernsprache' verstanden, wobei die 'städtische halbmundart' nicht minder abgewehrt wird wie die 'gehobene sprache'. E. S.

Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte von **Richard Schröder.** 6 verbess. auflage, fortgeführt von **Eberhard frh. v. Künfsberg.** m. e. abbildung im text, vier tafeln u. e. bildnis. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. IV u. 1124 ss. 8⁰. — Kein gebiet der germanischen altertumswissenschaft ist zur zeit so reich mit grundlegenden darstellungen und guten lehrbüchern versorgt wie die deutsche rechtsgeschichte. neben den beiden werken der altmeister von stärkster persönlicher eigenart: Brunners Deutscher rechtsgeschichte (I² 1906. II 1892) und vAmiras Grundriss des germanischen rechts (³1913) liegen Brunners Grundzüge in einer 7 aufl. vor, bearbeitet von Heymann (1919), ferner zwei 'Deutsche rechtsgeschichten' jüngerer gelehrter: H. Fehr (1921) und Cl. frh. v. Schwerin (²1915), von denen der letztere soeben in seiner Einführung in das studium der germanischen rechtsgeschichte (1922) eine nicht nur für den anfänger wertvolle ergänzung geliefert hat. neben diesen allen aber behauptet das breit angelegte Lehrbuch Rich. Schröders seinen festen platz, das den ganzen zeitraum von der urzeit bis zum j. 1900 umspannt, und im j. 1889 zum ersten male erschienen, jetzt in einer 6 aufl. abgeschlossen vor uns ligt. die gröfsere hälfte war beim tode des verfassers (2 jan. 1917) bereits ge-

druckt resp. gesetzt, die weitere herrichtung der neuen auflage hat prof. Eberhard frh. v. Künfsberg übernommen, der dem verewigten im letzten jahrzehnt persönlich nahestand, und er hat sie im sinne des verfassers und mit ebensoviel gewissenhaftigkeit wie pietät zu ende geführt, auch reichhaltige nachträge zur litteratur des ersten teils geliefert und das register, das ihm schon bei der 5 aufl. verdankt wurde, abermals gründlich revidiert und vermehrt (um 25 seiten!), so dass es nun auch den weitgehnden ansprüchen derer genügt die das lehrbuch als nachschlagewerk benutzen möchten. dazu aber ist es jetzt weniger durch verbreiterung der darstellung als durch abermalige starke vermehrung der litteraturangaben noch besser als vorher geeignet.

Richard Schröder war sein ganzes leben hindurch wie ein schaffender gelehrter so ein eifriger lerner, der jeden jungen mitarbeiter in seiner disciplin freudig willkommen hiefs und ihm und dem was er neues brachte gern einen platz in der litteratur, und wo es gieng auch im text einräumte. dies weitgehnde entgegenkommen, das im laufe der zeit seiner eigenen darstellung hier und da etwas schwankendes gegeben hat und die persönliche note mehr und mehr zurückdrängte, ist der vorzug, aber soviel ich es beurteilen kann, auch wol die schwäche seines reichhaltigen werkes. so wenig der umfang des textes gewachsen ist (von dem zuwachs von 108 seiten dürften vier fünftel auf die litteratur und das register fallen), weist doch auch dieser zahlreiche ergänzungen auf, welche die wachsamkeit des verfassers und seines nachfolgers bezeugen: gleich im ersten satze sind unter die indogermanischen völker die Tocharer eingereiht. unter den textvermehrungen vKünfsbergs macht sich besonders die benutzung des ihm unterstellten Deutschen Rechtswörterbuchs vielfach bemerklich, so zb. in § 62 'Strafrecht', § 63 'Gerichtsverfahren': die starke vermehrung der juristischen termini welche diese auflage erfahren hat (und im register berücksichtigt), macht sie auch für den deutschen philologen mehr noch als die früheren zu einem erwünschten handwerkszeug.

Die fortlassung der letzten tafel (gerichts-organisation des Deutschen reiches) wird kaum jemand beklagen. umso freudiger begrüfsen wir das vorangestellte bild Richard Schröders, das uns den geistesfrischen gelehrten und liebenswerten menschen in den besten tagen seines gesunden alters lebhaft vergegenwärtigt. aber schwerlich waren die schlussworte mit denen v. Künfsberg unterm 11 nov. 1918 die erste hälfte des werkes hinausgehn liefs, im sinne dieses mannes, der ein warmfühlender deutscher patriot und bei aller weitherzigkeit eine im tiefsten grunde pietätvolle und conservative natur war. hoffentlich hat der buchbinder in den fertigen exemplaren diese peinliche entgleisung beseitigt. E. S.

Minner om guderne og deres dyrkelse i norske

stedsnavn av **Magnus Olsen.** Kristiania, Steensballes bogh. eftg. (H. Reenskaug) 1923. 40 ss. 8⁰. — Die kriegswirren haben wie so manches andere versäumnis auch verschuldet, dass Magnus Olsens inhaltreiches nnd auch für uns höchst interessantes werk 'Hedenske kultminder i norske stedsnavne I' (Kristiania 1915) hier nicht zur besprechung gelangt ist. indem ich nachdrücklich darauf hinweise, möcht ich die unterlassung ein wenig sühnen durch die anzeige einer kleinen schrift, welche die wichtigsten ergebnisse des buches für einen weitern, wenn auch zunächst nordischen leserkreis zusammenfasst. es handelt sich um die vollständige umarbeitung eines beitrags den ORygh zur 2 auflage von AMunchs 'Norrøne Gude- og Heltesagn' geliefert hatte: an die stelle dieser ersten autorität in der historischen topographie Norwegens ist jetzt O. getreten. er würdigt zunächst im allgemeinen das wertvolle religionsgeschichtliche material das in den norwegischen ortsnamen vorligt, spricht dann die wichtigsten vorkommen nach den (17) 'fylker' durch und endigt mit einer knappen schlussbetrachtung. in erster linie sind überall die onn. berücksichtigt welche an alten kirchenplätzen und an deren nächster umgebung haften. die erinnerung an heidnische tempel und heiligtümer noch altertümlichern charakters bewahren *Hof* (*Hov*), *Vang*, *-skjalf*, dann *Elg-* (got. *alhs*), *Horg*, *Lye* (**ljúg*), weiter all die namen mit *Gud-*, *Ve-*, *Helge-*, mit *Dis-* und *Hjelp-* (*Hjalpar-*) — dies letztere besonders interessant für uns, weil es genau so in den zahlreichen, bisher unerklärten *Helfenberg*, *Helfenstein* auf deutschem boden widerkehrt. was die einzelnen culte anlangt, so treten *Tor*, *Njord*, *Frøi*, *Frøia* und *Ull* besonders hervor, der letzte gewis eine überraschung, zumal neben ihm noch ein *Ullin* erscheint. wesentlich zurück stehn, wenn auch nicht so völlig wie auf Island, *Odin*, *Balder*, *Ty* — und eine letzte reihe bilden *Vidar*, *Våle*, *Frigg* (*Såga?*), *Forsete* und noch ein neuer gott: *Fillin*, dessen cult der Edda weit vorausliegen muss; unsicher bezeugt ist *Aegir* (s. 13). dass *Forsetlund* in Onsøy (s. 13) den gott zu sichern scheint, der uns schon um der allzu durchsichtigen etymologie seines namens willen als eine skaldische erfindung verdächtig war — so sehr dass ihn noch Siebs PBBeitr. 35, 546 mit hohn aus dem nordischen götterhimmel hinauswies —, wird auch die Fosete-frage in ein neues licht rücken. — Im einzelnen wird was Olsen geleistet hat noch manchen abstrich erfahren, kaum aber nennenswerten zuwachs.

Für Deutschland ligt die aufgabe natürlich ungemein schwieriger — trotz unserer frühen und reichen urkundlichen überlieferung. so wenig wie dem grofsartigen werke ORyghs und seiner nachfolger (KRygh und AKjær), den 'Norske Gaardnavne' (17 bände, Kristiania 1897—1919), dürfen wir hoffen, der leistung Olsens etwas gleichwertiges an die seite zu stellen

— etwas gleichergiebiges schon sicher nicht. die schwierigkeiten die zu überwinden, und die erträge die zu hoffen sind, hab ich in einem kleinen aufsatz 'Balder in Deutschland', Namn och Bygd 10 (1922), 13—19 angedeutet. E. S.

Über slawische und vordeutsche ortsnamen in Oberösterreich von **K. Schiffmann.** nachtrag zu Schiffmann, Das land ob der Enns 2 aufl. (München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1922). 12 ss. 8⁰. — Der verf. wendet sich stark gereizt gegen die kritik welche E. Schwarz (vgl. oben s. 75) an seinem buche (oben s. 76 f) geübt hat, und will nicht zugeben, dass hier eine gute, wenn auch wol gelegentlich überscharfe, linguistische methode gegen eine reihe von etymologischen einfällen ankämpft, die im wesentlichen auf die wörterbücher basiert sind. obgleich ich in slavicis und wol auch in celticis nicht besser zu hause bin als Schiffmann, hab ich doch den eindruck, dass Schwarz in der mehrzahl der fälle, wo er die deutsche herkunft gegen slawische ableitung verteidigt, recht behält, und vollends Sch.s keltische etymologieen, wie die von *Aitra, Aiterbach* (das ich jetzt als apotropäisch deuten möchte), sind nicht besser als die der alten sünder Mone und Buck. auch gegen mich wendet sich Sch. gelegentlich, der ich *Wimpassing Wintpôz(ing)* mit hinweis auf finn. u. onn. wie *Windschläg (Windstoſs, Windbruch)* von den Slawen loslösen wollte. indem er mir das späte auftreten dieser gehöftnamen entgegenhält und mich mit der frage frozzelt: 'Sollte tatsächlich der wind erst seit dieser zeit so bösartig gehaust haben?' beweist er, dass er über das aufkommen und die rasche ausbreitung neuer namen innerhalb der jungen colonisation nicht nachgedacht hat. und wenn er seine leser belehrt: 'das wort *pôzen* findet man nur von der tätigkeit der menschenhand gebraucht', so verfährt er weit unvorsichtiger apodiktisch als irgendwo der so heftig getadelte Schwarz; ich brauche nur seinen landsmann Heinrich vMelk zu citieren: *chêre dîn schef ze stette, daz dich ... die sundern winde ... iht ane bôzen* Erg 650 ff. E. S.

Das lautsystem der niederdeutschen kanzleisprache Hamburgs im 14. jahrhundert mit einer einleitung über das hamburgische kanzleiwesen. akademische abhandlung von **Sven Lide** [Upsala 1922]. XII u. 132 ss. 8⁰. — Die fleiſsige und gewissenhafte dissertation ist von Borchling angeregt und von Ag. Lasch gefördert worden und hat das nicht sehr ergiebige thema prompt erledigt. das ergebnis ist, dass dem nordniedersächsischen grundcharakter der mit dem stadtrecht von 1301 einsetzenden hamburgischen kanzleisprache von vorn herein westnd. sowol wie hochdeutsche elemente beigemischt sind, später aber das lübische gepräge der hansischen schriftsprache auch in Hamburg mehr und mehr hervortritt. der darstellung der lautlehre geht, wie es sich gebührt, ein ausführliche

rechenschaftsbericht über das hamburgische kanzleiwesen, das vorliegende material und die hauptschreiber voraus. der schreiber Olricus de Mirica (s. 3), von dem die älteste nd. originalurkunde (1335) herrührt, dürfte doch wol eher aus dem städtchen Heide in Holstein stammen, als irgendwoher aus der 'Lüneburger heide'. und wenn v. 7 dem 'clericus uxoratus' das nd. *halfpape* gleichgesetzt wird, so ist das gewis ein irrtum: *halfpape* bedeutet weder dies noch, wie es bei Lübben-Walther heifst: 'angehender geistlicher, student', sondern ist der bastard eines pfaffen, ebenso wie *halbritter, halbherre* illegitime söhne von rittern und geistlichen (mönchen) sind; alle drei leben in heutigen familiennamen fort.

E. S.

Das Gothaer mittelniederdeutsche Arzneibuch und seine sippe. herausgegeben von **Sven Norrbom** [Mittelniederdeutsche Arzneibücher. herausgegeben von Conrad Borchling bd. I]. Hamburg 1921. 240 ss. gr. 8°. — Von der 'Düdeschen Arstedie' und der 'Practica Bartholomaei' der Gothaer hs. 980 haben wir zuerst durch Regel und Mielck (1872—1878) nähere kunde erhalten. zeitweise erhofften wir eine vollständige ausgabe von dem besten kenner dieser litteraturgattung auf niederdeutschem boden, von C. Borchling selbst; jetzt hat er diese einem schwedischen schüler überlassen, und der junge gelehrte, der sich seiner persönlichen leitung und unterstützung bis zum druckabschluss erfreute, hat dieses vertrauen gerechtfertigt: was uns hier vorliegt, ist eine der besten editionsleistungen welche die mittelniederdeutsche philologie aufzuweisen hat. die Düdesche Arstedie (DA.) stellt in der hauptsache eine gewaltige anhäufung von populären arzneiverordnungen dar, deren lexikalischer reichtum und wert längst bekannt war und nun hier in dem beigegebenen glossar (ss. 204—237) voll ausgeschöpft wird; weit weniger ergibt die übersetzung des Bartholomäus (B.), der eben ein gelehrtes werk ist. für DA. konnten neben der grundlegenden Gothaer zwei Kopenhagener und eine Rostocker hs. benutzt werden; die letztgenannte fällt für B. fort. die überlieferung ist für DA. recht compliciert, für B. bietet sie keine schwierigkeiten. ebenso ligt das quellenverhältnis für B. sehr einfach und ist bereits in einer Münsterschen dissertation von Willcke (1912) festgelegt worden: es handelt sich um die niederdeutsche umschrift eines hochdeutschen werkes, mit dem uns zuerst JHaupt (1872) bekannt gemacht hat. die DA. zerfällt in den medicinischen hauptteil und in einen astrologischen anhang; beider quellen und ihre beziehungen zu ähnlichen werken der hd. und nd. litteratur werden von N. aufgedeckt und die lässige arbeit des redactors nachgewiesen. ein in diesem falle, bei der zerstreutheit des materials, sehr nützliches und notwendiges litteraturverzeichnis beschliefst die schöne publication, die das Hamburger Deutsche Seminar mit unterstützung

der Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung sowie deutscher und schwedischer gönner des herausgebers ans licht bringen durfte. E. S.

Pelagia. eine legende in mittelniederländischer sprache. mit einleitung, anmerkungen und glossar. akademische abhandlung von **A. F. Winell**, lic. phil. Halle, Niemeyer 1922. XV u. 50 ss. — Der hier aus einer späten Stockholmer hs. veröffentlichte prosatext hat als eine schlichte übersetzung weder litterarischen wert noch besonderes sprachliches interesse, und was der herausgeber in der einleitung über die mundart (mnl. grundcharakter mit mnd. elementen in lautgebung und wortschatz) und in den anmerkungen zur erklärung beibringt, verrät einen anfänger mit schwacher rüstung; die besorgnis allerdings welche ein zweimaliges *lenē* für *leuē* gleich eingangs (s. VII z. 1 u. 5 v.u.) erweckt, bestätigt der textabdruck selbst nicht, der im ganzen den eindruck von sorgfalt und zuverlässigkeit macht. dass die überlieferung vielfach verbessert werden muste hat W. freilich nicht gesehen; selbst fehler wie *verstringhe* für *verstrickinghe* (II 60) werden nicht erkannt. recht wunderlich sind manche anmerkungen, und auch das glossar weist bedenkliche anstöfse auf, wie s. v. *diel*, wo W. trotz dem 'portionem' der lat. vorlage ganz in die irre geht: *diel* (= *deel*) IV 64 ist natürlich ebenso zu beurteilen wie *gestiente* VI 15, *ghehieten* VII 24. E. S.

Koromandel-Wedekind der dichter des Krambambuli-liedes von **Otto Deneke** [Göttingische Nebenstunden für Bücherfreunde herausgegeben von dr O. D. 1]. Göttingen, selbstverlag 1922. 80 ss. 8°. — Der ausgezeichnete bücherkenner und erprobte spurfinder hat die von AKopp begonnenen nachforschungen nach den lebensumständen Chph. Fr. Wedekinds mit gutem erfolg fortgesetzt: heimat und herkunft, geburts- und sterbedatum sind festgestellt, titel und würden erklärt — und doch wird gleichstrebenden nachfolgern noch immer einiges übrig gelassen; denn wo der dichter die schule besucht und seine universitätsstudien begonnen hat, welche eigenschaft ihn 1737—1741 zu Regensburg festhielt, ob er mit seinem herrn und gönner prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp 1762 in StPetersburg gewesen ist, und schliefslich in welcher dienstlichen verwendung er seine letzten 1½ jahrzehnte in Kiel (wo er am 3. oct. 1777 68jährig als hochfürstl. eutinscher justizrat starb) zugebracht hat, das bleibt alles noch ungeklärt. für uns ist das wichtigste, dass W. den 'Krambambulist' höchst wahrscheinlich 1744 in Riesenburg in Westpreufsen als secretär des dragoner-regiments Holstein verfasst hat. die an die biographie (s. 3—41) angeschlossene 'druckgeschichte' (s. 42—45) verzeichnet namentlich die einzeldrucke dieses gedichtes, auf dem allein W.s junger litterarischer ruhm basiert, und das in der erweiterten fassung von 102 strophen s. 62—80 abgedruckt wird; voraus geht ihm eine verständige auswahl von 8 weitern stücken aus 'Koromandels Nebenstündigem Zeitvertreib' (s. 47—61). E. S.

Anzengrubers werke. gesamtausgabe nach den handschriften in zwanzig teilen, mit lebensabriss, einleitungen und anmerkungen herausgegeben von **Eduard Castle.** Leipzig, Hesse & Becker o. j. [1921]. 204. 271. 199. 203. 148. 189. 161. 163. 179. 336. 140. 283. 186. 284. 343. 198. 274. 196. 240. 410 ss. 8°, gebd. in 7 hlwbb. — Von Anzengrubers werken ist unmittelbar nach des dichters tode 1890—91 die von ihm selbst heifsersehnte gesamtausgabe in 10 bänden bei Cotta herausgekommen, besorgt von den freunden Bettelheim, Chiavacci, Schembera, die den schriftlichen nachlass benutzen konnten, aber zu den gedruckten werken doch nur eben die bauernkomödie 'Die Trutzige', beiträge zur selbstbiographie und aphorismen hinzufügten. mit ablauf der schutzfrist traten dann 1921 gleichzeitig zwei gesamtausgaben hervor: die eine (bei Schroll & co. in Wien) unter mitwürkung von Karl Anzengruber herausgegeben von RLatzke und ORommel (LR), 'kritisch durchgesehen' in 15 bänden (von denen mir bd 1—14 vorliegen), konnte den nachlass ohne einschränkung benutzen und bringt so gleich im ersten bande 'fragmente, skizzen und pläne zu dichtungen' (625 nummern), die einen höchst interessanten einblick in die keimzellen von A.s dichterischem schaffen und in die ganze weite seiner socialen, sittlichen und psychologischen interessen und beobachtungen gewähren, die andere, welche uns hier zur besprechung vorligt, durfte die handschriften, wenn ich den herausgeber recht verstehe, nur eben für die bereits gedruckten werke heranziehen, bringt aber unter diesen manches vergrabene und verschollene stück besonders aus des dichters erster litterarischer betätigung. der umstand dass unsere universitätsbibliothek (als geschenk des dr ODeneke) die mehrzahl von Anzengrubers werken in den ersten einzeldrucken besitzt, hat mich ermutigt, über Castles ausgabe hier kurz zu berichten.

Castle, dessen erstaunliche arbeitskraft uns hier von neuem respect abnötigt, hat die folgende anordnung getroffen: bd I Biographie — Autobiographisches; bd II—IX Dramen; bd X bis XII Romane, wobei hinter die zweite fassung des 'Schandflecks' die 'Kameradin' gestellt ist: die 'stadtgeschichte', von welcher Anzengruber den bauernroman nachträglich entlastet hat; bd XIII—XVI Dorfgänge I—IV u. Kalendergeschichten I—III; bd XVII—XVIII Bilder aus dem Leben einer grofsen Stadt. Gefabeltes von Irgendwo und Nirgendwo; bd XIX (vom herausgeber unter diesen titeln vereinigt): Kleiner Markt. Poetisches Tagebuch (gedichte). — Unterm Mond. Satirisches Tagebuch (gereimtes und ungereimtes); schliefslich bd XX eine bunte nachlese; besonders in bd I. XIX. XX steckt ein gutes stück fruchtbarer arbeit.

Eine wichtige aufgabe, und keine ganz leichte, erwuchs dem herausgeber vor allem bei den dramen, und hier namentlich

gegenüber dem mundartlichen element des dialogs; in den Wiener stücken sogut wie in den bauernkomödien. Anzengruber ist offenbar ein recht sorgloser corrector gewesen, soweit er sich überhaupt um die controlle des setzers gekümmert hat. er hat sich aber auch kaum je um feste normen oder grundsätze bemüht für die äufsere form- und lautgebung des von ihm so meisterlich beherschten dialekts, insbesondere ist die art wie die erstlingsdrucke den apostroph anwenden, inconsequent; und dieser übelstand besonders erscheint in der ersten gesamtausgabe (B) unerträglich verschärft: die häkchen sind hier vielfach direct sprachwidrig und dazu für den schauspieler sogut wie für den leser zweck- und sinnlos. dass hier der herausgeber die hand nicht in den schofs legen durfte, ist ohne weiteres klar. LR haben ihren text von den unnötigen auslassungszeichen nach möglichkeit entlastet, vielleicht sind sie sogar weitergegangen als es im sinne des dichters wäre, von dem wir doch zur controlle einige reinschriften besitzen. bei C. hab ich keine orthographischen oder textkritischen principien feststellen können. ich greife das Vierte Gebot heraus. bei diesem stück legen LR (bd V) den erstlingsdruck D (Wien, Rosner 1878) zugrunde und lehnen das von fremder hand geschriebene censurmscr. (des Josephstädt theaters) ausdrücklich ab, sie fügen hinzu, der text sei hier 'etwas stärker dialektisch gefärbt'; ihr eigener text beseitigt ein paar druckfehler, bessert hier und da die interpunction von D und schränkt den gebrauch des apostrophs wesentlich ein. C. nennt als textliche grundlagen (bd V s. 148) eben jenes ms. und den ersten druck, und wo er von diesem abweicht, wie etwa (act I sc. 1. 2) s. 88 z. 2 *Muatter* st. *Mutter* D, z. 10 v.u. *glai* st. *gleich* D, z. 8. v.u. *Freili* st. *Freilich* D, s. 89 z. 2 *schwarz (Brot)* st. *schwarzs* D, z. 6 *Secht's* st. *Seht's* D, z. 16 *hab'n mer* st. *hab'n wir* D usw., da folgt er offenbar der stark mundartlich gefärbten abschrift — ob die aber hier der intention Anzengrubers entspricht? ob nicht der copist formen die ihm aus den bauernkomödien geläufig waren, in das Wiener stück eingeführt hat? — dazu kommt ein anderer übelstand: offenbar hat Castle die abweichungen der hs. in ein exemplar der gesamtausgabe eingetragen, und dabei sind zwar die mehrzahl der störenden apostrophe getilgt, aber doch immerhin einige stehn geblieben: so s. 88 z. 13 v.u. *Ich seh' 'n* st. *Ich seh'n* D — in der gleichen zeile ist *Rutscherpeter,* wenn es würklich in der hs. stand, sicher ein schreibfehler für *Rütschepeter* D. man sieht leicht: diese texte stellen den editor vor zweifel und aufgaben welche dem herausgeber classischer werke erspart bleiben — aber dafür dass auch die gelöst werden, sollten unsere Wiener collegen wol sorge tragen. durch vergleichende heranziehung etwa der autographen reinschrift der 'Alten Wiener' hätte der herausgeber auch jetzt schon klarheit schaffen können. **R. S.**

MISCELLEN.

ZUM PART. PRÄT. PERFECTIVER VERBA. Unsere grammatiken (s. zuletzt Michels Mhd. el.-buch § 242a) führen gleichmäfsig als zeitwörter welche ihrer perfectiven natur gemäfs das part. prät. ohne *ge-* bilden an: *werden, vinden, komen, treffen, lâzen, bringen.* wenn Michels § 240 dazu 'meist auch *jehen*' und § 242a 'perfectives *heizen* befehlen' neben 'imperfectivem *heizen* nennen, genannt werden' (*si hæte im heizen machen ... ein hiuselín*) stellt, so ist das nicht ganz richtig: diese beiden verba bilden ihr part. prät. ohne *ge-* nur wenn sie als hilfsverben auftreten, und sie folgen hier der analogie von *lâzen.* indessen gibt es doch ein weiteres zeitwort, das bisher unbeachtet geblieben ist, weil es in der alten perfectiven bedeutung 'hindurchgehn, zu ende, vorübergehn' schon früh im 13 jh. verschwindet: *līden.* davon heifst das part. prät. *liten* oder, zumal es vorwiegend mitteldeutsch bezeugt ist, *liden*: *dô die nône liden was* Str. Al. 5108, *ê sie begraben wêren, wâren liden vierzehen naht* Herb. 8125; im Karlmeinet, in dessen verschiedenen teilen das verbum öfter erscheint (Bartsch Über Karlmeinet s. 303) ist das part. prät. meist als *geleden* überliefert, indes steht 506, 4 *leiden,* und wie hier sicher gelesen werden muss *dô sie vor Sardis wâren leden* (: *vreden*), so wird es auch an den meisten andern stellen einzusetzen sein, so 194, 40 *dô dese drî wochen wâren leden.* E. S.

SELZERWASSER UND *SELTERWASSER.* PBBeitr. 45, 142 hat WHorn die form *Selzerwasser* auf silbendissimilation (haplologie) aus *Selterserwasser* zurückgeführt. für frz. *eau de Seltz* wäre dabei zu erwähnen, dass es sich zwar auf das wasser von (Nieder-)Selters bezieht, aber an den namen des elsässischen städtchens Seltz (Selz) am Selzbach im kreise Weifsenburg angelehnt ist und wenigstens in Strafsburg zu meiner zeit so verstanden wurde. unnötig ist es die form *Selterwasser* als 'mischung' von *Selterwasser* + *Selzerwasser* zu deuten: aus *Selterswasser* muste durch ferndissimilation *Selterwasser* werden, eine form die durch *Frankfurter würstchen, Marburger dippchen* usw. ohne weiteres gefestigt wurde.

Ich knüpfe hier die anscheinend bisher unbeachtet gebliebene abneigung gegen das *s* in der compositionsfuge jüngerer zusammensetzungen mit *s*-haltigen wörtern an: wir sagen und schreiben consequent *königskrone, königsthron, königstochter, königswürde* — aber *kaiserkrone, kaiserthron, kaisertochter, kaiserwürde* (wobei allerdings die composita mit nom. act. auf *-er* = *-ære* (gen. pl.) wie *schreinerhandwerk, schneiderwerkstatt* einwürken mögen);

vorherschend sind einerseits *feuersgefahr, feuersnot, feuersflammen*, anderseits *wassergefahr, wassernot, wasserwogen* (ausnahmen verzeichnen die wörterbücher); der *reichsbehörde, reichskasse; landesbehörde, landeskasse* steht die *kreisbehörde, kreiskasse* gegenüber, nicht als ältere bildung (echte composition), sondern durch dissimilatorischen silbenschwund. in der bildung von ortsnamen (belege s. bei Förstemann) unterscheidet sich *Hirsperg* von *Bockesberg, Eburesberg, Hramnesberg*. es ist dieselbe abneigung gegen die enge häufung der zischlaute welche die ersetzung von *schweizisch* durch *schweizerisch* verursacht und die wunderlichen schicksale von *scarsahs* herbeigeführt hat: einerseits *scharsach* anderseits *schardas*. E. S.

ZUM TEXT DES 'BUCHS DER RÜGEN' (Zs. 2, 45—92). Da die einst dem antiquar Kuppitsch gehörige junge, aber im ganzen recht zuverlässige handschrift (A) dauernd verschollen scheint und der von BWiesotzky (QF. 113) nachgewiesene ganz späte und schlechte Münchener text (H, cgm. 444 in 4°), wenn man wenigstens der s. 4 mitgeteilten collation vertrauen darf, für die kritik so gut wie nichts ergibt, mögen die nachstehnden randnotizen, schon um des mittelhochdeutschen wortschatzes willen, nicht überflüssig erscheinen.

Dass man der hs. A 463 f mit *wolnust : gelust* zur seite bleiben muss, hat schon W. s. 15 n. erkannt; — das gleiche gilt aber auch für 1113 *e r g r e i n n e* (hs. *ergrainne*), denn es handelt sich um das factitivum zu *ergrinen*, das also dem mhd. wb. einzufügen ist — und für 1279 *p h o c h s n i d e n*, das schon Lexer richtig als 'beutelschneiden' erklärt, indem er auf die form *phochsneider* beim Teichner hinweist; entstellt ligt diese auch vor in dem Teichnerschen spruch LS. III nr 260 (s. 631 f), wo auf *peutelsnider* v. 31 *pfeisnider* v. 39 folgt; das wort gehört zu *phose* 'gürteltasche'.

Weiter ist zu lesen: 15 (*das si solten lêren*) *zuht*, ⟨*und*⟩ *unzuht weren* (haplographie) — 208 *g r ô z e n oder swachen*, ebenso 432 *g r ô z e n unde swachen* — 454 *zu aller zit, des bit ich* ⟨*dich*⟩ — 680 *missesprochen* — 1021. 22 *enmähte : trähte*, vgl. 138 — 1051 *mües* — 1127 *r i t t e r s e g e n*, das interessante compositum fehlt in den wörterbüchern — 1158 *es si* ⟨*in*⟩ *liep oder leit* — 1194 *m ä h t e t ir, si wurden blôz* — 1343. 67 *kiufelære* ist natürlich 'umgekehrte schreibung' für *k o u f e l æ r e*, *keufelære*.

In v. 1305 ff ligt eine interessante anspielung auf den schwank vom Schneekind vor. im übrigen hoff ich, dass der reiche culturgeschichtliche gehalt dieser satirischen dichtung, die den wert ihrer lateinischen vorlage bei weitem übertrifft, recht bald die würdigung findet die er verdient, und die auch dem hin- und herreden über die heimat des werkes ein ende machen wird. E. S.

FLASCHE. Anz. XXIII 157 hat ESchröder auf eine anregung Roethes hin germ. **flaskō* unter hinweis auf die bedeutung des aus dem germ. entlehnten it. *fiasco* 'mit stroh umflochtene flasche' einleuchtend aus idg. **plokskо* erklärt, das eine ableitung des in griech. *πλέκω* 'ich flechte' und seinen verwanten enthaltenen **plek* ist. es wird nützlich sein darauf aufmerksam zu machen, dass **plokskо* neulich in einer andern indogerm. sprache, auf die die germanisten nicht zu blicken pflegen, gefunden worden ist, im albanesischen: Jokl Studien z. alban. etymologie u. wortbildung 69 hat alban. *pl'af* 'bunte wollene decke', das nach der ableitung *pl'ehure* 'grobe leinwand' für *pl'ah* steht, aus **ploḱsqo* hergeleitet.

Wien. **Josef Brüch.**

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS. *Im nachlass des am 3. januar 1917 verstorbenen Heidelberger rechtshistorikers Richard Schröder fand sich in grauem, von der hand des ausstellers mit der adresse:* Sr. hochwürden herrn pfarrer W i l h. S c h u b e r t. Zerbst *versehenen und mit dem das Grimmsche wappen zeigenden petschaft versiegelten umschlag folgender originalbrief Wilhelm Grimms, der mit anderen Grimmreliquien nunmehr durch frau geh.-rat Frida Schröder-Saunier der Preufsischen Staatsbibliothek in Berlin für ihren Grimmschrank überlassen worden ist.* **Ulrich Stutz.**

Hochwürdiger herr pfarrer,

die mir zugesandten auszüge aus Jean Paul sind richtig angelangt, und ich sage Ihnen meinen herzlichen und grofsen dank dafür. ich habe gesehen mit welcher aufmerksamkeit und welchem fleifs dabei ist gearbeitet worden, und weifs ihren werth in jeder hinsicht zu schätzen, da ich das ermüdende einer solchen arbeit aus eigener erfahrung hinlänglich kenne. dazu kommt noch dafs Jean Pauls werke, wegen des reichthums und der eigenthümlichkeit der sprache, mit zu den schwierigsten gehören.

Schon sind viele bedeutende und umfangreiche arbeiten eingegangen, aber die aufgabe zeigt sich in der ausführung so grofs, dafs es selbst bei der ansehnlichen zahl der mitarbeiter (es mögen gegen 60 sein) doch nicht möglich gewesen ist, sie in der bestimmten zeit zu erzwingen. vor michaelis werden wir, im günstigsten fall, nicht im stande sein, mit der ausarbeitung anzufangen. wenn ich also dann erst die fortsetzung von J. Paul von Ihnen empfange, so werden Sie noch zu rechter zeit kommen, und ich finde eine art beruhigung darin, dafs Sie und die andern mitarbeiter, die sich der sache mit so viel aufopferung annehmen, nicht allzusehr gedrängt werden. ich bitte Sie diese auszüge an die weidmannische buchhandlung in Leipzig zu senden.

Wenn Sie die von der weidmannischen buchhandlung bezogenen werke Jean Pauls als ein andenken an diese arbeit annehmen wollten, so erfüllen Sie nur einen gewifs ganz natür-

lichen wunsch. dafs ich Ihnen damit nicht zu danken vermag, versteht sich von selbst.

Ich habe wegen der briefe des Fabricius, die Sie aus dem hiesigen archiv zu haben wünschten, mich an den archivar selbst gewendet, und gestern (das ist der grund, warum ich nicht früher geschrieben habe) die auskunft erhalten, dafs er das gewünschte nicht finden könne. er will damit nicht behaupten, dafs solche briefe nicht vorhanden sein könnten, aber bei dem „riesenhaften" (dies war sein ausdruck) nicht im einzelnen geordneten vorrath in solchen dingen, sei es nicht möglich bestimmtere auskunft zu geben. er will die sache im auge behalten, zumal ihm, wie er sagte, von Marburg ähnliche anfragen zugekommen seien, und sollte er so glücklich sein etwas zu finden, so hofft er es auch mittheilen zu können. die früher sehr liberale mittheilung ist nämlich in der neusten zeit auf eine unglaubliche weise beschränkt worden. ich brauche Ihnen nur als beispiel anzuführen dafs dem ersten archivar Falkenheiner, der die geschichte einiger hefsischer städte hat herausgeben wollen, untersagt worden ist die dazu gehörigen urkunden, die man ohne das mindeste bedenken hätte bekannt machen dürfen, abdrucken zu lafsen. auch herrn v. Rommel ist, soviel ich weifs, die freie benutzung der archive entzogen worden, und er wird daher, wie ich höre, seine geschichte von Hessen, insoweit sie eine urkundliche ist, schliefsen und von dem, was noch zurück ist, nur eine sumarische übersicht liefern.

Ich lebe hier in stiller zurückgezogenheit, blofs mit meinen arbeiten beschäftigt, und würde meine lage insoweit als eine glückliche preisen, wenn ich sie als eine dauernde betrachten könnte. aber ich bin in meinem nächsten vaterlande, an dem ich von herzen hänge, ein halber fremdling und dieses gefühl hat etwas schmerzliches. meinen freund Ritter habe ich ostern mit einigen andern göttinger freunden in einer kleinen hessischen landstadt an der hanöv. grenze gesehen, da mein bruder das unglückliche land, das durch die wachsende sittliche auflösung aller verhältnisse noch mehr als durch die äufsern einwirkungen, wodurch namentlich die universität, wie es mir scheint, bis in die wurzel zerrifsen ist, leidet, nicht betreten darf, und ich nicht betreten mag.

Mit der versicherung der aufrichtigsten hochschätzung habe ich die ehre zu sein

Ew. hochwürden

ganz ergebenster
Wilh. Grimm.

Cafsel 2 Juni 1840.

PERSONALNOTIZEN.

Auf die ord. professur d. deutschen philologie in Würzburg ist prof. dr DIETRICH VON KRALIK in Wien berufen worden, auf die ord. professur der englischen philologie in Bern der privatdocent dr HERBERT SCHÖFFLER von Leipzig. die ord. professur f. neuere litteraturgeschichte in Innsbruck wurde dem dr MORITZ ENZINGER übertragen.

In Wien wurde der privatdocent gymn.-prof. dr EDUARD CASTLE zum ao. professor ernannt.

In Rostock hat sich für deutsche sprache u. litteratur dr WILLI FLEMMING habilitiert.

DER SCHERERPREIS,

den Richard M. Meyer gestiftet hat und der zum ersten male 1920 vergeben wurde (Anz. XXXIX 176), ist für 1923 geteilt worden: zwischen dem privatdocenten dr Herbert Cysarz in Wien für sein buch 'Erfahrung und idee' (Wien u. Leipzig 1921) und dem privatdocenten dr Karl Viëtor in Frankfurt a. M. für seine 'Geschichte der deutschen ode' (München 1923).

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 december 1922 bis 26 mai 1923 sind eingegangen:

O. Abel, Die vorweltlichen tiere in märchen, sage und aberglaube [Wissen und Wirken bd 8]. Karlsruhe, Braun 1923. 66 ss. 8°.

A. Bauckner, Einführung in das mittelalterliche schrifttum. Kempten, Kösel & Pustet (1923). X u. 174 ss. kl. 8°.

S. Birnbaum, Das hebräische und aramäische element in der jiddischen sprache. Leipzig, G. Engel 1922. 55 ss. 8°.

K. Bittner, Beiträge z. gesch. d. volksschauspieles vom Doctor Faust [Prager Deutsche studien h. 27]. Reichenberg, Kraus 1922. 30 ss. 8°.

Heliand u. Genesis hrsg. v. **O. Behaghel.** 3. aufl., der Heliandausgabe 4. aufl. Halle, Niemeyer 1922. XXXVI u. 290 ss. 8°.

Die Edda mit historisch-kritischem commentar herausgegeben von **R. C. Boer.** 2 bände. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1922. I Einleitung u. text XCI u. 319 ss. II Commentar XIII u. 397 ss. 8°. — gbd. 30 gld.

O. Briegleb, Vom verluste unserer sprachformen. ein mahnruf. privatdruck. 11 ss.

L. Brun, Hebbel mit besonderer berücksichtigung s. persönlichkeit u. s. lyrik. Leipzig, Haessel 1922. XXII u. 1271 ss. 8°.

L. Will. Cart, Précis d'histoire de la littérature allemande avec notes bibliographiques et tableaux synchroniques. Paris, Klincksieck 1898. VI u. 467 ss. 8°.

G. Ehrismann, Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgang

des mittelalters. II teil: Die mittelhochdeutsche litteratur, I Frühmittelhochdeutsche zeit. München, Beck 1922. XIII u. 358 ss. 8°.

W. Erben, Die schlacht bei Mühldorf 28. IX. 1322, historisch-geographisch u. rechtsgeschichtlich untersucht. Graz, Leuschner & Lubensky 1923. 86 ss. u. 3 taf. 8°.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch, weitergeführt von H. Pfleiderer, lief. 67. 68. Tübingen, Laupp 1922. s. 802—1120.

K. Francke, Die kulturwerte der deutschen litteratur, II bd. Berlin, Weidmann 1923. 638 ss. 8°.

F. Friedensburg, Die symbolik der mittelaltermünzen. Berlin, Weidmann, tl I 1913. X u. 119 ss.. tl II. III 1922. XII u. s. 121—448 m. e. tafel u. 13 abbildgen im text. grz. 3,60 u. 7,20 m.

Th. Frings, Rheinische sprachgeschichte [sa. aus d. 2. aufl. d. Geschichte d. Rheinlandes hrsg. v. d. Gesellschaft f. rhein. geschichtskunde]. Essen, Baedeker. s. 251—298.

A. Hauffen, Johann Fischart, ein literaturbild aus d. zeit d. gegenreformation, bd II [Schriften d. wissenschaftl. Instituts der Elsass-Lothringer im Reich]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. 429 ss. 8°. grz. 11 m.

Goethes briefwechsel mit Heinrich Meyer herausgegeben von **M. Hecker.** 3. band: jan. 1821 bis märz 1832 [Schriften der Goethe-gesellschaft 35. bd]. Weimar, Goethe-ges. 1922. 262 ss.

Herder & co., Freiburg i. Br. Jahresbericht 1922 (X. nachtrag z. Hauptkatalog v. neujahr 1913), 72 ssp. 8°; Bücherschatz 1923, 40 ss. 8°.

M. Herrmann, Die bühne des Hans Sachs. Berlin, Weidmann 1923. 91 ss. gr. 8°.

E. Hirt, Das formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen dichtung. Leipzig, Teubner 1923. IV u. 227 ss. 8°.

M. Hoernes, Kultur d. urzeit. 3 aufl. bes. v. **F. Behn:** II Bronzezeit. III Eisenzeit [Sammlung Göschen 565. 66]. Berlin, Vereinigg wiss. verleger 1922. 23. 132 u. 130 ss. kl. 8°. m. je 50 abbildgen. grz. je 1 m.

K. Jacob, Quellenkunde der deutschen geschichte im ma. I, 3 aufl. [Sammlung Göschen 279]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1922. 124 ss. kl. 8°. grz. 1 m.

Jahrbuch der Kleist-gesellschaft 1921 hrsg. v. G. Minde-Pouet u. J. Petersen. Berlin, Weidmann 1922. VIII u. 169 ss. 8°. grz. 4 m.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 2 bd. 1922. mit 7 bildertafeln. Leipzig, Insel-verlag.

Die gedichte Walthers v. d. Vogelweide, 8. ausg. v. K. Lachmann bes. von **C. v. Kraus.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1923. XXXIII u. 232 ss. 8°.

P. Lehmann, Die parodie im mittelalter. München, Drei maskenverlag 1922. 252 ss. 8°.

P. Lehmann, Parodistische texte. beispiele zur lateinischen parodie im mittelalter. München, ebda 1923. 74 ss. 8°.

F. Lüers, Volkskundliches aus den bayerischen und nordtiroler bergen [Alpenfreund-bücherei bd 9]. München, Alpenfreund-verl. (1923). 96 ss. 8°.

Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale uitg. d. dr **L. Grootaers** (Leuven). 1922 nr 1. 10 ss.

A. Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 2. édition revue, corrigée et augmentée. Paris, Hachette 1923. XI u. 226 ss. 8°.

P. Merker, Der verfasser des Eccius dedolatus u. anderer reformationsdialoge. m. e. beitrag zur verfasserfrage der Epistolae obscurorum virorum. Halle, Niemeyer 1923. XIII u. 314 ss. 8°.

F. Michael, Deutsches theater. m. 30 abbildungen im anhang, 1 abbildg, 2 plänen und 1 facsimile im text [Jedermanns Bücherei]. Breslau, Hirt 1923. 100 ss. gr. 8°.
L. Mis, Les oeuvres dramatiques d' Otto Ludwig. I partie. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 418 ss. 8°.
L. Mis, Les 'Études de Shakespeare' d' Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 106 ss. 8°.
Mitteilungen d. Vereins f. die geschichte d. Deutschen in Böhmen. LX jahrgang hrsg. von W. Wostry. Prag, selbstverlag 1922. 396 ss. 8°.
Neuphilologische mitteilungen XXIII jahrg. Helsingfors, Neuphilog. verein 1922. 180 ss. 8°.
H. J. Moser, Geschichte der deutschen musik vom beginn d. 30jähr. krieges bis z. tode Jos. Haydns. II bd 1 hälfte. Stuttgart, Cotta 1922. XVI u. 470 ss. 8°.
Namn och Bygd. tidskrift för nordisk ortnamnsforskning utg. av Jöran Sahlgren. Lund, Gleerup. årg. 9 (1921) 174 ss., årg. 10 (1922) 178 ss.; — dazu årg 9 (1921) h. 5 (Bil. A: 1): Ortnamnen i Värmlands län på offentl. uppdrag utg. av Kungl. ortnamnskommitén del VII: Karlstads härad. Uppsala 1922.
G. Neckel, Die altnordische litteratur [Aus Natur u. Geisteswelt 782]. Leipzig, Teubner 1923. 119 ss. 8°.
Neophilologus VIII jahrg. h. 1—3. Groningen, Wolters 1923. 240 ss. 8°.
F. Ohrt, De danske besværgelser mod vrid og blod. tolkning og forhistorie. Kopenhagen, B. Luno 1922. 245 ss. gr. 8°.
F. Ohrt, Trylleord, fremmede og danske [Danmarks Folkeminder 25]. Kopenhagen, Schonberg 1922. V u. 131 ss.
A. Olrik, Ragnarök, die sagen vom weltuntergang, übertragen von **W. Ranisch.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. XVI u. 484 ss. 8°.
F. Piquet, Précis de phonétique historique de l'allemand accompagné de notions de phonétique déscriptive, avec 2 figures et une carte colorée. Paris, Klincksieck 1907. XV u. 240 ss. 8°.
O. Ritter, Vermischte beiträge z. englischen sprachgeschichte, etymologie, ortsnamenkunde, lautlehre. Halle, Niemeyer 1922. XI u. 219 ss. 8°.
A. Schirokauer, Studien z. mittelhochdeutschen reimgrammatik. [sa. aus den Beiträgen z. gesch. d. dtschen spr. u. litt. bd 47]. Halle, Niemeyer 1923. 126 ss. 8°.
Grimmelshausens Courasche (abdruck d. ältesten originalausgabe (1670) m. d. laa der beiden andern zu lebzeiten d. vf.s erschienenen drucke) hrsg. v. **J. H. Scholte** (Neudrucke nrr 246 bis 248). Halle, Niemeyer 1923. LVI u. 168 ss. 8°.
Doktor Johannes Faust. puppenspiel in vier aufzügen hergestellt von **K. Simrock.** nach d. ausg. v. 1872 hrsg., eingeleitet und um weitere puppenspieltexte vermehrt von **R. Petsch.** Leipzig, Reclam o. J. [Univ.-bibl. 6378. 79]. 140 ss. kl. 8°.
S. Singer, Die dichterschule von St. Gallen m. e. beitrag von Peter Wagner, St. Gallen in der Musikgeschichte [Die Schweiz im deutschen geistesleben hrsg. v. Harry Maync 8. bdchn.] Leipzig, Haessel 1922. 96 ss. kl. 8°.
H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer u. weltlicher motive in d. poesie des mittelalters. Groningen, Noordhoff 1922. XV u. 155 ss. 8°. — 3,25 gld.
W. Steinhauser, Beiträge z. kunde der baierisch-österreich. mundarten hrsg. von der Wörterbuchkommission der Akademie II 1. Wien, Hölder 1922. 92 ss. 8°.

F. Strich, Deutsche Klassik und Romantik oder vollendung und unendlichkeit. München, Meyer & Jessen 1922. 254 ss. 8°.

Nysvenska Studier III h. 1. 2. Tidskrift för svensk stil och språkforskning utg. af B. Hesselmann och O. Oestergren. Stockholm, Appelberg 1923.

H. Thoma, Rittertreue, e. mhd. novelle. [Münchener dissertation.] Heidelberg, Winter 1923. XI u. 30 ss. 8°.

H. Ulrich, Die besten deutschen geschichtswerke. m. e. einleitung in die entwicklung der deutschen geschichtswissenschaft [Kleine Literaturführer h. 3]. Leipzig, Koehler & Volckmar 1923. 272 ss. kl. 8°.

R. Unger, Herder, Novalis und Kleist. studien über die entwicklung des todesproblems in denken und dichten vom Sturm u. Drang zur Romantik [Deutsche Forschungen h. 9]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 188 ss.

Veröffentlichungen der Stadtbibliothek der freien und Hansestadt Lübeck: I. W. Pieth, Mitteilungen über die Lübeckische Stadtbibliothek 1616 (1622)—1922. VI u. 26 ss. — II. P. Hagen, Die deutschen theol. handschriften der Lübeckischen Stadtbibliothek. VIII u. 101 ss. Lübeck, M. Schmidt 1922. 8°.

Deutsche Vierteljahrschrift für literaturwissenschaft und geistesgeschichte, in verbindung m. Cl. Bäumker etc. hrsg. von Paul Kluckhohn u. Erich Rothacker. 1. jahrg. 1923, 1 heft. Halle, Niemeyer 1923. 160 ss. 8°.

K. Viëtor, Geschichte der deutschen ode [Geschichte der deutschen litteratur nach gattungen hrsg. v. K. V. bd I]. München, Dreimasken-verlag 1923. 198 ss. 8°.

F. Th. Vischer, 'Auch Einer', eine reisebekanntschaft. Berlin, Propyläen-verlag [1923]. 506 ss. gr. 8°.

Niederdeutsche Zeitschrift für volkskunde hrsg. von Ernst Grohne, Hamburg. heft 1, jahrg. 1, jan. 1923. Hamburg, P. Hartung 1923. 69 ss. 8°.

F. Zimmermann, Neues leben aus Klopstock. Dresden, Sibyllen-verlag 1923. 58 ss. 8°.

F. Zinkernagel, Goethes urmeister u. der typusgedanke. eine akademische rede. Zürich. Seldwyla-verlag 1922. 30 ss. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: **Deneke** (s. 190), Korrespondenzblatt (s. 184), **Löwenthal** (s. 162), **Straufs** (s. 176), **Winell** (s. 190).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.

